

# **Fiete Daniels Tagebuch**

Das nicht authentische Arbeitstagebuch eines Eckernförder Fischers aus den Jahren  
1918–1923 und seine wirtschaftshistorischen, soziokulturellen,  
juristischen und ökologischen Aspekte

von

Rudolf Forster,

Deutsches Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig

# Inhaltsverzeichnis

<b>1. Einleitung</b> .....	<b>1</b>
1.1. Textbasis.....	2
1.2. Interdisziplinärer Charakter der Untersuchung.....	3
1.3. Zitierweise.....	4
1.4. Sprachliche Gleichbehandlung der Geschlechter.....	4
<b>2. Quellenlage: Das Manuskript als Fälschung</b> .....	<b>5</b>
2.1. Die Handschrift.....	6
2.2. Der tatsächliche Urheber des Tagebuchs.....	7
2.3. Zahlreiche vermeintliche Unterschriften im Text.....	8
2.4. Unleserlichkeit des Originaltagebuchs?.....	9
2.5. Chaotische Paginierung.....	10
2.6. Sinnlose Aussagen im Text.....	12
2.6.1. Hinweis auf Seite 289.....	12
2.6.2. Hinweis auf Seite 28.....	13
2.6.3. Verweis auf »meine Tagebücher« im Eintrag zum 28.8.1918.....	13
2.6.4. Verweis auf »meine Tagebücher« auf Seite 761.....	14
2.6.5. Verweis auf »Aufzeichnungen von mir« auf Seite 854/2.....	14
2.6.6. Redaktionelle Hinweise auf eigenhändige Änderungen.....	15
2.6.7. Redaktioneller Hinweis auf Fortsetzung des eigenen Textes.....	15
2.7. Anschlussfehler im Text.....	16
2.7.1. Seite 28/29.....	16
2.7.2. Seiten 242/243.....	17
2.7.3. Seiten 410/411.....	18
2.7.4. Seiten 471/472.....	18
2.7.5. Seiten 493/494.....	19
2.7.6. Seiten 759/760.....	20
2.7.7. Seiten 855/856.....	20
2.7.8. Chronologiefehler auf den Seiten 845a bis 856.....	21
2.8. Inhaltliche Ungereimtheiten und sachliche Fehler.....	22
2.8.1. Unvereinbarkeit von Manuskriptangaben und amtlicher Statistik.....	22
2.8.2. Unschlüssigkeit des Manuskripts hinsichtlich der Verkaufserlöse.....	22
2.8.3. Fehler bei der Mindestlänge von Schollen.....	23
2.8.4. Fehlerhafte Beurteilung der Inflation in Dänemark.....	23
2.8.5. Falscher Umrechnungskurs 1921.....	24
2.8.6. Anachronismus Reichsmark.....	24
2.8.7. Doppelt verwendete Episode.....	24
2.8.8. Zeitlich fragwürdige Zuordnung: der Fischerstreik von 1951.....	25
2.8.9. Überschrift ohne Text.....	27
2.8.10. Der dänische Fischhändler Hansen.....	27
2.9. Unklare Länge einer fehlenden Textpassage.....	28
2.10. Fehlerhafte Datumsangaben.....	29
2.11. Detaillierte Tageseinträge – ohne Datum.....	30
2.12. Verweise auf eigene Texte außerhalb des Tagebuchs.....	30
2.13. Einschübe als Fremdkörper im Manuskript.....	31

### 3. Allgemeine Aspekte der inhaltlichen Auswertung ..... 33

3.1. Vorbemerkung .....	33
3.2. Formale und inhaltliche Einordnung .....	33
3.2.1. Korpus .....	33
3.2.1.1. Gliederung des Manuskripts .....	33
3.2.1.2. Paginierung und Vollständigkeit .....	35
3.2.1.3. Spätere Einschübe .....	36
3.2.2. Textmaterial außerhalb des Korpus .....	36
3.2.3. Hochdeutsch und Plattdeutsch .....	39
3.2.3.1. Diglossie .....	39
3.2.3.2. Weitere Fragestellungen .....	41
3.2.4. Transkription .....	41
3.2.5. Textcharakter .....	42
3.2.5.1. Ein Arbeitstagebuch .....	42
3.2.5.2. Eine Erfolgsgeschichte .....	43
3.3. Persönlicher Hintergrund .....	44
3.3.1. Die Familie .....	44
3.3.2. Der achtzehnte Geburtstag .....	45
3.3.3. Privatleben .....	47
3.3.4. Daniels Motive für sein Tagebuch .....	47
3.3.4.1. »Hau de Aastüg över de Knochen!« .....	48
3.3.4.2. Rechtliche Bewertung .....	49
3.3.4.3. Aufzeichnungen über Jahrzehnte .....	50
3.4. Zeitgeschichtlicher Hintergrund .....	52
3.5. Fischereihistorische Aspekte .....	55
3.5.1. Die Fischerei in engeren Sinn .....	55
3.5.1.1. Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert .....	55
3.5.1.2. Das 19. Jahrhundert .....	56
3.5.1.3. Das 20. Jahrhundert .....	57
3.5.2. Fischverarbeitung .....	58
3.5.2.1. Karner .....	58
3.5.2.2. Kieler Sprotten .....	58
3.5.2.3. Wirtschaftsfaktor Räuchereien .....	59
3.5.3. Fischereigenossenschaft .....	62
3.5.4. Bewertung .....	62
3.5.4.1. Daniels Beschreibung der Fischerei .....	62
3.5.4.2. Daniels Beschreibung der Räucherei .....	63
3.6. Überblick über die Arten der Netzfischerei .....	64
3.6.1. Handwaden .....	64
3.6.2. Ringwaden .....	65
3.6.3. Stellnetze .....	66
3.6.4. Treibnetze .....	66
3.6.5. Eckernförder Methode .....	67
3.6.6. Zeesen .....	67
3.6.6.1. Funktionsweise .....	67
3.6.6.2. Verbot in Küstennähe .....	69
3.6.7. Takeln .....	70
3.7. Die Schiffe .....	72
3.7.1. Die Quase der Fehmarn-Fahrt .....	72

3.7.1.1. Pommersche Quatzen und »alte« Quasen.....	72
3.7.1.2. Die Bünn .....	73
3.7.1.3. Segelquasen vor der Motorisierung.....	74
3.7.1.4. Von der Segelquase zur Motorquase.....	74
3.7.1.5. Glühkopf und Boschöler.....	76
3.7.1.6. Das Ende .....	78
3.7.2. Das Schiff der Dänemarkfahrten.....	79
3.7.3. Die Zeit dazwischen .....	80
3.8. Fangplätze.....	82
3.8.1. Eckernförder Bucht.....	82
3.8.2. Vor Ærø (Arrö) und Langeland .....	83
3.8.3. Im Fehmarnsund .....	84
3.8.3.1. Vorgeschichte: Heringe.....	84
3.8.3.2. Erster Schleppnetzfang vor Fehmarn.....	86
3.8.3.3. Exkurs: Reisezeiten.....	86
3.9. Die Netze.....	89
3.9.1. Allgemeines.....	89
3.9.1.1. Manilahanf.....	89
3.9.1.2. Der Netz-Marktführer in der Nachbarschaft.....	90
3.9.2. Maschenweite und Spinnrichtung .....	90
3.9.2.1. Größere Maschen für größere Schollen .....	90
3.9.2.2. Erfolgsfaktor Zwirndrehung.....	91
3.9.3. Exkurs: Die preußischen Mindestmaße für Schollen .....	92
3.10. Begriffsbestimmungen .....	94
3.10.1. Oberfischmeister .....	94
3.10.2. Fischmeister.....	95
3.10.3. Fischermeister, Fischobermeister und Erster Fischmeister .....	96
3.10.4. Fischereivereine.....	97
3.10.4.1. Tätigkeitsbereich .....	97
3.10.4.2. Deutscher Seefischereiverein .....	98
3.10.5. Fischereigenossenschaft.....	98
3.10.5.1. Die Eckernförder Fischer-Genossenschaft .....	98
3.10.5.2. Abgrenzungsfragen .....	100
3.10.6. Fischerinnung.....	100

#### **4. Wirtschaftliche Auswertung ..... 101**

4.1. Die Fehmarnfahrten als Businessratgeber.....	101
4.1.1. Standortanalyse.....	102
4.1.2. Vertriebliche Infrastruktur .....	103
4.1.3. Konkurrenzanalyse .....	104
4.1.4. Technische Ausstattung.....	104
4.1.4.1. Das bessere Schiff.....	104
4.1.4.2. Das bessere Netz.....	105
4.1.4.3. Die besseren Seekarten .....	106
4.1.5. Qualitätsorientierung.....	107
4.1.5.1. Berufsethos und Zuverlässigkeit.....	107
4.1.5.2. Arbeitsmoral.....	108
4.1.5.3. Mut und Unkonventionalität .....	108
4.1.5.4. Anpassungsfähigkeit .....	109

4.1.5.5. Innovative Weiterentwicklung.....	110
4.1.5.6. Großzügigkeit .....	111
4.1.6. Folgemaßnahme: Investitionen .....	112
4.1.6.1. Anteilseigner am Schiff.....	112
4.1.6.2. Eigene Fischernetze.....	113
4.1.7. Zusammenfassung.....	113
4.1.8. Exkurs: Vater und Sohn Daniel als »Unternehmer« in der Definition Joseph Schumpeters.....	114
4.2. Tauschwirtschaft.....	116
4.2.1. Aufbau eines Tauschnetzwerks .....	116
4.2.2. Butt als Währung.....	117
4.2.2.1. Aufstellung einzelner Transaktionen .....	117
4.2.2.2. Schematische Darstellung des Netzwerks.....	121
4.3. Fangmengen 1918 .....	124
4.3.1. Berechnungsgrundlagen für die Fangmengenübersicht .....	124
4.3.2. Übersicht Tagesfangmengen.....	125
4.3.3. Interpretation .....	128
4.3.3.1. Vergleich mit der offiziellen Statistik des Dt. Reiches: eine gewaltige Diskrepanz .....	128
4.3.3.2. Exkurs I: Fragwürdiger Charakter der Reichsstatistik .....	130
4.3.3.3. Exkurs II: Sich widersprechende Statistiken .....	133
4.3.3.4. Exkurs III: Die Eckernförder Schollen-Fangmengen .....	134
4.3.4. Bewertung/Erklärungsversuch .....	135
4.4. Die Jahre 1919 und 1920.....	136
4.5. Fischfang in der Inflationszeit .....	137
4.5.1. Währungsgeschichtlicher Hintergrund .....	137
4.5.1.1. Der Goldstandard .....	138
4.5.1.2. Von der Goldmark zur Papiermark .....	139
4.5.1.3. Der erste Schritt in die Inflation.....	140
4.5.1.4. Währungsverfall 1919 bis 1921 .....	143
4.5.1.5. Das Londoner Ultimatum: Reparationen ohne Ende .....	144
4.5.2. Valuta als möglicher Ausweg.....	145
4.5.3. Fiets Daniel als internationaler Unternehmer .....	147
4.5.3.1. Die dänische Krone als harte Währung .....	147
4.5.3.2. Daniels erste Transaktion in Fremdwährung .....	147
4.5.3.3. Die neue Staatsgrenze in der Nachbarschaft.....	148
4.5.3.4. Rechtliche Voraussetzungen des grenzüberschreitenden Handels .....	151
4.5.4. Preisstabilität in Dänemark.....	152
4.5.4.1. Übersicht über die Ankaufspreise 1921 und 1922.....	153
4.5.4.2. Noch einmal: Subjektive Unternehmerqualitäten als Erfolgsfaktor .....	154
4.5.5. Tabellarische Zusammenfassung.....	154
4.5.6. Daniels subjektive Wahrnehmung der Inflationsentwicklung.....	157
4.5.7. Hyperinflation von Juli 1922 bis 1. Dezember 1923.....	158
4.5.7.1. Die dänische Krone als Recheneinheit des Flensburger Fischgroßhandels.....	158
4.5.7.2. Fehlende Zeitspanne Herbst 1922 bis Herbst 1923 .....	159
4.5.8. Exkurs: Heringsfang 1923.....	161
4.5.8.1. Rekordfang .....	161
4.5.8.2. Hintergründe zum Rekordfang .....	162
4.5.8.3. Der Rekordfang und die amtliche Statistik des Deutschen Reiches.....	162
4.5.9. Bewertung des Tagebuchjahres 1923.....	164
4.6. Interpretationsversuch: Umsatz und Einkommen .....	165

4.6.1. Fangmenge $\neq$ Verkaufsmenge .....	165
4.6.2. Preise .....	166
4.6.3. Erlöse .....	167
4.6.4. Märchenhafter Reichtum?.....	168
4.6.4.1. Vom Erlös zum Umsatz.....	168
4.6.4.2. Vom Umsatz zum Ertrag .....	168
4.6.4.3. Vom Ertrag zum Einkommen.....	170
4.6.4.4. Daniels Einkommen als einfacher Fischer.....	171
<b>5. Ökologische Aspekte .....</b>	<b>173</b>
5.1. Chemie als Umweltgift.....	173
5.1.1. Chemieunfall im Nord-Ostsee-Kanal 1906 .....	173
5.1.2. Giftgasmunition in der Ostsee 1919.....	174
5.1.2.1. Der Tagebucheintrag .....	174
5.1.2.2. Der historische Hintergrund .....	174
5.1.2.3. Blaukreuz statt Blausäure.....	176
5.2. Gefahr der Überfischung .....	176
5.2.1. Daniels ökologisches Grundverständnis.....	176
5.2.2. Rechtsgrundlagen mit ökologischer Ausrichtung? .....	177
5.2.2.1. Schleppnetzverbot .....	177
5.2.2.2. Mindestlänge .....	178
5.2.2.3. Die wichtigste Neuerung im Fischereirecht von 1916/17 .....	178
5.2.3. »Wenn wi uns Kinners dothaut, wo schüllt den de Nakomm herkam?«.....	179
5.2.4. »Buttkinder« .....	181
5.2.5. Untermaßige Scholle als Schweinefutter.....	181
5.2.5.1. Die Theorie des Gesetzes.....	181
5.2.5.2. Die lasche deutsche Kontrollpraxis .....	182
5.3. Einbruch der Schollenbestände 1923 .....	183
5.3.1. Vernichtung der Jungtiere .....	183
5.3.2. Daniels Überlegungen zur fehlenden Nachhaltigkeit .....	184
5.3.3. Zu weite Transportwege .....	185
5.3.4. Staatliche Gegenmaßnahmen: ein Fehlschlag .....	185
5.3.5. Das Ende der Schollenfischerei .....	186
5.4. Veränderungen des Artenbestandes .....	186
5.4.1. Wollhandkrabben.....	186
5.4.2. Schellfische.....	188
5.4.3. »Rote Vichers« .....	189
<b>6. Fazit .....</b>	<b>191</b>
<b>7. Anhang.....</b>	<b>194</b>
Literaturverzeichnis .....	194
Schrifthistorisches Gutachten von Dr. Michael Blümel .....	197

# 1. Einleitung

Diese Arbeit entstand im Rahmen eines interdisziplinären Forschungsprojekts, das vom Deutschen Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig und von der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ausgerichtet wurde.

Untersucht wurde das angebliche Tagebuch des Eckernförder Berufsfischers Fiete Daniel, wobei der unscharfe Begriff »Untersuchung« hier in einem relativ weit gefassten, vielschichtigen Sinn zu verstehen ist: Der Forschungsauftrag umfasste die – streckenweise bewusst eklektisch aufgebaute – Auswertung all dessen, was uns ein (äußerst umfangreiches) historisches Tagebuch über die Lebens- und Arbeitsbedingungen seines Verfassers im Hinblick auf seine wirtschaftshistorischen, soziokulturellen, juristischen und ökologischen Aspekte mitteilen kann.

Der Forschungsgegenstand versprach aufgrund seines singulären Charakters von Anfang an so verlockende Forschungsergebnisse, dass trotz zunächst ungesicherter Quellenlage eine Auswertung geboten schien:

Mit Jahresbeginn 1918 hat vorgeblich der Ostseefischer Fiete Daniel seinen Arbeitsalltag in Form von Tagebucheinträgen festgehalten. Diese Aufzeichnungen sollen als Tagebuch im Wortsinn bis 1923 geführt worden sein (die Jahre 1918 bis 1923 sind auch der Zeitraum, den diese Untersuchung umfasst). Im Anschluss daran will der Verfasser in loser Form außergewöhnliche Erlebnisse und Ereignisse als eine Art persönlicher Chronik der Ostseefischerei notiert haben.

Allein die Existenz eines solchen Tagebuchs wäre ein ungewöhnlicher Glücksfall für die Forschung: Es geschieht nicht oft, dass Angehörige nichtintellektueller Berufe über einen langen Zeitraum hinweg akribisch Aufzeichnungen über ihren Arbeitsalltag anfertigen. Im vorliegenden Fall sollen diese aus der Feder eines Ostseefischers stammen, der vor hundert Jahren seinen Beruf ausgeübt hat. Das ließe dieses Zeitzeugnis umso bemerkenswerter erscheinen, denn zum einen ist die Ostseefischerei weit weniger gut dokumentiert und erforscht als die Nordseefischerei, und zum anderen handelt es sich bei dem vorgeblichen Verfasser Fiete Daniel um einen Vertreter der Küstenfischerei, also der so genannten »kleinen Hochseefischerei«, die im Gegensatz zur prestigeträchtigeren Hochseefischerei im eigentlichen Sinn lange Zeit ohnehin zu den vernachlässigten Forschungsgebieten zählte.

Mangels wirtschaftlicher Bedeutung und wegen der zahlenmäßig relativ kleinen Gruppe der Ostsee-Küstenfischer ist deren historisches Umfeld bislang nur wenig erforscht. Eine Ausnahme bildet Susanne Raillards Untersuchung der Küstenfischerei Mecklenburg-Vorpommerns<sup>1</sup>, jedoch mit einer Einschränkung: Darin werden die Folgejahre des Ersten Weltkriegs nur gestreift. Stattdessen liegt der Schwerpunkt auf der Zeit des Nationalsozialismus und den Anfangsjahren der DDR, und die Fischerei wird insgesamt hauptsächlich aus dem Blickwinkel ihrer Organisationsstruktur betrachtet.

---

<sup>1</sup> Raillard, Susanne: Die See- und Küstenfischerei Mecklenburgs und Vorpommerns 1918 bis 1960. Traditionelles Gewerbe unter ökonomischem und politischem Wandlungsdruck, Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 87, München: Oldenbourg, 2012.

Im Gegensatz dazu nimmt das Manuskript den »Blick von unten« ein. Es umschließt vorrangig die Periode von der Endphase des Ersten Weltkriegs bis zur Inflationszeit Anfang der 1920er-Jahre. Aus dieser Zeit sind zwar zahlreiche private Tagebücher überliefert, weswegen die historische Forschung im Allgemeinen ein aussagekräftiges Bild der damaligen Lebensumstände der deutschen Bevölkerung zeichnen kann. Das Arbeitstagebuch eines Ostseefischers jedoch, der sich als Einzelunternehmer in wirtschaftlich mehr als schwierigen Zeiten bemüht hat, seinen Gewerbebetrieb aufrechtzuerhalten, seinen Lebensunterhalt zu sichern und die Folgen der sich auch damals schon stark verändernden bzw. zeitweise völlig verschwindenden Fischgründe abzumildern, wäre für die Erforschung der Wirtschaftsgeschichte kleiner Unternehmen im frühen 20. Jahrhundert eine kleine Sensation und stellte unter Umständen sogar das einzige erhaltene Dokument seiner Art dar.

Erst als die inhaltliche Auswertung bereits sehr weit fortgeschritten war, ergab sich die Möglichkeit, mit den Scans der Originalseiten zu arbeiten, statt wie bisher mit einem nicht weiter überprüfbareren Transkript des Textes im PDF-Format. Wie sich dabei herausstellte, beziehen sich Scans und Transkript nicht auf denselben Inhalt: Das Transkript umfasst nur etwa 80 % des Manuskripts, besteht jedoch seinerseits zu etwa 10 % aus Textmaterial, das nicht im Manuskript enthalten und auch nicht entsprechend gekennzeichnet ist. Nicht nur diesem Umstand war es geschuldet, dass in der Folge zunehmend Zweifel an der Authentizität des Textes aufkamen:

## 1.1. Textbasis

Textbasis der vorliegenden Untersuchung ist »Fiete Daniels Tagebuch«, und zwar in Form einzelner Scans sämtlicher Seiten der handschriftlichen Aufzeichnungen. Die Bezeichnung »Fiete Daniels Tagebuch« ist allerdings in dreifacher Hinsicht irreführend:

- Das Dokument stellt nach Aussage des vorgeblichen Verfassers Fiete Daniel nicht die Originalfassung dar, sondern will eine viele Jahrzehnte später angeblich von Daniel selbst vorgenommene Abschrift sein. Von der im Manuskript postulierten Originalfassung des Tagebuchs soll keine einzige Seite erhalten geblieben sein.
- Wie allerdings ein historisch-graphologisches Gutachten ergeben hat, stammt dieses Manuskript aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Fiete Daniel.
- Das Manuskript hat zwar die Anmutung eines Tagebuchs (chronologisch fortlaufende Einträge unter einem Tagesdatum), besteht aber bei genauerer Betrachtung aus einzelnen, willkürlich kollationierten Episoden, die zumindest teilweise ursprünglich eher keinen Tagebuchcharakter aufwiesen und vermutlich nachträglich mit einem Tagesdatum versehen wurden.

Die ausführliche Beurteilung der Quellensituation erfolgt in Kapitel 2. Insgesamt sind die Authentizitätsmängel in »Fiete Daniels Tagebuch« derart gravierend, dass dieser Text nicht als Quelle im wissenschaftlichen Sinn einzuordnen ist.

## 1.2. Interdisziplinärer Charakter der Untersuchung

Der entscheidende Grundzug der vorliegenden Arbeit ist ihre interdisziplinäre Ausrichtung, d. h., sie bewegt sich inhaltlich und methodisch nicht in den Bahnen der jeweils einschlägigen Theorien der verschiedenen im Rahmen der Untersuchung berührten wissenschaftlichen Disziplinen, da es nicht darum ging, diese Theorien zu diskutieren und dann letztlich einer von ihnen den Vorzug zu geben. Die Überlegung, ob sich im Rahmen der vorliegenden, thematisch äußerst breit angelegten Auswertung eine bestimmte geschichtswissenschaftliche, literaturwissenschaftliche, soziologische, wirtschaftstheoretische oder rechtswissenschaftliche Methode besser eignet als die Methode einer anderen Disziplin, hätte den Forschungsauftrag zu stark eingeengt, denn diese Arbeit sollte gerade nicht mit dem entsprechenden Etikett einer einzelnen Fachrichtung versehen werden, sondern aufzeigen, dass dieses seltene Dokument eines über hundert Jahre alten Arbeitstagebuchs eine Fülle interessanter Forschungsansätze für diverse wissenschaftliche Disziplinen liefert.

Im Wesentlichen standen die historischen Aspekte des Textes im Vordergrund, doch ist der Begriff »historisch« wiederum sehr breit zu verstehen: Die Aufzeichnungen beleuchten gleichermaßen Bereiche der Fischereigeschichte und der Wirtschaftsgeschichte sowie teilweise der Rechtsgeschichte, und zwar jeweils vor dem Hintergrund der zeitgenössischen politischen Verhältnisse. Die Jahre 1918 bis 1923 sind eine von massiven gesellschaftlichen Umwälzungen geprägte Periode der deutschen Geschichte: Die Hungersnot von 1917 war gerade erst so halbwegs überwunden, in Deutschland wütete die Spanische Grippe, wurde von offizieller Seite aber totgeschwiegen, um »dem Feind« keine Informationen zu liefern, und schließlich ging im November 1918 der Erste Weltkrieg zu Ende und führte zum Zusammenbruch der bislang bekannten gesellschaftlichen Ordnung sowie zu einem kurzen Bürgerkrieg. Die Weimarer Republik entstand, von den Deutschen eher ungeliebt, und nachdem deren Geburtswehen überwunden und auch der gegen die junge Demokratie gerichtete Putsch der neugegründeten Reichswehr abgewehrt war (Kapp-Putsch 1922), erfuhr Deutschland in der Hyperinflation von 1922/23 die größte Geld- und Vermögensvernichtung aller Zeiten, die zur dauerhaften Verarmung ganzer Gesellschaftsschichten führte.

Diese drastischen Ereignisse sollten dem Leser des Manuskripts geläufig sein, um die darin enthaltenen Schilderungen gebührend würdigen zu können, denn die Aufzeichnungen beschränken sich auf den Arbeitsalltag eines Ostseefischers, und zwar auf eine von den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen derart losgelöst wirkende Weise, dass man den zeitgenössischen Hintergrund bei der Lektüre leicht aus dem Blick verlieren kann.

Neben dem historisch-ökonomischen Fragenkomplex im eigentlichen Sinn bildet eine ganze Reihe weiterer Themengebiete die inhaltliche Grundebene des Manuskripts. Ohne eine ergänzende Betrachtung aus den Blickwinkeln von Kulturanthropologie, Technikgeschichte, Ökonometrie und nicht zuletzt Soziolinguistik (die Aufzeichnungen wechseln oft zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch hin und her) ist eine tiefgehende Auswertung des Textes kaum möglich. Dass hier viele dieser Aspekte nur angerissen werden konnten, lag sowohl

am zeitlichen Rahmen des Forschungsprojekts als auch an seiner personellen Grundkonzeption als »One-Man-Show«.

### 1.3. Zitierweise

Eine einheitliche Zitierweise sämtlicher Fundstellen im Tagebuch erschien nicht angebracht, denn das Korpus ist nicht durchgängig tageschronologisch ausgerichtet und hat dementsprechend keine durchgängigen Datumsangaben. Erhebliche Teile wurden später als erzählende Textpassagen hinzugefügt, während gleichzeitig manche Jahre in stark geräffter Form ohne Tagesdaten zusammengefasst wurden. Das Tagebuch ist bis Seite 1072 fortlaufend handschriftlich paginiert (mit einigen Paginierfehlern, siehe dazu 3.2.1.2.) Damit bei der Lektüre keine Irritationen entstehen, wird wie folgt verfahren:

1. Wenn eine Textstelle des Original-Manuskripts, auf die in dieser Arbeit verwiesen wird, ein Tagebuchdatum besitzt, ist ausschließlich dieses zur Kennzeichnung der Fundstelle genannt, selbst dann, wenn der kalendarische Tagebucheintrag so lang ist, dass er sich auf mehrere paginierte Manuskriptseiten bezieht.
2. Auf diejenigen Einträge, die nicht aus den kalendarischen Teilen des Tagebuchs stammen, wird mit »S. XY« verwiesen.
3. Bei einigen biographischen Informationen wird auf Material zurückgegriffen, das zwar der Transkribent Martin Hüdepohl in sein Transkript aufgenommen hat, das aber nicht Bestandteil des Korpus ist.<sup>2</sup> Zitiert wird dann jeweils mit dem Verweis »Hüdepohl-PDF S. XY«.
4. Bei ergänzend herangezogenen Fundstellen, die sich auf die unter dem Verfassernamen Fiete Daniel veröffentlichten Artikel in den Jahrbüchern des Heimatvereins Eckernförde beziehen, wird der betreffende Artikel analog zum Umgang mit Sekundärliteratur in einer Fußnote angeführt.
5. Die zahlreichen apokryphen Episoden, die weder im Tagebuch noch in den Jahrbuch-Artikeln, sondern nur in angeblich ebenfalls von Fiete Daniel stammendem Textmaterial außerhalb des Tagebuchs enthalten sind, bleiben in der vorliegenden Arbeit unberücksichtigt. Siehe dazu Näheres unter 3.2.2.
6. Die wörtlichen Zitate geben alle orthographischen und grammatischen Fehler des Manuskripts wieder.

### 1.4. Sprachliche Gleichbehandlung der Geschlechter

Um Lesefreundlichkeit zu gewährleisten, wurde meist auf die Nennung beider Geschlechter verzichtet und stattdessen das generische Maskulinum verwendet. Das hat rein sprachliche Gründe, und an solchen Stellen im Text sind immer alle Geschlechter gemeint.

---

<sup>2</sup> Der Grund dafür konnte nicht geklärt werden. Siehe zur Transkription und ihrer Problematik unter 3.2.4.

## 2. Quellenlage: Das Manuskript als Fälschung

Das handschriftliche Dokument, das als Fiete Daniels Tagebuch im Archiv der Heimatgemeinschaft Eckernförde e. V. aufbewahrt wird, ist nicht das Originaltagebuch, sondern die vorgebliche Abschrift des Originals, die zweifelsfrei aus sehr viel späterer Zeit stammt. Verfasser dieser Abschrift ist angeblich Fiete Daniel selbst. Vom Originaltagebuch aus den Jahren ab 1918 soll nichts erhalten geblieben sein.

Das Manuskript besteht aus etwa 1.100 einseitig handbeschriebenen DIN A4-Ringbucheinlageblättern, die drei Ringordner füllen. Geschrieben wurde der Text überwiegend mit Tinte auf liniertem Papier. Dazwischen gibt es längere Passagen, die mit Kugelschreiber verfasst wurden. Deutlich seltener wurde auch kariertes Papier verwendet. Papier und Ringordner stammen vermutlich aus den 1980er-Jahren, also aus den letzten Jahren vor Fiete Daniels Tod 1989.

Auf S. 396, im Anschluss an die Aufzeichnungen zum Jahr 1918, schildert der Verfasser der angeblichen Abschrift die Umstände, unter denen Tagebuch und Abschrift entstanden sein sollen. Diese Passage, die den Ausgangspunkt für die nachfolgende Untersuchung der Authentizität des Manuskripts bildet, lautet wie folgt:

*»Über die Zeit vom 28 Juli bis 20 Dezember 1918 habe ich 22 Kladden u. sonstige Schulhefte vollgeschrieben, über jeden Tag, den wir diese Zeit von Burgstaaken auf Fehmarn gefischt, gefangen u. angelandet haben, wie ebenso die sonstigen Geschehnisse in dieser Zeit, wir hatten Abends immer Zeit genug, daß ich alles, was der Tag mit sich brachte, in den Büchern als Tagebuch aufgezeichnet im beisein von meinen Vater u. Fiete Mumm, ebenso wie ich die Zeit vorher von Januar 1918 an, ich Tag für Tag meine Aufzeichnungen über Fang, Fanggebiet, Wetter mit allen sonstigen Erlebnissen als Tagebuch auf geführt bis in 20 Jahren hin, dann weiter noch noch Ausnahmefälle u. besondere Ereignisse bei der Fischerei niedergeschrieben. Alle voll geschriebene Hefte hatte ich in einem Karton aufbewahrt, als ich mit 65 Jahre Rentner wurde, bin ich angefangen, mit Tinte die Hefte in Reinschrift ab zu schreiben, von den Tagebuchaufzeichnungen von 1918 bis 22, 23 die meisten an Bord mit Bleistift oder Tintentift geschrieben, waren in der langen Liegezeit im Karton, doch in einige Hefte einzelne Seiten schlecht lesbar geworden, aber bei Selbserlebnisse dann die Erinnerung einspringt als wäre es erst vor kurzem gewesen, in der Reinschrift alles wieder hinbekommen wie es gewesen.«<sup>3</sup>*

Dem »Narrativ des Tagebuchs« zufolge hat also Fiete Daniel als das »Ich« im Text ab 1918 Tagebuch im Wortsinn geführt, und zwar bis in die 1920er-Jahre hinein. Im Anschluss daran will er es als eine Art Chronik weitergeführt haben, in der er nur noch wichtige Ereignisse festgehalten habe. Das Originaltagebuch soll nicht mehr existieren, und im Manuskript wird die Behauptung aufgestellt, man habe es mit einer Abschrift dieses Originals zu tun.

---

<sup>3</sup> Diese beiden Sätze, die zumindest im Hinblick auf ihre Länge einen Vergleich mit der Prosa von Marcel Proust oder Thomas Mann kaum zu scheuen brauchen, sind hinsichtlich Grammatik und Zeichensetzung paradigmatisch für das gesamte Tagebuch.

Eine eingehende Überprüfung des Manuskripts hat allerdings ergeben, dass dieses Narrativ nicht zutreffen kann. Es finden sich im Text zahlreiche Auffälligkeiten, die in der bloßen Abschrift eines Originaltextes, der eigene Erlebnisse wiedergibt, irritieren und die gebieten, die Authentizität des Textes zu hinterfragen.

Das Ergebnis der Quellenprüfung sei an dieser Stelle vorweggenommen: Möglicherweise gab es tatsächlich eine in Schulhefte geschriebenes Original, doch die erhaltene Manuskriptfassung stammt mit erdrückender Wahrscheinlichkeit nicht von Fiete Daniel (zum anachronistischen Charakter der Handschrift siehe 2.1.). Mutmaßlicher Urheber ist stattdessen Wilhelm Daniel, ein Sohn von Fiete Daniel (2.2.). Der Text selbst wurde im Zuge seiner Abfassung immer wieder neu zusammengestellt (was wegen der einseitig beschriebenen Ringbuchblätter problemlos möglich war), bis der Verfasser offenbar der Meinung war, das Ergebnis wirke authentisch genug. Dabei sind dem Verfasser zahlreiche inhaltliche Fehler sowie Anschlussfehler bei einzelnen Textstellen bzw. Seitenanschlüssen unterlaufen, zu denen diverse weitere Unstimmigkeiten kommen (2.3. bis 2.13.).

Die problematischen Elemente werden im Folgenden einzeln beleuchtet, wobei die Untersuchung zwingend zu dem Schluss führt, dass es sich nicht um die organische Abschrift eines durchgängig vorhandenen Tagebuchs handeln kann, sondern dass der Text aus zusammengefügt Bruchstücken besteht, über deren Grundlage und Ursprung nur spekuliert werden kann. Mit anderen Worten: Das Manuskript muss eine Fälschung sein.

## 2.1. Die Handschrift

Das angebliche Tagebuch wurde in einer zwar ausgeschriebenen<sup>4</sup>, aber gut lesbaren Lateinschrift verfasst. Dieses Merkmal wäre äußerst ungewöhnlich für einen Verfasser, der in der Schule das Schreiben wie im Kaiserreich üblich in Deutscher Kurrentschrift gelernt hat, d. h., er hat in einer Zeit schreiben gelernt, zu der die später als »Sütterlin« bekannt gewordene Schulschrift noch gar nicht erfunden war. Man würde also bei Fiete Daniel eine Handschrift erwarten, die noch etwas altertümlicher anmutet als Texte in Sütterlinschrift.<sup>5</sup>

Da keine weiteren Schriftzeugnisse von Daniel vorliegen, ist es mangels Vergleichstexten nicht ganz einfach, Aussagen zur Authentizität der Handschrift zu treffen. Es sind zwar in der historischen Forschung Tagebücher aus demselben historischen Zeitraum bekannt, die in Lateinschrift anstatt in der zu der Zeit üblichen Kurrentschrift abgefasst wurden. Doch liegen die Umstände bei Fiete Daniel noch ein wenig anders: Ob er im Rahmen des Schulunterrichts überhaupt mit Lateinschrift in Berührung gekommen ist, d. h., ob er Fremdsprachenunterricht genossen hat, lässt sich nicht mehr feststellen (an deutschen Schulen

---

<sup>4</sup> Als »ausgeschrieben« wird in der Schriftkunde üblicherweise eine Handschrift bezeichnet, die durch jahrelange Ausübung eine für einen bestimmten Schreiber charakteristische Züge angenommen hat, vgl. auch Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, abrufbar unter <https://www.dwds.de/wb/Handschrift>

<sup>5</sup> Der Pädagoge und Schriftgestalter Ludwig Sütterlin entwarf 1911 im Auftrag des Preußischen Kultusministeriums eine Schulschrift, die ab 1918 in Preußen eingeführt, dort 1924 für verbindlich erklärt und bis 1930 nach und nach auch in den anderen Bundesstaaten im Schulunterricht vorgeschrieben wurde, vgl. Bär, Anselm: Ludwig Sütterlin – Bekannt und doch vergessen, in: Die deutsche Schrift, Heft 3/1999, Seesen 1999: Bund für deutsche Schrift und Sprache e. V., S. 242

war Lateinschrift im Wesentlichen nur für die Sprachen Englisch und Französisch in Gebrauch) und ist sehr fraglich. Er hat, wie damals üblich, mit vierzehn Jahren die Schule verlassen und ist Fischer geworden. Selbst wenn er also während seiner nach heutigen Maßstäben ohnehin kurzen Schulzeit je richtig in Lateinschrift schreiben gelernt haben sollte, hat er anschließend einen nichtintellektuellen Beruf ergriffen und ist in seinem Arbeitstag wenig bis gar nicht mehr mit lateinischer Schrift in Berührung gekommen. Dass er über Jahre hinweg umfangreiche Aufzeichnungen in einer ihm mäßig bis gar nicht vertrauten Schrift vorgenommen haben soll, ist per se nicht besonders wahrscheinlich.

Wenn Daniels Zeitgenossen sich ausnahmsweise doch der Lateinschrift bedient haben, um längere Texte abzufassen, so weisen diese Niederschriften üblicherweise zahlreiche gemeinsame Details im für die Zeit charakteristischen Schriftduktus auf.

Wie das Gutachten eines Sachverständigen für alte deutsche Handschriften ergeben hat, fehlen bei der Handschrift des Manuskripts diese charakteristischen Elemente fast vollständig. Das Gutachten kommt dementsprechend zu dem Ergebnis, dass Fiete Daniel »wahrscheinlich NICHT als Schreiber des Tagebuchs in Frage kommt. Vielmehr darf mit einer hohen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der tatsächliche Tagebuchschreiber eine später geborene Person ist, welche die lateinische Schreibschrift in einer moderneren Variante erlernte.«<sup>6</sup>

## **2.2. Der tatsächliche Urheber des Tagebuchs**

Wer der tatsächliche Verfasser des als »Fiete Daniels Tagebuch« bekanntgewordenen Dokuments ist, lässt sich nur indirekt erschließen. Diejenigen der noch lebenden Familienmitglieder, mit denen der Verfasser der vorliegenden Arbeit sprechen konnte, zeigten sich Argumenten gegenüber, die auf eine Fälschung des Manuskripts hindeuten, nicht aufgeschlossen.

Es gibt jedoch einen schriftlichen Hinweis auf den wahren Autor, und zwar in der von Fiete Daniels Sohn Hans Daniel erstellten Familienchronik. Diese Chronik besteht aus einer umfangreichen Ringbuchmappe voller Fotos, Anekdoten und Erzählungen, in der Hans Daniel alle Informationen über seine Familie festgehalten hat, die ihm für die Nachwelt interessant erschienen. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit konnte anlässlich eines Besuchs bei Hans Daniels Sohn Jens Daniel und dessen Frau diese Familienchronik in Augenschein nehmen. Allerdings befand sich die maßgebliche Seite der Chronik, auf die im Folgenden eingegangen wird, nicht unter den zur Verfügung gestellten Papieren.

Die für die Klärung der Urheberschaft entscheidende Stelle in Hans Daniels Chronik steht auf deren allererster Seite (die dem Autor der vorliegenden Arbeit von anderer Seite zugänglich gemacht wurde). Hans Daniel beginnt seine Chronik folgendermaßen:

---

<sup>6</sup> So das schrifthistorische Gutachten des Sachverständigen Dr. Michael Blümel im Wortlaut. Es ist im Anhang vollständig aufgeführt.

# Geschichten aus Eckernförde und Erlebnisse von der Fischerei

Erzählt von Fischermeister Fiete Daniel

*Die meisten Geschichten und Begebenheiten hat mein Bruder Wilhelm der leider zu früh verstorben ist, aufgeschrieben. Da ich einige Handschriften und Bilder besitze möchte ich die Sachen noch etwas ergänzen und eine kleine Familienchronik daraus mache.*

Das Manuskript, das angeblich Fiete Daniels Aufzeichnungen enthält, hat einen Umfang von etwa 1.100 Seiten. Würde man da zu Beginn von Hans Daniels Chronik nicht einen Satz wie »mein Vater hat ein umfangreiches Tagebuch hinterlassen« erwarten dürfen? Doch stattdessen verweist Hans Daniel auf seinen Bruder Wilhelm, der »die meisten Geschichten [...] aufgeschrieben« hat. Von einem etwaigen Tagebuch des Vaters ist weder hier noch an anderer Stelle der Familienchronik die Rede.

Schon allein diese Aussage legt den Schluss nahe, dass Fiete Daniel selbst nie Tagebuch geschrieben hat, sondern höchstens einige Episoden seines Arbeitslebens in Form von erzählerischen Skizzen zu Papier gebracht hat, welche später von Sohn Wilhelm Daniel aufgegriffen und zu einem umfangreichen Tagebuch umgearbeitet und erheblich erweitert wurden.

## 2.3. Zahlreiche vermeintliche Unterschriften im Text

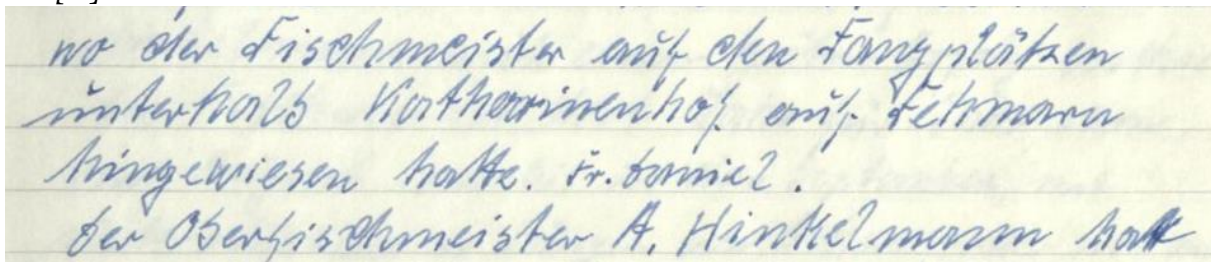
Unabhängig davon, ob die Theorie, dass Wilhelm Daniel das Manuskript verfasst hat, zutrifft, fällt auf, wie häufig im gesamten Manuskript die Unterschrift »Fr. Daniel« bzw. gelegentlich auch »F. Daniel« auftaucht. Im späteren Teil ist dies sogar am Ende jeder einzelnen Episode der Fall. Insgesamt finden sich im Text 44 (!) dieser Unterschriften.

Die hohe Anzahl der eingestreuten Unterschriften verleiht dem Text jedoch nicht mehr Authentizität. Im Gegenteil: Sie wirkt wie ein bewusstes Ablenkungsmanöver. Warum sollte ein ehrlicher Tagebuchschreiber geradezu penetrant immer wieder darauf hinweisen, dass es auch wirklich er selbst ist, der sein eigenes Tagebuch verfasst?

Auffällig ist weiter, dass diese »Unterschrift« kein einziges Mal wie eine echte Unterschrift aussieht, sondern genau im Duktus des Fließtextes gehalten ist. Es ist keine Unterschrift im eigentlichen Sinn, also der für gewöhnlich unter ein Schriftstück gesetzte Name, der für Echtheit bürgen soll. Letztlich wird mit diesem Namenszug das Gegenteil erreicht, weckt er doch erhebliche Zweifel an der Authentizität des Geschriebenen.

Als verdeutlichendes Beispiel ist hier die willkürlich in den Text eingestreut wirkende »Unterschrift« auf S. 33 abgebildet: »[...] wo der Fischmeister auf den Fangplätzen unterhalb Ka-

tharinenhof auf Fehmarn hingewiesen hatte. Fr. Daniel. Der Oberfischmeister A. Hinkelmann hat [...]«



wo der Fischmeister auf dem Fehmarnhof  
in der Nähe von Tharinenhof auf Fehmarn  
hingewiesen hatte. Fr. Daniel.  
Der Oberfischmeister A. Hinkelmann hat

Im Einzelnen findet sich Daniels »Unterschrift« auf folgenden Seiten: 19 (2x), 31, 33, 40, 47, 119, 424, 738, 759, 761, 810, 838, 844 (2x), 845b, Rückseite von 852, 856 (3x), 857, 869, 873, 880, 885, 894, 899, 909, 915, 925, 931, 939, 944, 949, 957, 968, 974, 994, 1003 (Rückseite), 1015, 1030, 1036, 1052 (Rückseite), 1064/2.

## 2.4. Unleserlichkeit des Originaltagebuchs?

Der Verfasser des Manuskripts war immerhin klug genug, die aus den 1980er-Jahren stammenden Ringbuchblätter nicht als Original der Jahre 1918ff auszugeben, sondern als dessen Abschrift zu deklarieren, angeblich nur ergänzt durch geringfügige Rekonstruktionen der unlesbar gewordenen Teile.

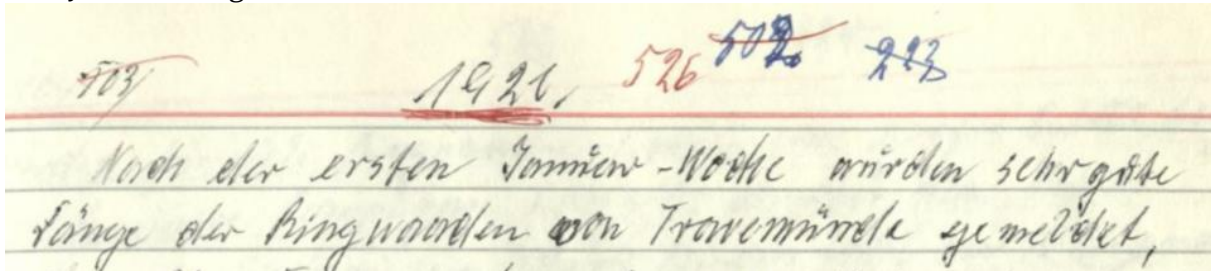
An dieser Stelle ist der eingangs im Zitat genannte Hinweis auf eine Abfassung des Originals mit Hilfe eines »Tintenstifts« interessant: Kugelschreiber waren 1918 noch nicht erfunden, und der Tintenstift, auch Kopierstift genannt, ist ein heute nahezu unbekanntes Schreibgerät. Es hat Bleistiften gegenüber den Vorteil, dass es gerade auf feuchtem Papier gut benutzbar ist – womit an Bord eines Schiffes zu rechnen ist. Der Text verfärbt sich bei Feuchtigkeit von bleistiftgrau zu lila, bleibt aber hervorragend lesbar.<sup>7</sup> Anders, als das Tagebuchzitat vermuten lässt, altert ein mit Tintenstift geschriebener Text jedoch nur sehr langsam, wie die unzähligen aus dem Handelsverkehr des 19. Jahrhunderts erhaltenen Urkunden zeigen. Das Argument, eine Abschrift sei wegen Unleserlichkeit des Originals erforderlich geworden, überzeugt damit nicht.

Der Grund, warum überhaupt eine komplette Abschrift angefertigt wurde, obwohl doch nur »*einzelne Seiten schlecht lesbar geworden*« waren, wie es auf S. 397 heißt, bleibt dabei ebenso unklar wie der Umstand, dass von der angeblichen Originalfassung nicht einmal eine einzige Seite, sei es nur aus Nostalgiegründen, aufbewahrt wurde.

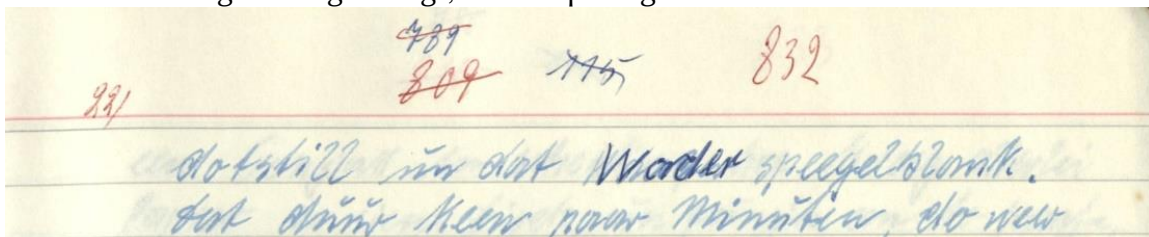
<sup>7</sup> Für Daniel wird der Haupteinsatzbereich der Tintenstifte, die Beurkundung und Vervielfältigung von Texten, eher keine Rolle gespielt haben: Tintenstifte sind nicht radierbar und damit dokumentenecht, und wenn der geschriebene Text nach Fertigstellung ausreichend angefeuchtet wird, lässt sich durch Aufpressen eines Blatts Papier auf den sich durch die Feuchtigkeit lila verfärbenden Farbstoff ein Durchschlag herstellen, der bei entsprechend geringer Grammatur des Kopierpapiers als (seitenverkehrter) Durchschlag von hinten problemlos lesbar ist. Üblicherweise wurde wegen der besseren Handhabbarkeit die Spitze des Stifts angeleckt, da eine feuchte Mine weicher schreibt als eine trockene. Empfehlenswert ist das allerdings nicht, denn die Mine enthält Giftstoffe, wie man auch damals schon wusste.

## 2.5. Chaotische Paginierung

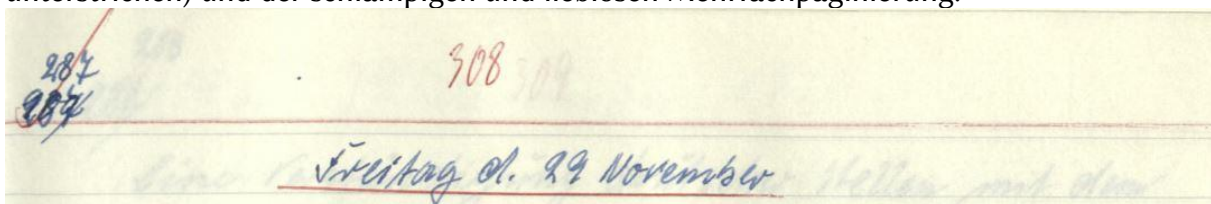
Augenfälligstes Beispiel für eine Bearbeitung und wiederholte Kollationierung des Textes ist die zwar fortlaufende, aber immer wieder geänderte Seitennummerierung. Die Manuskriptseiten haben vor allem im späteren Teil des Tagebuchs häufig vier, manchmal sogar fünf verschiedene Paginierungen auf jeder Seite, wie zum Beispiel S. 526, mit der das Tagebuchjahr 1921 beginnt:



oder etwa S. 832 mit einem nicht näher datierten Eintrag aus dem Jahr 1924, der fünf verschiedene Paginierungen trägt; die Textpassage selbst ist auf Plattdeutsch:



Ähnlich unklar ist ein weiteres Beispiel, aus dem ebenfalls erkennbar ist, dass diese Seite mehrfach ihre Position im Manuskript gewechselt hat, bevor sie letztlich zur Seite 308 deklariert wurde: Typisch für diese Änderungen ist der Kontrast zwischen der sauberen Textgestaltung einerseits (das Tagesdatum ist in die Mitte des Blattes gerückt und rot unterstrichen) und der schlampigen und lieblosen Mehrfachpaginierung.



Angesichts dieses Vorgehens drängt sich der Gedanke, dass der Text wiederholt neu zusammengestellt wurde und im Zuge dessen auch immer wieder neu paginiert wurde, geradezu auf. Im Einzelnen stellen sich die Paginierungen folgendermaßen dar (der Pfeil  $\checkmark$  weist auf Anschlussfehler und auf den Charakter des Textes als inhaltlicher Flickenteppich hin):

Pagina in rot	vorherige Pagina	Erstpagina	zusätzliche Pagina
1-28			
29-38			1-10
39-137			
138-164			1-27
165-193	überkritzelt und		

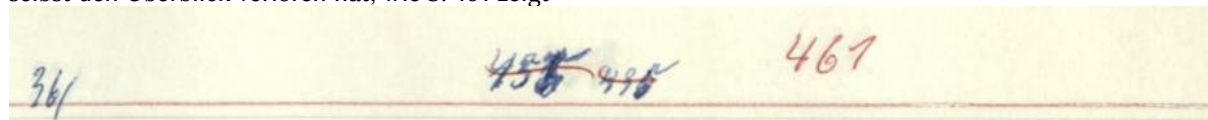
	<i>nicht lesbar</i>		
194-214	173-199✓		
215-273	194-252		

Dabei ist die gelegentlich sowohl die jüngste als auch die ursprüngliche Pagina mehr zu erahnen als deutlich zu erkennen. Beim Beispiel rechts hilft nur der Blick auf die vorhergehenden und nachfolgenden Seiten, um zu sehen, dass das Blatt von ursprünglich »214« umpaginiert wurde auf »235«.



274-304	253-283		
305-309	284-289a	<i>überkritzelt, nicht lesbar</i>	
310	289a		102
311-428	289b-398		
429-443	399-413✓	<i>überkritzelt, nicht lesbar</i>	4-18
444-449	420-425✓	<i>überkritzelt, nicht lesbar</i>	19-24
450-471	425-???	<i>mehrfach über- kritzelt, nicht lesbar</i>	25-46

Die Umpaginierung geschah in diesem Abschnitt teilweise so häufig, dass der Bearbeiter manchmal offenbar selbst den Überblick verloren hat, wie S. 461 zeigt:



Pagina in rot	vorherige Pagina	Erstpagina	zusätzliche Pagina für die Episode	weitere Pagina
472				
473-530 (521/526 doppelt)	448-507	169-228	49-108	
531-539	508-516		109-117(?)✓	
540-559	517-536		121-140✓	
560	537		142✓	
561	538		141✓	
562-631	539-608		143-212	
632-636	609-613			
637-645	614-622		6-14	
646 oder 647	623✓		?	
648	620✓		16	
649-658	625-634		17-26	
659-726	635-701		jeweils in blau und rot: 1-67✓	
727-738	702-713		in blau: 66-77	in rot: 68-79
739-758	714-733		1-20	
759/1	734			
759/2-761	735-737✓	<i>überkritzelt, nicht lesbar</i>	in blau: 78-80	in rot: 80-82
762-767	737-742	717-722		
768-796 (793 doppelt)	743-773	723-753	3-33	
797	774	754	1	
798-844	775-821	755-801	2-14, dann 1-28, teils überkritzelt, nicht lesbar, dann 1-6	80-127
845b				
845a-856 (853, 854 doppelt)	822-835	überkritzelt, 802-815		

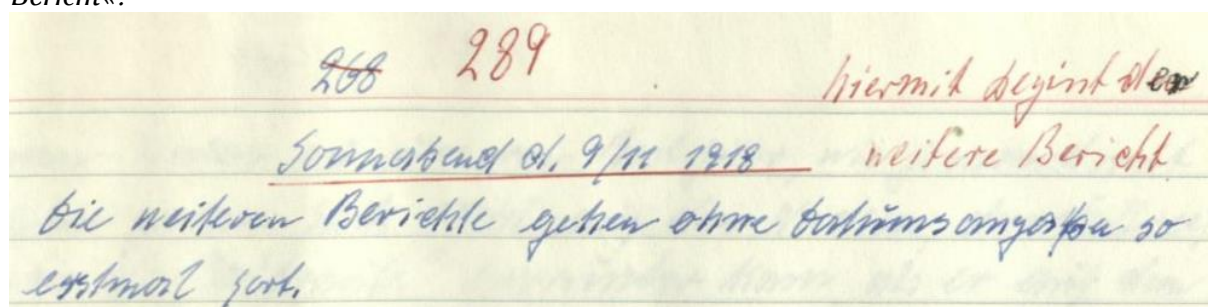
857-869	836-848	816-828	jeweils in blau und rot: 1-13	
870-873	849-852	829-832 ✓		
874 fehlt, 875-880	853-858	843-838	1-6	
881-903	859-881	überkritzelt, nicht lesbar	1-5; 1-9; 1-4	839-861
904-939	882-917	47-79, teils überkritzelt, nicht lesbar	5-10; 1-6; 1-10; 1-6; 1-8	862-898
940-944				
945-974	923-951	88-116 teils überkritzelt, nicht lesbar	1-5; 1-8; 1-10; 1-5	904-933
975-1003			1-29	
1004-1072 (mit diversen Paginierfehlern)			17-28; 1-15; 1-9; 1-4; 1-31	30-109

## 2.6. Sinnlose Aussagen im Text

In den Text eingestreut sind immer wieder einzelne Aussagen, deren Bedeutung unklar bleibt, wenn man das Tagebuch als authentisches Originaldokument versteht, die jedoch verständlich werden, wenn man das Tagebuch als einen aus Bruchstücken zusammengesetzten und mehrfach neu sortierten Flickenteppich interpretiert.

### 2.6.1. Hinweis auf Seite 289

Die größte Unstimmigkeit, die der Verfasser sich erlaubt, soll den Reigen dieser Beispiele eröffnen: Der erste Satz auf S. 289 leitet den Eintrag zum 9.11.1918 ein und lautet »Die weiteren Berichte gehen ohne Datumsangaben so erstmal fort.« Dieser Eintrag ist außerdem mit einer Art Leseanweisung in rotem Kugelschreiber versehen: »hiermit beginnt der weitere Bericht«.



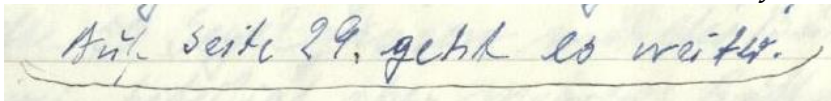
Beide Sätze sind befremdlich. Wozu sollte diese Leseanweisung dienen? In einem Tagebuch folgt üblicherweise ein Tageseintrag auf den anderen, und man kann nicht von einem »weiteren Bericht« sprechen, der an dieser Stelle »beginnen« könnte. Sinn ergibt diese Bemerkung nur, wenn die Tageseinträge ursprünglich gar keine waren, sondern tatsächlich in einer Art Bericht vorlagen, den der Verfasser des Manuskripts zum Tagebuch umformuliert hat. Dann wäre es vorstellbar, dass er später an einen Teil davon einen weiteren, inhaltlich vermutlich passenden »Bericht« angehängt und die Erstellung des Tagebuchs fortgesetzt hat.

Der Eintrag selbst mit seinem Hinweis auf fehlende Datumsangaben ist schlicht Unsinn, denn alle nachfolgenden Einträge sind sehr wohl mit einem Tagesdatum versehen. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Satz um einen ungewollten Hinweis auf den ursprünglichen Charakter des Manuskripts, das gerade nicht als Tagebuch konzipiert war und in das die Datumsangaben erst später eingefügt worden sind.

Der Eintrag irritiert noch in anderer Hinsicht: Der 9.11.1918 ist nicht irgendein Datum, sondern er markiert das Ende des Deutschen Kaiserreichs. An diesem Tag wird die Abdankung Wilhelms II. verkündet und in Deutschland die Republik ausgerufen. Selbst von einem so unpolitischen Menschen, wie es Fiete Daniel offenbar war, könnte man an dieser Stelle einen Kommentar erwarten, der irgendwie auf die außerordentlichen historischen Geschehnisse Bezug nimmt. Stattdessen ist der abgebildete Satz der einzige Satz zum 9.11.1918.

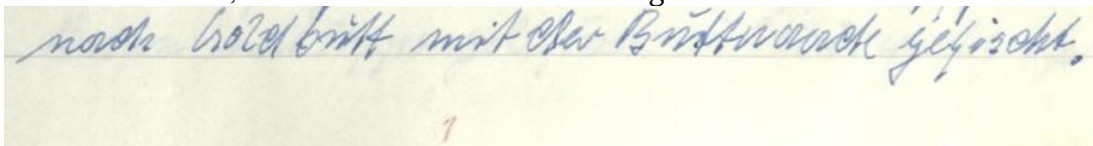
### 2.6.2. Hinweis auf Seite 28

Auf S. 28 findet sich am Ende des Textes der Hinweis »Auf S. 29. geht es weiter«.



Auf Seite 29. geht es weiter.

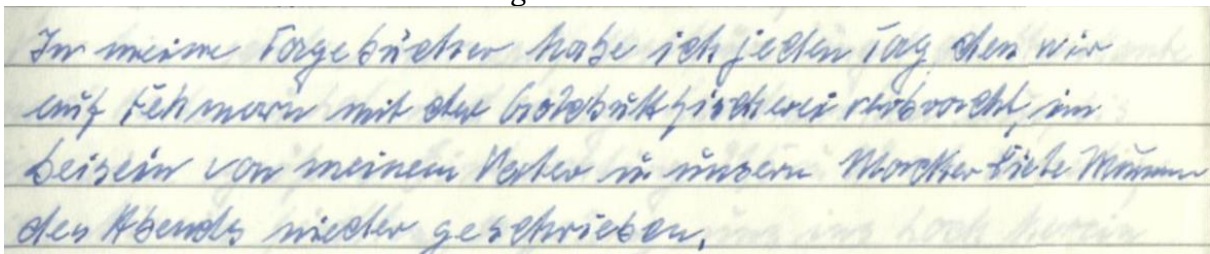
Wo sonst sollte es nach Seite 28 weitergehen? So überraschend diese Bemerkung auch ist – sie hätte ihre Berechtigung, wenn man davon ausgeht, dass die Seiten 29ff ursprünglich woanders im Manuskript einsortiert waren. Darauf deutet auch die zusätzliche Pagina am Fuß der Seite hin, die auf S. 29 wieder mit »1« beginnt:



nach Goldbuttfischerei mit Ober Brüdernach gefischt.  
1

### 2.6.3. Verweis auf »meine Tagebücher« im Eintrag zum 28.8.1918

Unter dem 28.8.1918 findet sich folgender Satz: »In meine Tagebücher habe ich jeden Tag den wir auf Fehmarn mit der Goldbuttfischerei verbracht, im Beisein von meinem Vater u. unsern Macker Fiete Mumm des Abends nieder geschrieben.«

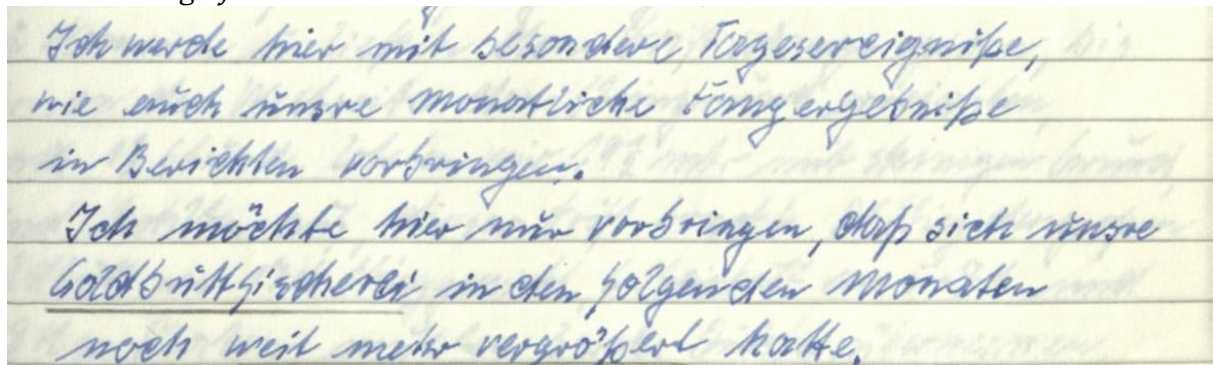


In meine Tagebücher habe ich jeden Tag den wir auf Fehmarn mit der Goldbuttfischerei verbracht, im Beisein von meinem Vater u. unsern Macker Fiete Mumm des Abends nieder geschrieben.

Ein solcher Satz, der auf »meine Tagebücher« verweist, würde in keinem authentischen Tagebuch stehen. Ein Tagebuch, in dem der Verfasser selbst genau darauf verweist, widerspricht jeglicher Lebenswahrscheinlichkeit.

Doch damit nicht genug, im unmittelbaren Anschluss heißt es: »Ich werde hier mit besondere Tagesereignisse, wie auch unsere monatliche Fangergebnisse in Berichten vorbringen. Ich

möchte hier nur vorbringen, daß sich unsre Goldbuttfisherei in den folgenden Monaten noch weit mehr vergrößert hatte.«



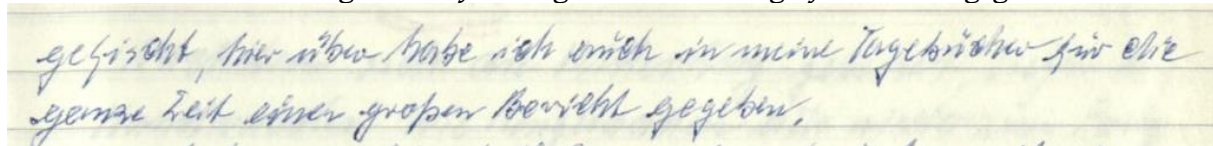
Ich würde hier mit besonderer Tageseigensie,  
wie auch unsere monatliche Fängeergebnisse  
in Berichten vorbringen.  
Ich möchte hier nur vorbringen, daß sich unsere  
Goldbuttfisherei in den folgenden Monaten  
noch weit mehr vergrößert hatte,

Inhaltlich sind die beiden Sätze ein Vorgriff auf das, was noch kommen soll. Sie können also ebenfalls kein echter Tagebucheintrag sein, sondern sie zeigen vielmehr, wie stark das »Tagebuch« später bearbeitet wurde.

Gegen eine Bearbeitung ist an sich nichts einzuwenden. Doch wenn die Bearbeitung in der Vortäuschung eines Tageseintrags besteht, spricht erneut einiges dafür, dass das Tagebuch insgesamt ursprünglich gar keines war und die niedergeschriebenen Erlebnisse erst im Nachhinein mit Tagesdaten ausgestattet wurden.

#### 2.6.4. Verweis auf »meine Tagebücher« auf Seite 761

Ähnlich, wie soeben beschrieben, findet sich auch auf S. 761, dem letzten Blatt der Einträge zum Jahr 1922, der ominöse Hinweis auf Fiete Daniels Tagebücher: »[...] gefischt, hier über habe ich auch in meine Tagebücher für die ganze Zeit einen großen Bericht gegeben.«

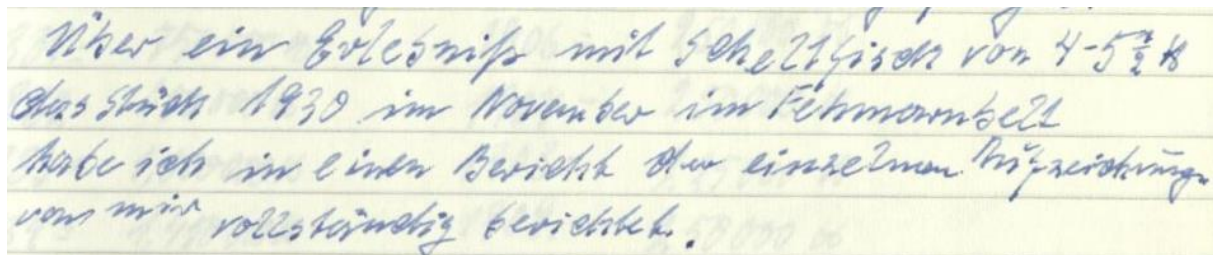


gefishet, hier über habe ich auch in meine Tagebücher für die  
ganze Zeit einen großen Bericht gegeben.

Wie kann ein solcher Satz Bestandteil eines authentischen Tagebuchs sein?

#### 2.6.5. Verweis auf »Aufzeichnungen von mir« auf Seite 854/2

Einen ähnlichen Verweis gibt es auch im späteren Chronik-Teil des Manuskripts. So schreibt der Verfasser mitten in einem Eintrag, der dem Jahr 1926 oder 1927 zugeordnet ist (S. 854/2): »Über ein Erlebnis mit Schellfisch von 4-5½ ♂<sup>8</sup> das Stück 1930 im November im Fehmarnbelt habe ich in einen Bericht der einzelnen Aufzeichnungen von mir vollständig berichtet.«



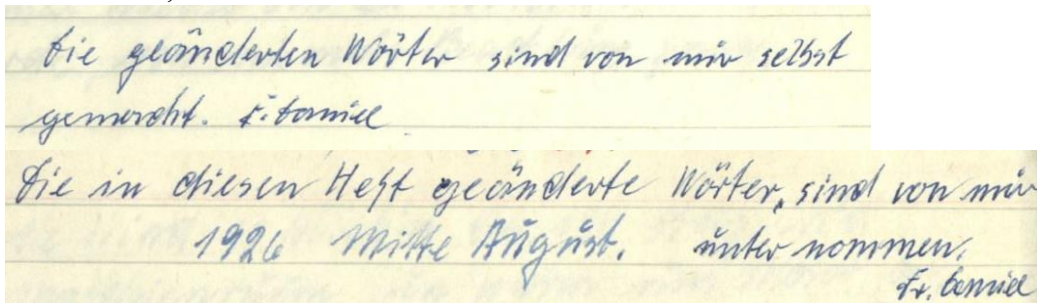
Über ein Erlebnis mit Schellfisch von 4-5½ ♂<sup>8</sup>  
das Stück 1930 im November im Fehmarnbelt  
habe ich in einen Bericht der einzelnen Aufzeichnungen  
von mir vollständig berichtet.

<sup>8</sup> Dieses Zeichen ist die alte deutsche Abkürzung für »Pfund«. Der Verfasser des Manuskripts verwendet es regelmäßig.

Der Anachronismus, 1926/27 ein Erlebnis von 1930 zu erwähnen, belegt bereits, wie wenig echten Chronikcharakter die Aufzeichnungen besitzen. Doch damit nicht genug: Was immer genau mit »einen Bericht der einzelnen Aufzeichnungen von mir« gemeint sein mag – diese »Aufzeichnungen« müssen älter als der betreffende Teil der vermeintlichen Chronik sein, sonst hätte nicht auf sie Bezug genommen werden können. Fiete Daniel hätte schon über eine prophetische Begabung verfügen müssen, um bereits 1927 zu wissen, was er 1930 würde berichten können.

## 2.6.6. Redaktionelle Hinweise auf eigenhändige Änderungen

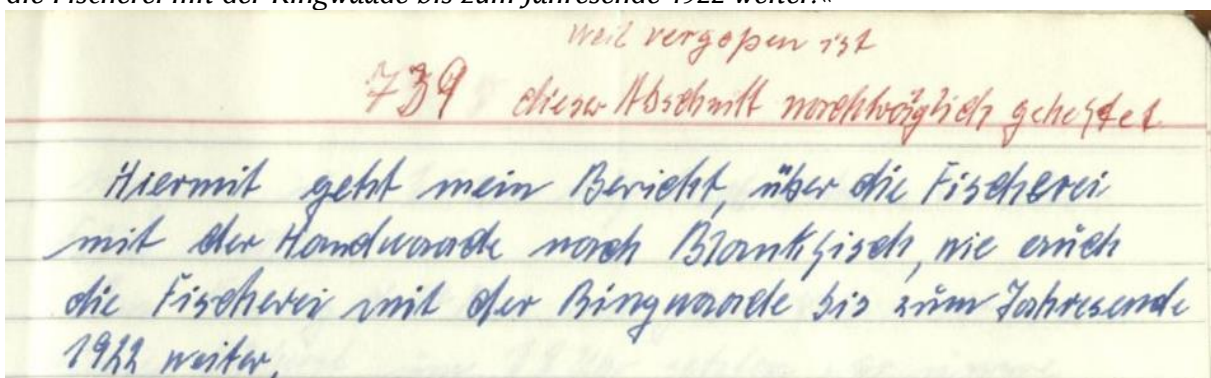
Auf den Seiten 844 und 857 finden sich völlig unverständliche Sätze, die als Rechtfertigung für Änderungen durch den Verfasser erscheinen sollen. So heißt es auf S. 844: »Die geänderten Wörter sind von mir selbst gemacht. F. Daniel« und auf S. 857: »Die in diesen Heft geänderte Wörter, sind von mir unter nommen. Fr. Daniel«.



Wer sonst sollte denn in seinem eigenen Tagebuch Änderungen vornehmen, wenn nicht der Tagebuchsreiber? Das bedarf keines gesonderten Hinweises und auch keiner zusätzlichen »Unterschrift«, die nicht einmal eine echte Unterschrift ist, sondern genau dieselben Züge wie die Handschrift trägt. Möglicherweise sind auch diese Einschübe, mit denen der Verfasser dem Text Authentizität verleihen wollte, Belege für ein bewusstes Täuschungsmanöver.

## 2.6.7. Redaktioneller Hinweis auf Fortsetzung des eigenen Textes

S. 739 wird mit einer in Rot geschriebenen Erklärung eingeleitet: »weil vergeßen ist dieser Abschnitt nachträglich geheftet«. Offenbar ist dem Verfasser der Zeilen an dieser Stelle selbst aufgefallen, dass in seinem Text ein Bruch besteht, und er hat versucht, diese inhaltliche Bruchstelle etwas zu kaschieren. Der Einleitungssatz zum nachfolgenden Text lautet: »Hiermit geht mein Bericht, über die Fischerei mit der Handwaade nach Blankfisch, wie auch die Fischerei mit der Ringwaade bis zum Jahresende 1922 weiter.«



Dieser Satz klingt nicht nach einem Bestandteil eines fortlaufenden Tagebuchs, selbst wenn dieses gestrafft wurde, wie es für das Jahr 1922 der Fall ist. Stattdessen ist er eine Erläuterung für das, was der Verfasser gerade schreibt. Dass der Verfasser sich zu einer solchen Erläuterung genötigt sah, zeigt, dass dieses Kapitel vorher woanders einsortiert gewesen sein muss.

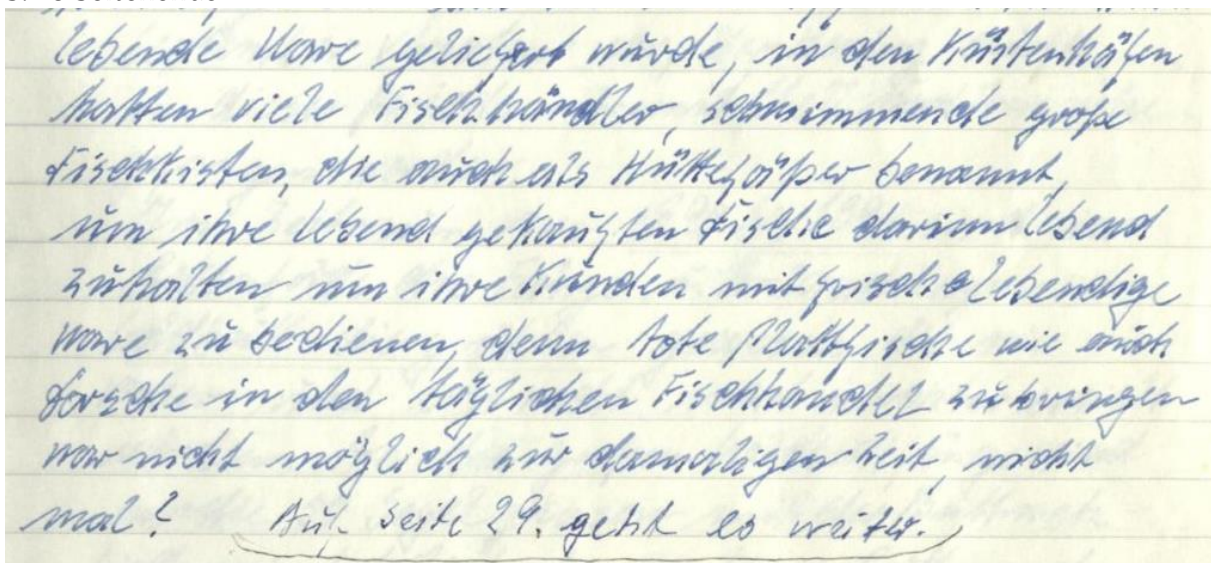
## 2.7. Anschlussfehler im Text

Auf diversen Seiten des Manuskripts sind Brüche im Fließtext erkennbar, d. h., das Ende der einen Seite und der Anfang der nächsten Seite passen nicht zusammen. Die Textstellen wirken so, als sei der Text auf der vorhergehenden Seite jeweils im Nachhinein verfasst und entsprechend formuliert worden, damit die folgende Seite einen (mehr schlechten als rechten) Anschluss bilden konnte.

### 2.7.1. Seite 28/29

»[...] in den Küstenhäfen hatten viele Fischhändler schwimmende große Fischkisten, die auch als Hüttefäßer benannt, um ihre lebend gekauften Fische darin lebend zuhalten um ihre Kunden mit frische lebendige Ware zu bedienen, denn tote Plattfische wie auch Dorsche in den täglichen Fischhandel zu bringen war nicht möglich zur damaligen Zeit, nicht mal? [sic] Auf Seite 29. geht es weiter. // in den Sommermonaten am Fischmarkt in Kiel als die Fisch-Halle bei den Seegartenbrücken war, sehr empfindlich in dieser Angelegenheit, diejenigen Fischer aus Eckernförde, die in den 20ziger Jahren den Kieler Markt mit lebender Ware beliefert haben, wissen wie sensibel der Kieler Fischmarkt gewesen ist.«

S. 28 Seitenende:



lebende Ware geliefert würde, in den Küstenhäfen hatten viele Fischhändler schwimmende große Fischkisten, die auch als Hüttefäßer benannt, um ihre lebend gekauften Fische darin lebend zuhalten um ihre Kunden mit frische lebendige Ware zu bedienen, denn tote Plattfische wie auch Dorsche in den täglichen Fischhandel zu bringen war nicht möglich zur damaligen Zeit, nicht mal? Auf Seite 29. geht es weiter.

S. 29 Seitenanfang:

in den Sommermonaten am Fischmarkt in  
Kiel als die Fisch-Halle bei den Seegerantenbrücken,  
war, sehr empfindlich in dieser Angelegenheit,  
diejenigen Fischer aus Eckernförde, die in den 20-iger  
Jahren den Kieler-Markt mit lebender Ware  
beliebt haben, wissen wie sensibel der Kieler  
Fischmarkt gewesen ist.

Das Fragezeichen am Ende von S. 28 stammt vom Verfasser des angeblichen Tagebuchs: Möglicherweise wusste er nicht mehr, wo sein Text weitergehen sollte. Das würde auch den Hinweis »Auf Seite 29. geht es weiter« erklären. Doch die Satzhälfte auf S. 29 ist nur vermeintlich der korrekte Anschluss. S. 28 spricht von der Notwendigkeit, die Fänge lebend in den Handel zu bringen, während sich S. 29 auf die besonderen Gegebenheiten des Kieler Fischmarkts bezieht. Die beiden Textstellen hatten vor ihrer hingezwungenen Kollationierung nichts miteinander zu tun.

### 2.7.2. Seiten 242/243

»Es wehte ein stürmischer Südwest u. regnete, wir blieben erstmal in unsere Kojen liegen, // ick de to mien Mackers segg'n, hüüt möt wie uf de Melkmann uppassen, jo de Fiete Mumm segg'n, dat weer jo ganz schön un god, aver leider iss hüüt Sönndag, doo kümt keen Melkmann un [...]«

S. 242 Seitenende:

Sommitag d. 20/10  
Es wehte ein stürmischer Südwest u. regnete,  
wir blieben erstmal in unsere Kojen liegen,

S. 243 Seitenanfang:

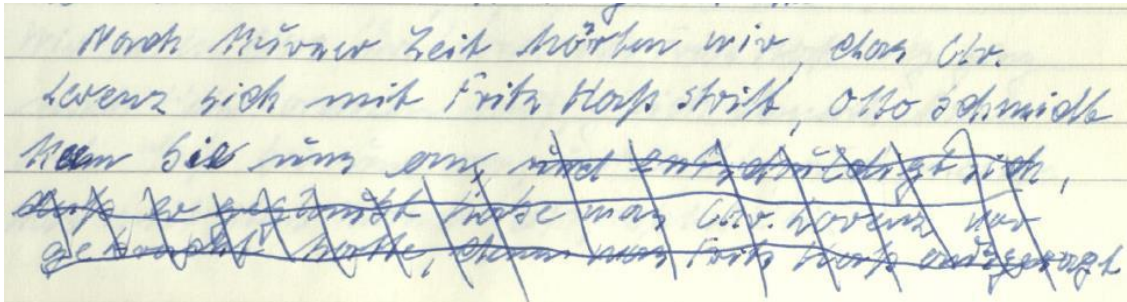
ick de to mien Mackers segg'n, hüüt möt wie  
uf de Melkmann uppassen, jo de Fiete Mumm  
segg'n, dat weer jo ganz schön un god, aver leider  
iss hüüt Sönndag, doo kümt keen Melkmann un

Hier handelt es sich um einen über viele Zeilen laufenden einzigen Satz, nur durch Komma getrennt. Mit Beginn der neuen Seite wechselt das Idiom unvermittelt von Hochdeutsch zu Platt, wobei das verbindende Satzglied »wir blieben erstmal in unsere Kojen liegen« unter die letzte linierte Zeile eingefügt wurde, als sollte hier der Bruch im Text, der ansonsten allzu offenkundig gewesen wäre, etwas verschleiert werden.

### 2.7.3. Seiten 410/411

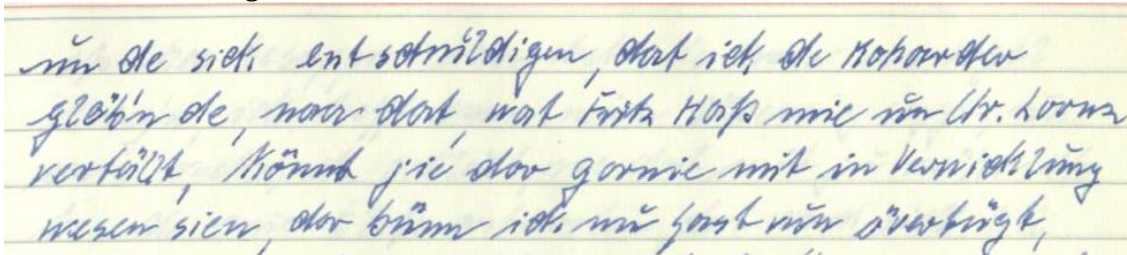
»Nach kurzer Zeit hörten wir, das Chr. Lorenz sich mit Fritz Haß stritt, Otto Schmidt kum bie uns an // un de sick entschuldigen, dat de Koparder glöb'n de, naa dat, wat Fritz Haß mie un Chr. Lorenz vertällt, könnt jie dor gornie mit in Verwicklung wesen sien, dor bünick nu fast vun övertügt, [...]«

S. 410 Seitenende:



Nach kurzer Zeit hörten wir, dass Chr. Lorenz sich mit Fritz Haß stritt, Otto Schmidt kam bei uns an, um sich entschuldigen, dass die Koparder glauben, dass nach dem, was Fritz Haß mir und Chr. Lorenz erzählt hat, könnt sie dort gornie mit in Verwicklung wesen sien, dort bünick nu fast von övertügt.

S. 410 Seitenanfang:



um de sick entschuldigen, dass ich die Koparder glaube, dass nach dem, was Fritz Haß mir und Chr. Lorenz erzählt hat, könnt sie dort gornie mit in Verwicklung wesen sien, dort bünick nu fast von övertügt.

Hier besteht zwar im Satz selbst kein semantischer Bruch, doch zeigt die durchgestrichene Passage am Fuß der Seite 410 deutlich, dass ursprünglich kein Anschluss zur Seite 411 bestand: Der Dialog, der auf S. 411 auf Platt in direkter Rede erzählt wird, wurde auf S. 410 zuerst auf Hochdeutsch und als indirekte Rede an den Fuß der Seite gequetscht und später wohl deshalb wieder gestrichen, weil er mit der Anschlusspassage kollidierte.

### 2.7.4. Seiten 471/472

»Des Abends sprachen wir noch über die großen Fänge, wo sie konnten hin gewandert sein, mein Vater sagte, wahrscheinlich über den steinigen Grund, der mit ein paar befischbare Löcher mit weichen Grund zwischen Marienleuchte und Rödby auf Laaland liegt. Keiner von uns hatte daran gedacht, das diese großen Fangergebniße, unsere letzten waren mit unserem großem Fahrzeug // Meine Meinung war, wenn es man nicht doch die Butt gewesen, die im vorigen Jahr 1918 in großen Maßen auf den Muschelgrund nach Laaland zu lagen, und nach Süden auf dem [...]«

S. 471 Seitenende:

Des Abends sprachen wir noch über die großen Fänge, wo sie  
Mormen beim gewendet sein, mein Vater sagte, wahrscheinlich  
über den steinigen Grund, aber mit ein paar befischbare  
Löcher mit weichen Grund zwischen Merientenriffe sind  
Boelby auf Landland liegt. ~~Keiner von uns wollte davon  
gedenken, dass diese großen Fänge gescheit, immer letzten waren  
mit immer großen Fänge~~

S. 472 Seitenanfang:

meine Meinung war, wenn es waren nicht doch  
die BnA gewesen, die im vorigen Jahr 1918  
in großen Mengen auf dem Meisehgrund nord  
Landland zu liegen, nicht nach Süden auf dem

Der auf S. 471 unten gestrichene Satz taucht auf S. 472 nicht wieder auf. Er wirkt inhaltlich tatsächlich als fremdes Element und wurde vielleicht zu Recht gestrichen, doch der erste Satz auf S. 472 bildet mit und ohne Streichung keinen stimmigen Anschluss zur vorangehenden Textpassage.

### 2.7.5. Seiten 493/494

S. 493: »Bis zum Jahresende und weit in den März hinein 1920 fischten wir mit der Handwaade und hatten zufrieden stellende Fänge erzielt, gewiß gab es [...]«

S. 494: »1920 nach dem Kapp-Putsch, meine Mackers blieben noch vorerst bei der Handwaa-denfischerei, es wurde nur kleine Fänge, bis zu 1000  $\text{t}$  im glücklichen [...]«

S. 493 Mitte:

1920 Bis zum Jahresende und weit in den März hinein  
1920 fischten wir mit der Handwaade und hatten  
zufrieden stellende Fänge erzielt, gewiß gab es

S. 494 Seitenanfang:

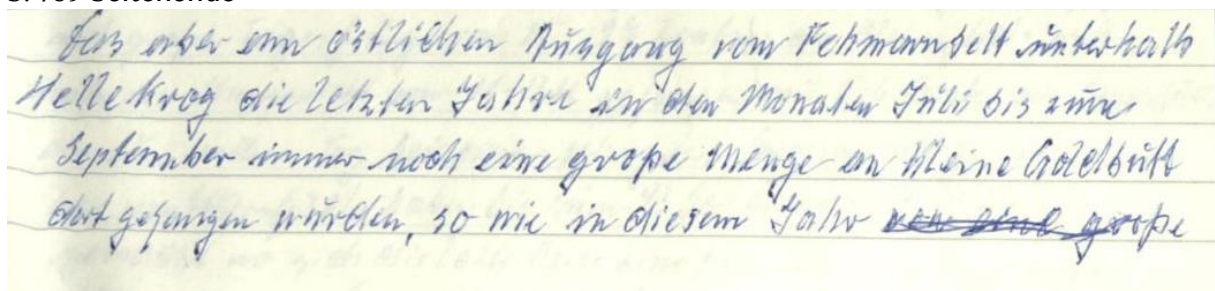
1920 nach dem Kapp-Putsch, meine Mackers  
blieben noch vorerst bei der Handwaa-denfischerei, es  
wurden nur kleine Fänge, bis zu 1000  $\text{t}$  im glücklichen

Auf beiden Seiten beginnt im Fließtext das Tagebuchjahr 1920 jeweils von vorne. Hier handelt es sich nicht um aufeinander folgende Tagebucheinträge in einem organisch entstandenen Tagebuch, sondern um zwei völlig unterschiedliche Texte, die zu verschiedenen Zeiten verfasst und später aneinandergesetzt wurden.

### 2.7.6. Seiten 759/760

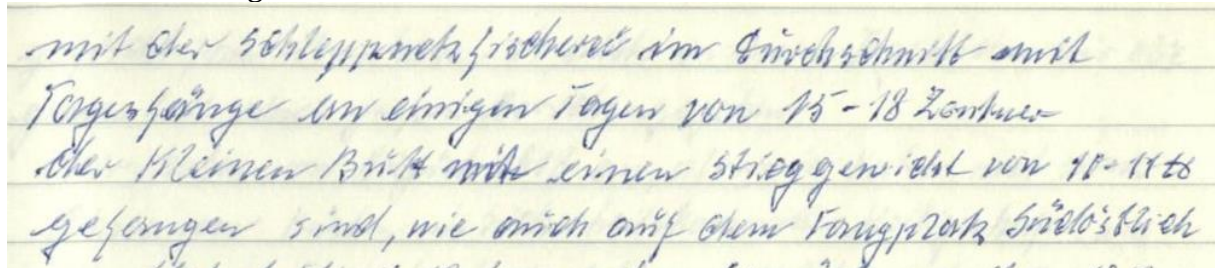
»Das aber am östlichen Ausgang vom Fehmarnbelt unterhalb Hellekrog die letzten Jahre in den Monaten Juli bis zum September immer noch eine große Menge an kleine Goldbutt dort gefangen wurden, so wie in diesem Jahr // mit der Schleppnetzfischerei im Durchschnitt mit Tagesfänge an einigen Tagen von 15-18 Zentner der kleinen Butt mit einem Stieggewicht von 10-11  $\bar{t}$  gefangen sind, wie auch auf dem Fangplatz Südöstlich [...]

S. 759 Seitenende:



Das aber am östlichen Ausgang vom Fehmarnbelt unterhalb Hellekrog die letzten Jahre in den Monaten Juli bis zum September immer noch eine große Menge an kleine Goldbutt dort gefangen wurden, so wie in diesem Jahr ~~mit der~~ große

S. 760 Seitenanfang:



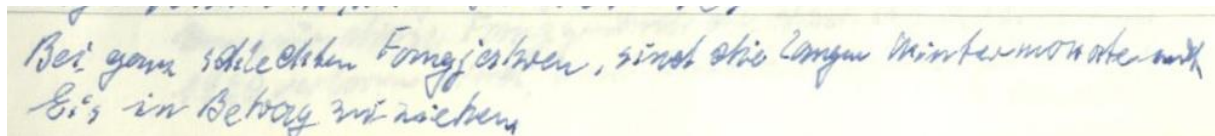
mit der Schleppnetzfischerei im Durchschnitt mit Tagesfänge an einigen Tagen von 15-18 Zentner der kleinen Butt mit einem Stieggewicht von 10-11  $\bar{t}$  gefangen sind, wie auch auf dem Fangplatz Südöstlich

Hier geht die Zielrichtung des Satzes im Übergang zur Folgeseite gänzlich verloren.

### 2.7.7. Seiten 855/856

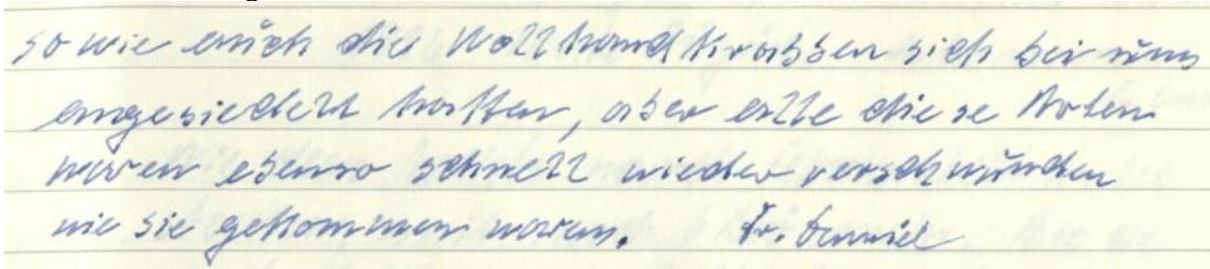
»Bei ganz schlechten Fangjahren, sind die langen Wintermonate mit Eis in Betrag zu ziehen // so wie auch die Wollhandkrabben sich bei uns angesiedelt hatten, aber alle diese Arten waren ebenso schnell wieder verschwunden wie sie gekommen waren. Fr. Daniel«

S. 855 Seitenende:



Bei ganz schlechten Fangjahren, sind die langen Wintermonate mit Eis in Betrag zu ziehen

S. 856 Seitenanfang:



so wie auch die Wollwurm-Krautchen sich bei mir angesetzt hatten, aber alle diese Probleme waren ebenso schnell wieder verschwinden wie sie gekommen waren. Fr. Janniel

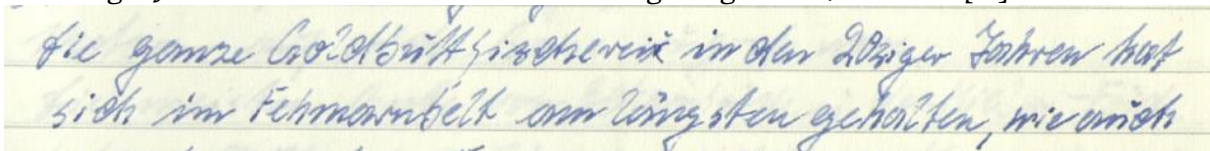
Auch hier haben die beiden Hälften des Satzes nichts miteinander zu tun, was dem Verfasser bei der Kollationierung entgangen sein muss.

### 2.7.8. Chronologiefehler auf den Seiten 845a bis 856

Die vom Verfasser als »Chronik« bezeichneten Notate für das Jahr 1924 endet auf S. 844, diejenige für das Jahr 1926 beginnt auf S. 857. Auf den Seiten dazwischen befinden sich nicht wie zu erwarten die Aufzeichnungen für das Jahr 1925, sondern mehrere kurze Episoden, die »auch irgendwie« in diesen Zeitraum gehören sollen. Die Texte sind eine bedeutend später geschriebene Rückschau auf die Entwicklung der Fischerei und haben mit einer zeitnah verfassten Chronik nichts zu tun, selbst wenn man den Texten eine gewisse spätere Bearbeitung zugesteht.

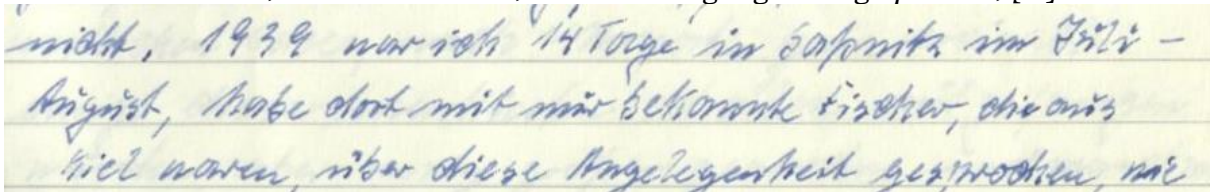
Es ist wohl kein Zufall, dass der Verfasser bei der Kollationierung seiner Texte selbst ein wenig ins Schleudern kam und auf S. 844 die Seite 845b folgen lässt, die inhaltlich mit der vorausgehenden Seite nichts zu tun hat. Darauf wiederum folgt S. 845a mit einem halbseitigen Einschub, der inhaltlich gleichfalls isoliert ist.

Die zweite Hälfte von S. 845a ist der Anfang einer Episode, mit der mehrere Jahre zusammengefasst werden, wie sich auf S. 847 zeigt, wo es heißt »Die ganze Goldbuttfischerei in den 20ziger Jahren hat sich im Fehmarnbelt am längsten gehalten, wie auch [...]«.



die ganze Goldbuttfischerei in den 20ziger Jahren hat sich im Fehmarnbelt am längsten gehalten, wie auch [...]

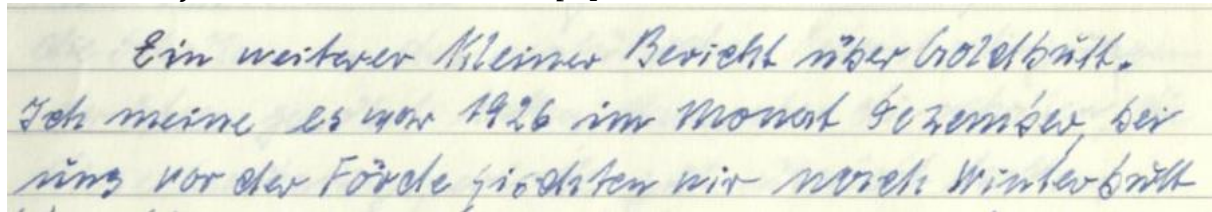
Dieser Text erstreckt sich bis S. 850 und bekommt gegen Ende einen noch größeren zeitlichen Rahmen, denn »[...] 1939 war ich 14 Tage in Saßnitz im Juli – August, habe dort mit mir bekannte Fischer, die aus Kiel waren, über diese Angelegenheit gesprochen, [...]«.



nicht, 1939 war ich 14 Tage in Saßnitz im Juli - August, habe dort mit mir bekannte Fischer, die aus Kiel waren, über diese Angelegenheit gesprochen, wie

Auf der selben S. 850 beginnt eine weitere Episode, deren Einleitungssatz ebenfalls zeigt, wie wenig diese Texte den Charakter einer zeitnah verfassten Chronik besitzen: »Ein

*weiterer kleiner Bericht über Goldbutt. Ich meine es war 1926 im Moment Dezember, bei uns vor der Förde fischten wir nach Winterbutt [...]«*

A photograph of a handwritten manuscript snippet on aged paper. The text is written in cursive and matches the quote above: "Ein weiterer kleiner Bericht über Goldbutt. Ich meine es war 1926 im Moment Dezember bei uns vor der Förde fischten wir nach Winterbutt".

*Ein weiterer kleiner Bericht über Goldbutt.  
Ich meine es war 1926 im Moment Dezember bei  
uns vor der Förde fischten wir nach Winterbutt*

Die Abfassung dieses Textes erfolgte offenbar so viele Jahre nach dem tatsächlichen Ereignis, dass sich der Verfasser selbst über die zeitliche Einordnung nicht mehr ganz im Klaren war. Was immer das Manuskript an Wahrheitsgehalt bergen mag – seine Grundlage ist jedenfalls weder ein Tagebuch noch eine Chronik.

## **2.8. Inhaltliche Ungereimtheiten und sachliche Fehler**

Die ersten drei problematischen Punkte sind in Teil 4, der inhaltlichen Auswertung des Manuskripts, ausführlicher behandelt, weswegen sie nachfolgend nur jeweils knapp zusammengefasst sind.

### **2.8.1. Unvereinbarkeit von Manuskriptangaben und amtlicher Statistik**

Für das zweite Halbjahr 1918 bietet das Manuskript äußerst akribische Angaben zu den Fangertträgen jedes einzelnen Tages. Nicht nur zum jeweiligen Tagesergebnis notiert der Verfasser genau, wie viele Pfund bzw. Stück von welcher Fischart gefangen wurden, sondern er unterteilt diese Ergebnisse sogar noch hinsichtlich der einzelnen Durchgänge des Auswerfens des Schleppnetzes, »Driften« genannt. Diese detaillierten Aufzeichnungen der Fangmengen stellen eines der Elemente dar, warum das Manuskript wie ein völlig authentisches Tagebuch wirkt, und sie waren eines der ausschlaggebenden Motive für die Überlegung, den gesamten Text einer wissenschaftlichen Auswertung zu unterziehen.

Wie unter 4.3.3. ausführlich dargestellt, lassen sich jedoch die aufnotierten Fänge in keiner Weise mit den in der amtlichen Fischfangstatistik ausgewiesenen Werten in Einklang bringen. Die festgestellten inhaltlichen Mängel der Statistik reichen nicht aus, um diese Diskrepanz zu erklären. Stattdessen drängt sich eher die Annahme auf, dass die Angaben im Manuskript nicht stimmen, und zwar schlicht deshalb nicht, weil sie nicht auf echten Tagebuchaufzeichnungen beruhen.

In vergleichbarer Weise gilt dies auch für die im Manuskript fürs Eckernförder Rekordjahr 1923 angegebenen Fangmengen, die ebenfalls weit von dem abweichen, was die amtliche Statistik ausweist, und rein rechnerisch nicht stimmen können, siehe dazu näher 4.5.8.3.

### **2.8.2. Unschlüssigkeit des Manuskripts hinsichtlich der Verkaufserlöse**

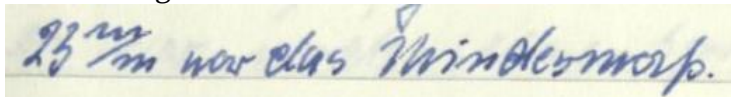
Im zweiten Halbjahr 1918 finden sich im Manuskript nicht nur Notizen zu den Fangergebnissen, sondern gleichermaßen detaillierte Angaben zu den dazu gehörigen Verkaufserlösen. Wie unter 4.6.3. erläutert, lässt sich aus den Fangmengen und den ebenfalls im Manuskript

angegebenen Verkaufspreisen für die einzelnen Fischarten bzw. Güteklassen der angebliche Verkaufserlös nicht nachvollziehen. Grund dafür sind nicht etwa einzelne Übertragungsfehler vom »Original« in die »Abschrift«, sondern die in sich unstimmgige Relation Fänge  $\Leftrightarrow$  Erlöse. Dies deutet ebenfalls darauf hin, dass die einzelnen Angaben nicht aus einem zeitgenössischen Tagebuch stammen, sondern eher einen Versuch darstellen, die betreffenden Ereignisse Jahrzehnte später irgendwie zu rekonstruieren.

### 2.8.3. Fehler bei der Mindestlänge von Schollen

In Preußen galten gesetzliche Bestimmungen über die Mindestlänge, die Schollen aufweisen mussten, bevor sie gefangen werden durften. Diese Regelungen waren durchaus komplex, da für unterschiedliche geografische Zonen der Küstenfischerei unterschiedliche Mindestlängen galten (siehe dazu ausführlich 3.9.3.). Für Fiete Daniel waren 22 cm die maßgebliche Größe. Die Nichteinhaltung des Mindestmaßes stellte einen bußgeldbewehrten Gesetzesverstoß dar, und die Kenntnis einer solchen Vorschrift war für einen damaligen Schollenfischer so wichtig und selbstverständlich, wie etwa für einen heutigen Autofahrer die Kenntnis der innerörtlichen Geschwindigkeitsbegrenzung von 50 km/h.

Trotzdem werden im Manuskript immer wieder 23 cm als Mindestmaß genannt (15.7.1918; 16.9.1918 und S. 849). Dass einem Berufsfischer ein derartiger Fehler immer wieder unterläuft, wenn er nach Feierabend Tagebuch schreibt, ist äußerst unwahrscheinlich. Viel eher lässt sich dieser Fehler damit erklären, dass das Manuskript gerade nicht zeitnah zu den beschriebenen Ereignissen entstanden ist, sondern zu weiten Teilen den Versuch darstellt, Jahrzehnte zurückliegende (fremde) Erinnerungen zu rekonstruieren. Zu diesem Erklärungsversuch passt auch ein zusätzlicher Fehler auf S. 849, wo im Manuskript von einer Mindestlänge von 23 **mm** anstatt von 23 **cm** die Rede ist:



23 mm war das Mindestmaß.

### 2.8.4. Fehlerhafte Beurteilung der Inflation in Dänemark

Im Kapitel 4.5. wird ausführlich erläutert, wie Fiete Daniel den schlimmsten Auswirkungen der in Deutschland grassierenden Hoch- und Hyperinflation entging, indem er seine Fänge nicht in Deutschland anlandete, sondern sie in Dänemark an den Fischhändler P.J. Hansen in Sønderborg verkaufte.

Einer der im Manuskript genannten Gründe, warum der in den Jahren 1921 und 1922 enge Kontakt im Jahr 1923 nicht wieder auflebt, lautet, der Handel mit Dänemark habe sich erledigt gehabt, »denn die dänische Krone war auch mit in den Sog der Inflation gekommen.« (S. 793/1). Diese Aussage trifft nicht zu. Der Vergleich von Wechselkurs- und Preisentwicklung zeigt, dass die dänische Krone keineswegs von der Inflation betroffen war, sondern im Gegenteil mindestens bis in den Sommer 1923 hinein durchaus geeignet gewesen wäre, den Währungsverfall der Mark entsprechend auszugleichen. Siehe dazu die tabellarische Übersicht unter 4.5.7.2.

Die jeweils aktuelle Wechselkursentwicklung von Mark, Dollar und dänischer Krone dürfte allen Deutschen, die beruflich mit Dänemark zu tun hatten, in der damaligen Zeit geläufig

gewesen sein. Es erscheint kaum vorstellbar, dass Fiete Daniel sich 1923 grundlegend darüber getäuscht haben könnte, wie sich die dänische Krone im Verhältnis zur Mark entwickelte. Erklären ließe sich die fehlerhafte Einschätzung der Inflationsentwicklung allerdings damit, dass sich im Rahmen einer Jahrzehnte später erfolgten Rekonstruktion der Ereignisse die Erinnerung als nicht mehr verlässlich erwiesen hat und ein Rückgriff auf das »Originaltagebuch« nicht möglich war, weil dieses nie existiert hat.

### **2.8.5. Falscher Umrechnungskurs 1921**

In den Eintragungen zum Mai 1921 erwähnt das Manuskript auf S. 544 den Wechselkurs von dänischer Krone zur Mark: »[...] für 1000 Kronen bekamen wir 26000 Mark«. Dieser Satz ist in zweifacher Hinsicht unsinnig, denn zum einen steht an gleicher Stelle, dass Daniel nur 621 Kronen erhalten hatte, und außerdem ist der Umrechnungsfaktor schlicht falsch, denn Ende Mai 1921 stand der Wechselkurs bei nicht ganz 1:12, siehe dazu auch 4.5.5.

### **2.8.6. Anachronismus Reichsmark**

Geldbeträge werden im Manuskript nur selten erwähnt. Wie zu erwarten, ist dann jeweils von »Mark« die Rede. Doch an zwei Stellen geht es überraschenderweise um »Reichsmark« (undatiert auf S. 31 und im Eintrag zum 18.12.1918). Erstmals taucht dieser Begriff in der historischen Einleitung auf und bezieht sich auf eine Begebenheit aus dem Jahr 1897; bei der zweiten Erwähnung geht es um die Gesamtsumme der letzten Verkaufsabrechnung des Jahres 1918.

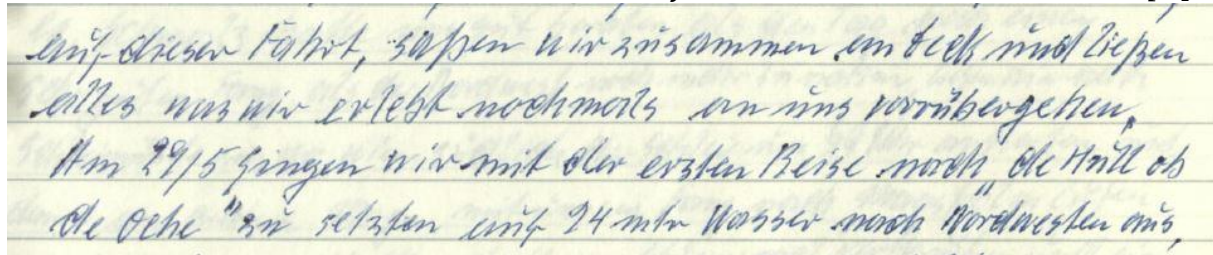
Das Problem hierbei: Die »Reichsmark« gab es erst seit 1924. Sie wurde eingeführt als Nachfolgerin der die Inflationszeit beendenden »Rentenmark«. Bis dahin hieß die Währung des Deutschen Reiches offiziell schlicht »Mark«. So stand es auch auf jedem Geldschein und jeder Mark-Münze, die gebräuchliche Abkürzung war ein *M* in Schreibschrift, und der Begriff »Reichsmark« existierte im normalen Sprachgebrauch so wenig wie etwa der »Reichspfennig«.

Die Verwendung des Begriffs »Reichsmark« ist ein starkes Indiz dafür, dass die jeweiligen Textabschnitte nicht »Fiete Daniels Aufzeichnungen« wiedergeben, denn ihm, einem Angehörigen der Generation, die ohne den Begriff »Reichsmark« sozialisiert worden war, wäre ein solcher Fehler nicht unterlaufen, ähnlich wie heute jeder Angehörige der älteren Generation wie selbstverständlich von Mark und nicht von Euro spricht, wenn er sich auf Geldbeträge aus der Zeit vor der Jahrtausendwende bezieht.

### **2.8.7. Doppelt verwendete Episode**

Auf S. 531/532, datiert auf den 29.5.1921, wird neben üblichen Angaben zu Daniels Tagesfängen eine bestimmte Episode erzählt. Knapp hundert Seiten später, in einem langen Eintrag zum 6.9.1921 (S. 627-629), wird dieselbe Episode noch einmal erzählt, nur ein wenig ausführlicher. Der Text im Manuskript läuft hier ohne inhaltliche oder optische Unterbrechung weiter und lautet: »[...] auf dieser Fahrt [d. h. am 6.9.], saßen wir zusammen an Deck

und ließen alles was wir erlebt nochmals an uns vorübergehen. Am 29/5 fingen wir mit der ersten Reise nach „de Hull ob de Oehe“ zu setzten auf 24 mtr Wasser nach Nordosten aus, [...]»



Am 29/5 fingen wir mit der ersten Reise nach „de Hull ob de Oehe“ zu setzten auf 24 mtr Wasser nach Nordosten aus,

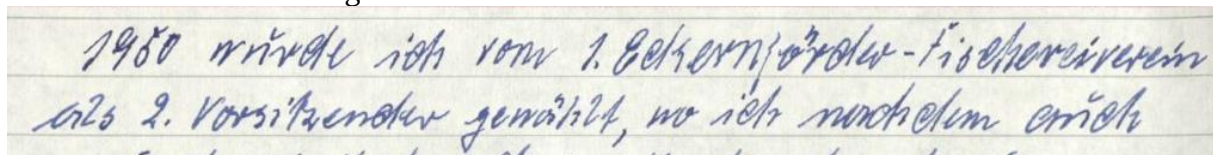
Hätten wir es tatsächlich mit einem chronologisch verfassten Tagebuch zu tun, so wäre es völlig unsinnig, am 6.9. eine Episode vom 29.5. noch einmal zu erzählen. Ein Tagebuchschreiber hätte stattdessen in seinem Tagebuch nach vorne geblättert und überprüft, ob er die Erlebnisse, an die er sich gerade erinnert, nicht schon längst zu Papier gebracht hat. Dass dies hier offenbar nicht erfolgte, deutet darauf hin, dass es gar nichts zum Nachvorne-Blättern gab, als der Eintrag von 6.9. niedergeschrieben wurde. In der Konsequenz heißt das, dass das Manuskript kein organisch verfasstes Tagebuch wiedergibt, sondern aus einzelnen, vermutlich allesamt viel später entstandenen Versatzstücken besteht.

### 2.8.8. Zeitlich fragwürdige Zuordnung: der Fischerstreik von 1951

1. Die allerletzte Episode im Manuskript dreht sich darum, wie Fiete Daniel im Jahr 1951 einer der Mitorganisatoren eines Fischerstreiks wurde, an dem sich sehr viele Berufsfischer an Nord- und Ostsee beteiligten. Anlass für den Streik war die nach dem Zweiten Weltkrieg eingeführte Marktwirtschaft und die damit verbundene schrittweise Abschaffung der Preisbindung. Die Fischer wandten sich gegen die Aufhebung der Preisbindung, weil sie dadurch ihre berufliche Existenz bedroht sahen.

Die Ereignisse mögen sich durchaus weitgehend so zugetragen haben, wie das Manuskript sie auf den Seiten 1065-1072 beschreibt. Allerdings stammt die Niederschrift aus einer sehr viel späteren Zeit, und es wurde versucht, Vorgeschichte und Durchführung des Streiks zu rekonstruieren, denn bei der zeitlichen Einordnung sind dem Verfasser entscheidende Fehler unterlaufen, die ein weiteres Mal den Schluss nahelegen, dass nicht Fiete Daniel der Verfasser des vorgeblichen Tagebuchs ist.

Die Episode beginnt mit dem Satz »1960 wurde ich vom 1. Eckernförder-Fischereiverein als 2. Vorsitzender gewählt, [...]«. Dabei ist erkennbar, dass die Jahreszahl ursprünglich 1950 lautete und auf 1960 korrigiert wurde:



1950 wurde ich vom 1. Eckernförder-Fischereiverein als 2. Vorsitzender gewählt, wo ich nachdem errieth

Warum die Korrektur erfolgte, ist völlig unklar, denn 1950 wäre die korrekte Jahreszahl gewesen. Das geht bereits aus der zweiten Hälfte des Satzes hervor, in dem steht: »[...] bis 1959 habe ich meine Pflicht in beiden Organisationen [= Fischereiverein und Fischereiverband]

als Sprecher für die Fischerei mit ihren Sorgen und Nöten vertreten, auf den Versammlungen [...]«.

Stammte die Niederschrift tatsächlich von Fiete Daniel selbst, hätte er sich wohl kaum um 10 Jahre über seine Zeit als Vorstandsmitglied im Fischereiverein geirrt. Wenn der Text jedoch erst Jahrzehnte später von jemand anderem verfasst worden ist, dann ließe sich ein solcher Fehler durchaus nachvollziehen.

2. Doch der Verfasser dieser Episode möchte selbst jede Unklarheit bei der zeitlichen Einordnung ausschließen und schreibt ans Ende der Episode den Satz »Dies ganze Geschehen spielte sich 1951 im Monat April ab.«

Schon die zweifarbige Ausgestaltung dieses Satzes zeigt, dass der Verfasser offenbar erst einmal selbst nachforschen musste, wann das Ereignis denn eigentlich stattgefunden hatte. Es ist zwar legitim, der eigenen Erinnerung zu misstrauen – doch wenn das Manuskript, wie behauptet, ab Mitte der 1920er-Jahre eine Chronik wichtiger Ereignisse sein möchte, dann hätte eine derartige Unsicherheit der eigenen Erinnerung gegenüber gar nicht entstehen können, denn dann wäre »dies ganze Geschehen« längst zeitnah aufgeschrieben worden.

3. Noch fragwürdiger wird der gesamte »Chronikeintrag« dadurch, dass der Eintrag selbst keinerlei nachvollziehbare zeitliche Angaben enthält. Beschrieben wird ein dem Streik vorangehendes Treffen zwischen einer Delegation der Eckernförder Fischer und dem damaligen Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein Bruno Diekmann, das in dem Bemühen stattfand, den Forderungen der Fischerschaft Gehör zu verschaffen. Das Manuskript konstatiert dabei auch die persönliche Anwesenheit Fiete Daniels (S. 1067). Das Gespräch blieb laut Text ohne Auswirkung und »nach einiger Zeit« verloren die Fischer zusätzlich die Zollfreiheit für ihren Kraftstoffbedarf.

Im unmittelbaren Anschluss an das vage »nach einiger Zeit« ist im Manuskript bereits im darauffolgenden Satz die Rede davon, dass der Fischereiverein »Vormittags einen festen Beschluss« über einen Streik gefasst hatte, der »für den Abend« den Vereinsmitgliedern zur Abstimmung unterbreitet wurde.

Diese zeitliche Unschärfe ist möglicherweise beabsichtigt, da die kalendarische Zuordnung äußerst problematisch ist: Bruno Diekmann verlor das Amt des Ministerpräsidenten am 5.9.1950<sup>9</sup> an seinen Nachfolger Walter Bartram. Das geschilderte Gespräch mit der Eckern-

<sup>9</sup> Schleswig-Holsteinischer Landtag, Landtagsinformationssystem Schleswig-Holstein, abrufbar unter <https://e-lissh.landtag.ltsh.de/portal/browse.tt.html>

förder Fischerdelegation kann also nicht erst im Frühjahr 1951 stattgefunden haben, wie das Manuskript suggeriert, sondern muss mindestens ein Dreivierteljahr vor dem Streik erfolgt sein. Der Verfasser der Episode kannte die Ereignisse möglicherweise nur vom Hörensagen und hat später versucht, sie aus bruchstückhaften Informationen zusammenzusetzen.

### **2.8.9. Überschrift ohne Text**

Nach 1923 tragen die chronikartigen Teile des Manuskript häufig Überschriften. So beginnt das Jahr 1924 mit der Überschrift »*Winterfischerei 1924*« (S. 797). Der Eintrag zur Winterfischerei besteht jedoch ausschließlich in dem Satz »*Die gesammelte Fischerei wurde oft, durch viel Ostwind und Eis gestört.*« Die sich daran unmittelbar anschließende Episode, von diesem Satz nur durch eine leere Zeile getrennt, behandelt hingegen ein Ereignis, das im Frühling 1924 stattgefunden hat. Diese Episode war dem Verfasser des Manuskripts offenbar um einiges wichtiger als die Schilderung der Winterfischerei, so dass er vermutlich schlicht vergessen hat, Letztere niederzuschreiben – was in einer authentischen Chronik wohl kaum passiert wäre.

Dafür ist die Episode selbst, eine größtenteils auf Platt erzählte Geschichte von Ostern 1924, bei der es um einen kurzzeitig rasanten Preisverfall wegen Überangebots geht, eingeleitet mit »*Hierzu eine selbst erlebte Begebenheit*« (S. 797) und endet mit der Bekräftigung »*Dat weer een Stück Wahrheit [...]*« (S. 810). Ob diese Beteuerungen, im eigenen Tagebuch tatsächlich eigene Erlebnisse festzuhalten, die Authentizität des Manuskripts untermauern, sei dahingestellt.

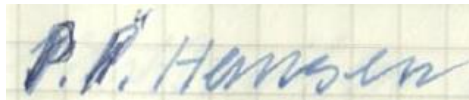
### **2.8.10. Der dänische Fischhändler Hansen**

Obwohl eine enge Geschäftsverbindung zwischen Daniel und dem dänischen Fischhändler P. J. Hansen bestand, wird Hansen im gesamten Manuskript nie mit Vornamen genannt, sondern immer nur mit seinen Initialen. Das ist bereits für sich genommen auffällig, denn sonst nennt der Verfasser üblicherweise entweder den Vornamen oder den Familiennamen der Personen, mit denen er zu tun hat. Beispielsweise wird der Gehilfe des meistens »Schwenn« genannten Fehmarners Fischaukäufers durchweg mit seinem Vornamen »August« genannt.

In den Aufzeichnungen zu 1921 und 1922 taucht P. J. Hansen insgesamt über zwanzig Mal mit diesen Initialen im Manuskript auf – bis er plötzlich seine Initialen ändert: Im Tagebuchjahr 1923, das so stark gerafft vorhanden ist, dass es kaum mehr als Tagebuch gelten kann (siehe dazu auch 4.5.9.), heißt Hansen an drei Stellen nicht mehr »P.J.« sondern »P.I.«, mit einem deutlich sichtbaren i-Punkt. Mit viel gutem Willen könnte man diese »I« als »J« durchgehen lassen, da der Verfasser teilweise auch aufs großgeschriebene »J« i-Punkte setzt, doch an allen drei Textstellen ist erkennbar, dass hier korrigiert wurde und ursprünglich dem Anschein nach sogar »I.P.« im Text stand:



wird zu



Der Grund, warum Hansen immer nur mit seinen Initialen aufgeführt ist, lässt sich nicht klären und ist für sich genommen noch kein Argument gegen die Glaubwürdigkeit des Manuskripts. Hansen war jedoch für Daniel eine äußerst wichtige Person, deren Namen er wohl kaum fehlerhaft notiert hätte. Wenn sich nun Hansens Initialen im Lauf der Aufzeichnungen plötzlich verändern, dann deutet einiges darauf hin, dass jedenfalls die Chronik für das Jahr 1923 nicht zeitnah verfasst wurde, sondern viel später geschrieben wurde, als der Verfasser nicht mehr rekapitulieren konnte, wie Hansen nun eigentlich genau hieß.

## 2.9. Unklare Länge einer fehlenden Textpassage

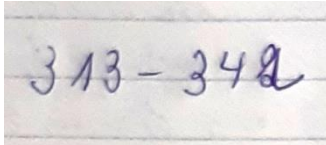
Die Seiten 313 bis 342 fehlen komplett, wenn man sich an der mit rotem Kugelschreiber durchgängig vorgenommene Paginierung orientiert. Diese Fehlstelle als solche ist noch kein Indiz für die mangelnde Authentizität des Textes, denn es könnte sich auch schlicht um einen Paginierungsfehler des Verfassers oder um das nachträgliche Entfernen einer ursprünglich vorhandenen Textpassage handeln. Nimmt man jedoch das Erscheinungsbild der Paginierung an dieser Stelle hinzu, dann bleibt völlig unklar, wieviele Seiten tatsächlich fehlen bzw. entfernt wurden.

Der Seitenkopf der letzten Seite vor der fehlenden Passage sieht so aus:

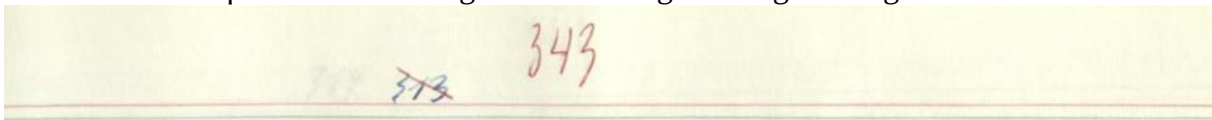


Wir befinden uns also auf Seite 312, wobei die ältere Paginierung »290« durchgestrichen und in Rot auf »312« korrigiert wurde.

Auf der ansonsten leeren Rückseite dieser Seite »~~290~~/312« sind die folgenden fehlenden 30 Seiten vermerkt. Der Grund dafür ist unklar.

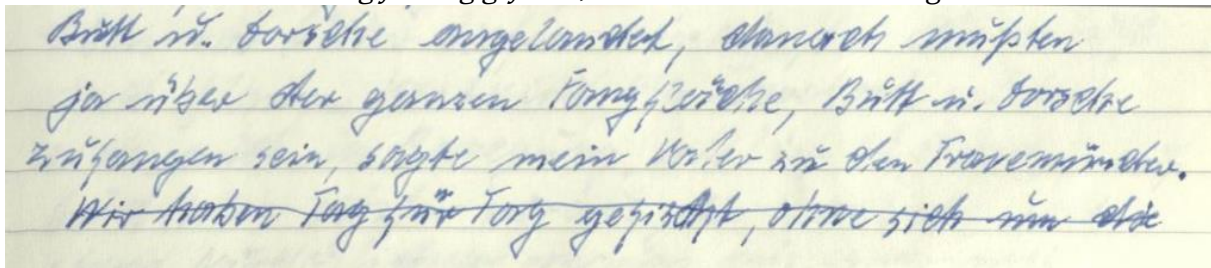


Die im Manuskript unmittelbar folgende Seite trägt die Paginierung »~~313~~/343«:



Gemäß der roten Pagina fehlen demnach 30 Seiten, gemäß der älteren blauen Pagina sind es jedoch nur 23 Seiten. Die genaue Anzahl der Fehlseiten lässt sich nicht bestimmen.

Dass dem Verfasser hier vermutlich ein größerer Redaktionsfehler unterlaufen ist, zeigt sich auch an der letzten Zeile auf S. »290/312«. Der letzte, unmittelbar vor der Fehlstelle stehende Halbsatz »Wir haben Tag für Tag gefischt, ohne sich um die« wurde gestrichen.



Diese Textstelle wirkt, als habe der Verfasser aus bestimmten Gründen die letzte Zeile weglassen wollen, weil sie ursprünglich eine neue Episode einleitete – welche jedoch fehlt. Insgesamt handelt es sich bei der Lücke um die Einträge für knapp eine Woche. Der letzte vorhandene Eintrag lautet auf den 1.12.1918, der folgende nennt den 9.12.1918.

## 2.10. Fehlerhafte Datumsangaben

An dieser Stelle soll der unter 2.6.1. geäußerte Gedanke, dass die Datumsangaben möglicherweise ganz oder teilweise erst später in den Text eingefügt wurden, noch einmal aufgegriffen werden: Die Datumsangaben für das Jahr 1918 sind immer sehr genau. Der Verfasser nennt durchweg neben dem Datum auch den Wochentag. Diese Angaben sind auch korrekt – bis auf die letzte Woche des Tagebuchjahrs 1918.

Manuskript:	korrekt:
»Montag d. 15/12«	Montag, <b>16.</b> 12.1918
»Dienstag d. 16/12/1918«	Dienstag, <b>17.</b> 12.1918
»Mittwoch d. 17/12«	Mittwoch, <b>18.</b> 12.1918
»Donnerstag d. 18/12«	Donnerstag, <b>19.</b> 12.1918
»Sonnabend d. 20/12«	Sonnabend, <b>21.</b> 12.1918

Bis zum Eintrag für »Sonnabend, d. 14.12.« stimmt das jeweilige Datum, doch dann irrt sich der Verfasser für die gesamte Folgeweche um jeweils einen Tag. Bei einem einmaligen Datumsfehler könnte man ohne Weiteres von einem Versehen sprechen. Doch bei der letzten Arbeitswoche des Jahres 1918 ist jeder Tag falsch zugeordnet. Die Tageseinträge in dieser Woche gehören zu den längsten des ganzen Jahres und erstrecken sich über fünf bis zehn Seiten, so dass Daniel die einzelnen Einträge jeweils noch am entsprechenden Abend geschrieben haben müsste, wenn er tatsächlich ein Tagebuch geführt hat. Hätte er sich da fünfmal hintereinander jeden Tag aufs Neue im Wochentag geirrt?

Genau diese Woche ist laut Manuskript die Krönung von Daniels bisherigem Arbeitsleben: Die ertragreichen Monate vor Fehmarn gehen zu Ende, und der Verfasser hält nicht nur die üblichen Tagesfänge fest, sondern schildert darüber hinaus ausführlich seine Erfolge bei den Hamstertouren über die Insel, berichtet in allen Einzelheiten über die Endabrechnung der Fischverkäufe und beschreibt detailliert seine überaus erfolgreiche Rückkehr nach Eckernförde. Das alles liest sich stimmig, und man erkennt des Verfassers Liebe zum Detail

– doch würde er dann ausgerechnet bei der kalendarischen Zuordnung der einzelnen Tage Fehler machen, er, der akribisch jedes Pfund Scholle und Steinbutt notiert hat? Das ist wenig wahrscheinlich, sondern deutet eher darauf hin, dass der Fließtext, ob authentisch oder nicht, bereits vorhanden war und die Datumsangaben erst später eingebaut wurden. Dabei dürften dann die Fehler entstanden sein.

## 2.11. Detaillierte Tageseinträge – ohne Datum

Während die erste Jahreshälfte 1919 nur sehr kursorisch zusammengefasst wurde, erinnert das Manuskript in Bezug auf die zweite Hälfte des Jahres inhaltlich wieder stärker an ein Tagebuch. Einige Tageseinträge aus diesem Zeitraum lesen sich äußerst detailliert: Es werden genaue Uhrzeiten, Fangplätze und Fangmengen genannt. Man erfährt auch, wie die Wetterlage war, welche Eckernförder Kollegen ebenfalls vor Ort fischten etc. – doch es fehlt ausgerechnet die Angabe, an welchen Tagen sich die Geschehnisse ereignet haben sollen, und streng genommen bleibt unklar, ob die geschilderten Ereignisse überhaupt aus dem Jahr 1919 stammen.

Insgesamt geht es hier um Aufzeichnungen von zwanzig Seiten Umfang (S. 430 bis 450). Das Manuskript ist hier ein reiner Fließtext ohne jeglichen kalendarischen Hinweis.

Ein »Tagebuch« mit ausführlichen Einträgen zu füllen, ohne diese zeitlich zuzuordnen, entspricht analog zu oben 2.6.3. einem Tatbestand, den Juristen als »außerhalb aller Lebenswahrscheinlichkeit« bezeichnen und deutet vielmehr darauf hin, dass der Text ursprünglich gar keinen Tagebuchcharakter hatte, sondern erst im Nachhinein zu einem solchen umgearbeitet wurde.

## 2.12. Verweise auf eigene Texte außerhalb des Tagebuchs

Manche Stellen im Manuskript enthalten einen expliziten Verweis auf Texte des Verfassers außerhalb des Tagebuchs. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn das Manuskript nicht behauptete, eine Abschrift der Originalfassung der Jahre 1918-1923 zu sein. Grundlage dessen, was der Verfasser zu berichten hat, sind seine Tagebuchaufzeichnungen, und darauf aufbauend können durchaus weitere Texte entstanden sein. Doch hier ist es gerade umgekehrt: Grundlage der »Tagebuchaufzeichnungen« scheinen andere Texte gewesen zu sein (der Verfasser nennt sie meist »*Berichte*«), und das Tagebuch selbst verweist lediglich auf diese »*Berichte*«. Der Bedeutungsgehalt der Verweise bleibt dabei teilweise unklar.

1. So steht auf S. 424 aus dem Jahr 1919 folgender Hinweis: »[...] *Daß bei unsre 12 Mann zum Kauf der Ringwaade, ein Verat geschehen konnte beim späteren Nachdenken nicht ausgeschlossen werden, über dieß ganze Thema habe ich einen ganzen Bericht über in meine Sonderberichten geschrieben wie über sovieles Geschehen der Fischerei. F. Daniel,*«.

strichite wieder ammielich würde. Hops bei mir  
12. März zum Montag der Ring wurde, ein Bericht geschrieben  
konnte beim späteren Nachdenken nicht corrigiert werden  
werden, über Hops genau Ehemer habe ich einen  
german Bericht über im meine Sonderberichten  
geschrieben wie über soviel es Geschehen der  
Fischerei. F. Daniel,

2. Ganz ähnlich der Verweis auf S. 525 aus dem Jahr 1920: »Über die Entstehung u. Entwicklung der Ringwaaden-Fischerei mit ihrem Boom von 50 Stück die im Winter 1921 im Einsatz kamen, habe ich in einem Bericht ausführlich geschrieben mit allem Geschehen, von für un wider mit der Zersplitterung von Verein u. Fischereigenossenschaft in Eckernförde.«

Über die Entstehung u. Entwicklung der Ringwaaden-  
Fischerei mit ihrem Boom von 50 Stück die im Winter  
1921 im Einsatz kamen, habe ich in einem  
Bericht ausführlich geschrieben mit allem Geschehen,  
von für un wider mit der Zersplitterung von Verein  
u. Fischereigenossenschaft in Eckernförde.

Möglicherweise ist mit diesem »Bericht« an beiden Textstellen der inhaltlich korrespondierende Beitrag im Jahrbuch des Eckernförder Heimatvereins aus dem Jahr 1986 gemeint,<sup>10</sup> was wiederum darauf hindeuten würde, dass das »Tagebuch« erst nach 1986 abgefasst wurde.

## 2.13. Einschübe als Fremdkörper im Manuskript

Solche »Berichte« und »Zwischenberichte« finden sich auch im Manuskript selbst, und zwar jeweils als eingeschobene Fremdkörper zum Fließtext, die an zahlreichen Stellen übers gesamte Tagebuch verteilt zu finden sind. Optisch wurden diese Einschübe meist in Form einer Zwischenüberschrift, teilweise auch als Parenthese, vom Fließtext abgesetzt. Allein die Anzahl dieser Einschübe zeigt bereits, wie wenig sich das »Tagebuch« als organischer Text präsentiert.

- »(Ein Zwischen Bericht)« (S. 7)
- »Es folgt ein Zwischenbericht« (S. 26)
- »(Bericht über Sprottenfang ist vorweggenommen)« (S. 45)

<sup>10</sup> Daniel, Friedrich: Die Gründung von Fischereigenossenschaften, in: Jahrbuch 44, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1986, S. 87-90

- »Berichte gehen weiter.« (S. 270)
- »hiermit beginnt der weitere Bericht« (S. 289)
- »Ein Sonderbericht nach dem Ausscheiden von der Goldbuttfischerei« (S. 632)
- »Hiermit geht mein Bericht, über die Fischerei mit der Handwaade [...] weiter« (S. 739),
- »Anschließend ein Abschlußbericht von 1922 ein Abschluß über die Goldbuttfischerei« (S. 759/1)

Anschließend ein Abschlußbericht  
von 1922 ein Abschluß über die Goldbuttfischerei

- »Nebenbei eine kleine Abhandlung über das Verhalten der Fischeschwärme [...]« (S. 787)
- »Ein Allgemein-Bericht über die Verschlechterung der Fischerei« (S. 845a)
- »Ein kleiner Zwischenbericht« (S. 845b)
- »Ein weiterer kleiner Bericht über Goldbutt« (S. 850)
- »dieser kleine Bericht, muß hinter den Kreuzen eingefügt werden« (Rückseite von S. 852)
- »Hiermit ein kleiner Bericht, über seltene Fischarten« (S. 854)
- »Die nachfolgende einzelne Berichte [...]« (S. 856)
- »De folgende Bericht, bröög dat Gescheehen wat sich naheer mit uns affspeelt hatt.« (S. 909), wobei die unmittelbar auf diesen Satz folgende Bemerkung lautet:  
»gehört eigentlich zum Bericht vorheer« (S. 910)
- »Sonderberichte« (S. 975)
- »Eine kleine Bemerkung zu dem Gesamtbericht.« (S. 994)
- »Ein Bericht über eine natürliche Veränderung des Meeresbodens [...] (S. 1016)
- »Dies war ein kleiner Zwischenbericht über ein Zeitgeschehen, welcher längst vergangen und vergeßen ist« (S. 1049)

Gelegentlich möchte der Verfasser auch kleinere Textstellen außerhalb des Fließtextes in sein Manuskript aufnehmen und macht dazu knappe (an ihn selbst gerichtete?) Korrekturvermerke wie etwa auf S. 36, wo mit rotem Kugelschreiber in den mit blauer Tinte geschriebenen Text ein »xxx hier einzufügen« hineinkorrigiert wurde. Unklar bleibt an dieser Stelle jedoch, welches Textstück damit gemeint ist, da es hier keinen mit »xxx« gekennzeichneten Textblock gibt.

Goldbutt die mitgefangenen wintermaessigen Bitt,  
so sorgfältig und schnell wie möglich wieder  
ihrem Element übergeben. xxx hier einzufügen

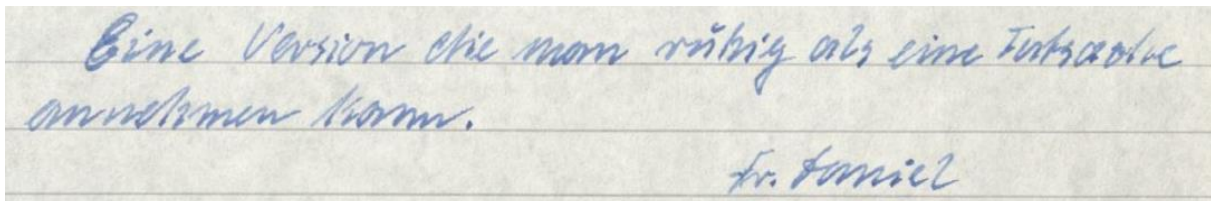
Auch solche Einschübe mit geringerem Umfang passen nicht zu einer »Abschrift des Originals«, wie sie das Manuskript zu sein behauptet.

## 3. Allgemeine Aspekte der inhaltlichen Auswertung

### 3.1. Vorbemerkung

Bei der nachfolgenden Untersuchung geht es ausschließlich um die im Manuskript enthaltenen Informationen. Damit diese Auswertung überhaupt sinnvoll durchgeführt werden konnte, musste die Echtheit der Quelle, auf der sie beruht, unterstellt werden. Deshalb wird aus Gründen der Lesbarkeit in den folgenden Kapiteln darauf verzichtet, vom »gefälschten Tagebuch« oder dem »angeblichen Verfasser Fiete Daniel« zu sprechen. Stattdessen ist fortan meistens nur vom »Tagebuch« die Rede, in dem »Fiete Daniel« von diesem und jenem Erlebnis berichtet, ohne dass dies bedeutet, dass der Verfasser der vorliegenden Arbeit die fehlende Authentizität seines Untersuchungsgegenstandes aus den Augen verloren hätte.

Ein Satz auf S. 1036 des Manuskripts möge als Motto für alles Folgende dienen. Dort heißt es in Bezug auf die unmittelbar vorangehende Episode: »Eine Version die man ruhig als eine Tatsache annehmen kann. Fr. Daniel«.



Für die Lektüre der folgenden Kapitel muss daher gelten: Sämtliche Auswertungen basieren auf einer »Version« von Ereignissen, die unter dem Verfassernamen »Fr. Daniel« geschildert werden. Der Leser darf selbst entscheiden, ob er das Geschilderte »ruhig als eine Tatsache« verstehen möchte.

### 3.2. Formale und inhaltliche Einordnung

#### 3.2.1. Korpus

Das Manuskript besteht aus insgesamt 1.063 fast ausschließlich einseitig von Hand beschriebenen DIN-A4-Ringbuchseiten, die in drei Ordnern gesammelt sind und im Archiv des Heimatvereins Eckernförde e. V. verwahrt werden. Das Manuskript zerfällt in unterschiedliche Bestandteile und weist daher keine innere Einheit auf.

##### 3.2.1.1. Gliederung des Manuskripts

1. Dem Tagebuch im engeren Sinn, also dem chronologischen, 1918 einsetzenden Teil, geht eine längere, erzählende Einführung voraus, die wohl sehr viel später als die chronologischen Einträge verfasst wurde, vielleicht erst im Zusammenhang mit der als solche bezeichneten »Reinschrift« des Textes. Sie trägt den Titel »Eine Biographie mit viel Selbsterlebtes, über die Entwicklung der Fischerei in Eckernförde und ihre Vereine, wo der erste 1833 gegrün-

*det wurde.*« und soll den potenziellen Leser auf das Tagebuch einstimmen. Der Verfasser gibt darin einen Überblick über die Entwicklung der Fischerei in Eckernförde bis zum Ersten Weltkrieg. Diese Einführung umfasst die ersten 55½ Seiten des Tagebuchs.

2. Der chronologische Teil, in dem wie bei einem Tagebuch üblich die Aufzeichnungen unter einem bestimmten Datum eingetragen sind, schließt sich unmittelbar an die Einführung an, sogar noch auf derselben Seite und nur durch eine leere Zeile von der Einführung getrennt. Ihm ist wiederum eine Einleitung vorangestellt, aus der hervorgeht, welches Ereignis im Januar 1918 den Verfasser bewogen hat, überhaupt mit dem Schreiben eines Tagebuchs zu beginnen (S. 54-58). Der eigentliche Beginn des chronologischen Teils ist der Eintrag unter dem Datum 20.1.1918.

Das Tagebuch umfasst die Jahre 1918 bis 1922, wobei das Jahr 1918 den größten Raum einnimmt. Die Ereignisse in den Jahren 1919 und 1920 werden relativ knapp und cursorisch in einem Fließtext zusammengefasst, chronologische Einträge fehlen hier fast ganz. Datumsbezogene Einträge setzen mit dem Jahr 1921 wieder ein, werden auch 1922 weitgehend beibehalten, doch der Text verliert mehr und mehr den klassischen Tagebuchcharakter und entspricht vielmehr einem chronologisch angeordneten Fließtext ohne Kapiteleinteilung oder Tages-Überschriften.

3. Der Charakter der Aufzeichnungen ändert sich mit dem Jahr 1923 erneut: Zwar wird die chronologische Erzählweise weitgehend fortgeführt, die datumsorientierte Struktur wird jedoch vollkommen aufgegeben. Auffällig ist das völlige Fehlen von Aufzeichnungen zur Periode der Hyperinflation in Deutschland (siehe dazu 4.5.7.2.). Die Einträge zum Eckernförder Herings-Rekordjahr sind derart allgemein gehalten, als wäre der Verfasser gar nicht persönlich dabei gewesen (siehe dazu 4.5.9.).

Das Jahr 1924 ist fast ausschließlich in größeren Blöcken Fließtext zusammengefasst. Der Jahreslauf wird dabei stark gerafft wiedergegeben, so dass der Text für dieses Jahr beinahe rein anekdotischen Charakter besitzt. Die einzelnen Episoden sind im Wesentlichen auf Plattdeutsch verfasst.

4. Für 1925 liegen keinerlei Notate vor, und die Jahre von 1926 bis 1951 stellen keine Tagebuchaufzeichnungen mehr dar. Der Verfasser behält zwar nach wie vor eine überwiegend chronologische Erzählstruktur bei, ordnet seine Notizen jedoch thematisch in Form von einzelnen Berichten zu ausgewählten fischereibezogenen Themen. Der jeweilige Jahreslauf wird hier völlig hinter die vom Verfasser als besonders prägnant und erzählenswert empfundenen Anekdoten abgelöst. Dabei beschränkt er sich auf ein, zwei oder drei Anekdoten pro Jahr, die häufig auf Plattdeutsch abgefasst wurden. Der Text zu den einzelnen Jahren fällt deutlich kürzer aus als noch zu Beginn der Aufzeichnungen. Hierbei überrascht, dass das Manuskript für die Jahre 1933 bis 1946 überhaupt keine Notizen enthält.

Das Korpus kann ab 1925 nicht mehr als »historisches Arbeitstagebuch« eingestuft werden, wie es der Forschungsauftrag voraussetzt. Daher bleiben die Notizen zu diesen Jahren in dieser Arbeit inhaltlich unberücksichtigt.

Folgende Übersicht stellt ein grobes Inhaltsverzeichnis des Manuskripts dar:

Seite	
1-55	Geschichte der Fischerei in Eckernförde
55-399	Jahr 1918, ausführlich
400-493	Jahr 1919, gerafft
493-525	Jahr 1920, gerafft
526-658	Jahr 1921, ausführlich
659-761	Jahr 1922, teilweise ausführlich
762-796	Jahr 1923, gerafft
797-844	1924, 3 Episoden/Anekdoten
845a-856	kürzere Episoden mit unklarer Zuordnung
857-873	1926, 2 Episoden/Anekdoten
874-885	1927, 2 Episoden/Anekdoten
886-894	1928, 1 Episode
895-925	1929, 4 Episoden/Anekdoten
926-944	1930, 3 Episoden/Anekdoten
945-949	1931, 1 Episode
950-957	1932, 1 Episode
958-968	1947, 1 Episode (S. 969 fehlt)
970-974	1951, 1 Episode
975-1072	mehrere zeitlich nicht klar zuordenbare fischereibezogene Abhandlungen

### 3.2.1.2. Paginierung und Vollständigkeit

Der Verfasser, der vorgibt, »Fr. Daniel« zu sein, hat sein Manuskript selbst (weitgehend fehlerfrei) durchpaginiert. Zusätzlich zur oben 2.9. diskutierten umfangreicheren Fehlstelle ist stellenweise ein weiterer, begrenzter Textverlust zu konstatieren:

Seite	
13	fehlt, mit entsprechendem Textverlust
36	Bemerkung auf »xxx hier einzufügen« läuft ins Leere
127	fehlt, mit entsprechendem Textverlust
313-342	fehlen komplett
647, 704, 874, 969	fehlen; möglicherweise aber kein Textverlust, sondern nur fehlerhaft paginiert

Die Seiten 43 und 44 sind doppelt vorhanden, nämlich sowohl per Hand geschrieben als auch als ein ins Ringbuch eingeklebt Blatt eines Typoskripts, auf dem diese Seiten enthalten sind. Die Paginierungen 521, 526, 759, 782, 793, 853/854 und 1059 wurden jeweils doppelt vergeben, d. h. auf zwei aufeinanderfolgenden Seiten. Nach Seite 1065 setzt die Paginierung wieder bei 1056 ein, die Paginierung für die Seiten 1056 bis 1065 wurde also komplett doppelt verwendet.

Nicht paginiert sind folgende Seiten:

Rückseite von S. 852	mit einem Einschub zu S. 853
Rückseite von S. 1003	mit einem nicht zuordenbaren Einschub
Rückseite von S. 1052	mit einem Einschub zu S. 1051
Rückseiten von S. 1053-1056	jeweils mit einer nicht zuordenbaren »Anmerkung« pro Seite
Rückseite von S. 1058	mit einem nicht zuordenbaren Einschub
Rückseite von S. 1059/2	mit einem nicht zuordenbaren Einschub

### **3.2.1.3. Spätere Einschübe**

Wie oben 2.13. ausgeführt, sind einzelne Textpassagen erst später in den ursprünglichen Text eingefügt worden. Diese Passagen werden zwar von der durchlaufenden Paginierung erfasst, sind jedoch ohne Weiteres daran erkennbar, dass sie mit »Bericht« oder »Zwischenbericht« überschrieben bzw. benannt wurden. Sie stellen inhaltlich regelmäßig einen Fremdkörper innerhalb des Fließtextes dar.

### **3.2.2. Textmaterial außerhalb des Korpus**

1. In den Jahrbüchern der Heimatgemeinschaft Eckernförde ist in den Jahren 1979 bis 1988 jährlich ein Beitrag unter Fiete Daniels Namen erschienen. Diese Beiträge sind inhaltlich nur stellenweise durch die Tagebuchaufzeichnungen gestützt. Sie werden in der vorliegenden Arbeit ausnahmsweise ergänzend zitiert, soweit dort ein relevanter Sachverhalt klarer oder ausführlicher dargestellt ist als im Tagebuch selbst.

2. Von der handschriftlichen Fassung des Tagebuchs wurde eine Transkription im PDF-Format erstellt (siehe dazu im Einzelnen 3.2.4.). Das Transkript ist inhaltlich jedoch nicht mit dem Manuskript identisch, da es zusätzlich auch andere Texte enthält. Diese stammen aus einer von Fiete Daniels Sohn Hans Daniel verfassten Familienchronik und bleiben dementsprechend in der vorliegenden Arbeit unberücksichtigt.

3. Darüber hinaus werden in der Heimatgemeinschaft Eckernförde in den Ordnern des Manuskripts auch Fragmente von zwei Typoskripten mit Beiträgen zu erlebter Fischerei-Historie aufbewahrt, deren Verfasser identisch mit dem Verfasser der Tagebücher sein könnte, deren Urheberschaft aber letztlich völlig ungeklärt ist. Diese Typoskripte bleiben in der vorliegenden Arbeit unberücksichtigt.

4. Von Fiete Daniels Enkel Jens Daniel wurde dem Verfasser ein Stapel Fotokopien von handschriftlichen Texten übersandt, bei denen es sich um geringfügig abweichende Parallelkapitel aus dem letzten Teil des Manuskripts handelt. Die Handschrift ist dieselbe wie im Tagebuch. Diese Texte stellen möglicherweise eine Art »Fassung vorletzter Hand« dar und bleiben in der vorliegenden Arbeit ebenfalls unberücksichtigt.

Siehe dazu im Einzelnen die folgende Aufstellung:

## Übersicht: Textmaterial außerhalb des Korpus, zum Teil in verschiedenen Versionen

	1.	2.	3.	4.
Thema	Beiträge im Jahrbuch des Heimatvereins, erschienen unter dem Verfassernamen »Fiete Daniel«	Von Martin Hüdepohl als Bestandteil des Tagebuchs in sein Transkript aufgenommen; die Texte sind jedoch einer Familienchronik von Sohn Hans Daniel entnommen	2 verschiedene Typoskripte in Ordner Nr. 1 des Tagebuchs, beide unvollständig	Von Enkel Jens Daniel übersandte Fotokopien handschriftlicher Texte (eine »vorletzte« Fassung des Tagebuchs?)
	Jahrgang	Hüdepohl-PDF Seite	–	–
»Einleitung«	–	263, nimmt Stellung zur Urheberschaft, textidentisch zu oben 2.3.	–	–
Sprottnetzfischerei	1988	264, mindestens die Einleitung zum Text stammt von Hans Daniel	Skript I S. 14-15	–
Von Räuchereien und Fischereien	1980 (Plattdeutsch)	265-266 (teilweise ähnlich wie die Version im Jahrbuch, jedoch auf Hochdeutsch)	–	–
Das erste Mal auf Fischfang	–	267-268 <sup>11</sup>	–	–
Mit Buttnetzen nach Veisnäs-Flach	–	269-270	–	–
Buttfischerei	1984	271-273	–	–
Fischergenossenschaften	1986	274-275	–	–
Handwaadenfischerei	1982 (Plattdeutsch)	276-277 (Hochdeutsch)	–	–
Geschichte der Fischerei bis 1930	–	278-283, Text ist eine ähnliche Fassung der »Geschichte der Fischerei«, die das Tagebuch einleitet;	–	–
Ökelnaams	1979 (Plattdeutsch)	–	–	–
Vor dem 1. Weltkrieg	1981	–	–	–
Eisfischerei	1983, ähnlich Tagebuch S. 659ff	–	–	–
Notzeiten	1985	–	–	–
Tuckerei	1987	–	Skript I S. 12-14	–
Heringsnetzfischerei	–	–	Skript I S. 15-18, ≠ Tagebuch S. 488ff	–
Boom der Ringwade (erwähnt auf Tagebuch-S. 525)	–	–	Skript I S. 19-23	–
Materialien der Fischerei	–	–	Skript II S. 18-21	–
Namen der Wadenzüge	–	–	Skript II S. 22-23	–
Liste der Fischräuchereien	–	–	Skript II S. 24	–
Anlandestatistik 1900-1914	–	–	Skript II S. 25-26, ≠ Tagebuch S. 855	–
Bericht über den Gedankengang von der Entstehung einer Sandbank [...]	–	–	–	13 Seiten, nicht Bestandteil des Manuskripts, Text ausnahmsweise auf kariertem Papier

<sup>11</sup> Dieser Text findet sich, ausgeschmückt und auf Plattdeutsch erzählt, auch in Bielenberg, Udo: Von Fischerslüüd un Sprottenfang, Kiel: Verlag Michael Jung, 2012, S. 25-30

Bericht über die Veränderung des Meeresbodens [...]	-	-	-	Parallelversion der S. 1016-1030; Unterschiede: keine Paginierung und ohne vereinzelte Korrekturen, S. 9 mit teilweise völlig anderem Text als auf S. 1024/1025
Das plötzliche Verschwinden vom Seetang	-	-	-	Parallelversion der S. 1031-1036; Unterschied: keine Paginierung
Die Wanderwege der Heringe [...]	-	-	-	Parallelversion der S. 1037-1045; Unterschied: keine Paginierung
Die Beschaffenheit unserer Förde [...]	-	-	-	Parallelversion der S. 1046-1064, Unterschiede: keine Paginierung und ohne vereinzelte Korrekturen

### 3.2.3. Hochdeutsch und Plattdeutsch

#### 3.2.3.1. Diglossie

Auffällig ist die durchgängig ausgeprägte Diglossie des gesamten Manuskripts: Zwar ist der größere Teil des Textes auf Hochdeutsch abgefasst, doch bei zahlreichen Gelegenheiten wechselt der Autor ins Plattdeutsche. Dies geschieht meistens dann, wenn er:

- Gespräche wiedergibt (»[...] dat bestimm doch wull ick, [-] jo Jonni, wie wißt dat den anstelln, meen sien Frau, da Maria [-] ist doch wull keen Probleem, wat meenst du dor to, Frie [...]«, 8.7.1918)
- Derbheit betont (»[...] hau de Aastüg över de Knochen [...]«, S. 57)
- Pointen erzählt, so beispielsweise als es um die nicht ganz rechtmäßige Schlachtung einer Kuh geht, die mit Daniels ölverschmierter Bordsäge auf dem Schiff zerteilt wird ([...] so iss dat[,] mähn Jonni, wie fischt naa Buut, för de Ernährung[,] un de 3. fischt naa Kööh un Swien ok bloß för de Ernährung.« 22.9.1918) oder
- emotionale Situationen wie Staunen oder Ärger hervorheben will ([...] jo[,] segg't mien Macker Fiete, dat iss so, irst komt se an, un frogt un frogt, wenn man se denn segg't wat los iss, denn ward wie aß lögner un prahler hinn stellt, un dat ligt un paß uns nie, dat steiht doch wull jeden frie, daat naa Fehmarn to fohr'n u. dat sölbe to maken, wat wie makt, wie komt keen Minscht to neeg, so laad se uns in Roh lood'n [...], 29.9.1918; [...] iß hee besoppen oder hett de Mann een Vogel kreeg'n, ick hefft emm mien Meenung seggt, un emm mehrfach erklärt, wie dat mit ju wähn iß, [...], S. 412)

Die plattdeutschen Textstellen sind von unterschiedlicher Länge, von nur einzelnen eingestreuten Sätzen bis hin zur Schilderung ganzer Episoden. So stammt beispielsweise das letzte der obigen Zitate aus einer sich über mehrere Tagebuchseiten erstreckenden Anekdote, die der Verfasser weitgehend auf Platt erzählt und bei der er das Hochdeutsche typischerweise nur für die beschreibenden Sätze benutzt, die die jeweiligen Dialoge verbinden.

Plattdeutsch bzw. (Neu-)Niederdeutsch unterscheidet sich lautlich und grammatisch stark vom (Neu-)Hochdeutschen. Es wird von der Sprachforschung üblicherweise trotz fehlender standardsprachlicher Existenzform nicht mehr als Dialekt des Hochdeutschen angesehen, sondern als eigenständige Schwestersprache des Hochdeutschen betrachtet<sup>12</sup> bzw. als Regionalsprache innerhalb der westgermanischen Sprachfamilie dem nordseegermanischen Zweig zugeordnet – im Gegensatz zum Hochdeutschen, das nach dieser Kategorisierung zum binnengermanischen Zweig zählt.<sup>13</sup> Ungeachtet seiner im Detail umstrittenen sozio-linguistischen und literaturwissenschaftlichen Einordnung ist Plattdeutsch (oder umgangssprachlich »Platt«) die Fortentwicklung der niederdeutschen Verkehrssprache der Hansezeit<sup>14</sup> und teilt sich seinerseits in mehrere Dialekte auf.

<sup>12</sup> Vgl. Stellmacher, Dieter: Niederdeutsche Sprache, 2. Aufl., Berlin: Weidler Buchverlag, 2000, S. 12f

<sup>13</sup> Vgl. Wirrer, Jan: Niederdeutsch, in: Wirrer, Jan (Hg.): Minderheiten- und Regionalsprachen in Europa, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2000, S. 127

<sup>14</sup> Vgl. Schmidt, Wilhelm: Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium, 11. Aufl., Stuttgart: S. Hirzel Verlag, 2013, S. 108

Nachdem Niederdeutsch ab dem 17. Jahrhundert, auch bedingt durch den vorangegangenen Niedergang der Hanse, in der gebildeten Oberschicht zunehmend an Prestige eingebüßt hatte<sup>15</sup> und im offiziellen Gebrauch wie auch als Kirchensprache durchs Hochdeutsche ersetzt worden war (Schleswig-Holstein hatte kirchensprachlich vergleichsweise spät, erst Mitte des 17. Jahrhunderts, zum Hochdeutschen gewechselt<sup>16</sup>), starb das Niederdeutsche bis zum Ende des 17. Jahrhundert als Schriftsprache nahezu aus<sup>17</sup> und sah sich so zu einer gesprochenen Sprache »degradiert«.<sup>18</sup> Platt wurde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von einzelnen deutschen Schriftstellern wiederentdeckt und bewusst als literarisches Stilmittel eingesetzt. Das bekannteste Beispiel hierzu bietet wohl Thomas Mann, der in den »Buddenbrooks« gelegentlich Lübecker Platt einstreut.

Als gesprochene Sprache blieb Platt jedoch bei einem Großteil der Bevölkerung Norddeutschlands sehr lebendig. Insofern wäre es durchaus nachvollziehbar, dass Daniel, der nicht zur gebildeten Schicht gehört, Platt schreibt, wie er es als seine Muttersprache spricht. Trotzdem bleibt der schriftliche Gebrauch von Platt höchst ungewöhnlich: Die längst etablierte »sozialen Stigmatisierung«<sup>19</sup> und die Beschränkung auf die mündlichen, nichtoffiziellen Bereiche des Lebens hatten den Stellenwert von Plattdeutsch in den Augen von Daniels Zeitgenossen so weit absinken lassen, dass beispielsweise im umfangreichsten deutschsprachigen Lexikon der Zeit, Meyers Großem Konversations-Lexikon, »Plattdeutsch« nicht einmal ein eigenes Stichwort gewidmet wird, sondern unter dem Lemma »Deutsche Sprache« sehr knapp unter den Mundarten abgehandelt wird.<sup>20</sup> Dementsprechend kommt auf der dazugehörigen »Karte der deutschen Mundarten« der Begriff »Plattdeutsch« auch gar nicht vor. Laut dieser Karte wurde angeblich in ganz Schleswig-Holstein »Holsteinisch« gesprochen,<sup>21</sup> womit vermutlich nicht nur Fiete Daniel keineswegs einverstanden gewesen wäre.

Möglicherweise greift also die naheliegende Annahme, der Verfasser habe sein Manuskript gerade deshalb streckenweise auf Platt abgefasst, weil er es besser beherrschte als Hochdeutsch, etwas zu kurz. Unter Umständen ist der extensive Gebrauch von Platt auch ein Stück weit der Wunsch, Fiete Daniels kulturelles Selbstbewusstsein als schleswig-holsteinischer Fischer mit stark ausgeprägtem Berufsethos zum Ausdruck zu bringen (vgl. z. B. 31.7.1918, wo es um die gründliche Vorsortierung von Daniels Tagesfang geht), der sich selbst keinesfalls als der sprichwörtliche preußische – und Hochdeutsch sprechende – Untertan verstand.

---

<sup>15</sup> Vgl. Schmidt, 2013, S. 111

<sup>16</sup> Vgl. Stellmacher, Dieter: Die niederdeutsche Sprachgeschichte und das Deutsch von heute, Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2017, S. 66

<sup>17</sup> Vgl. Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II: 17. und 18. Jahrhundert, 2. Aufl., Berlin/Boston: de Gruyter, 2013, S. 234

<sup>18</sup> Schmidt, 2013, S. 112

<sup>19</sup> Polenz, 2013, S. 234

<sup>20</sup> Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Vierter Band, 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1903, S. 746

<sup>21</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon, 1903, zwischen S. 742/743

### 3.2.3.2. Weitere Fragestellungen

Der gesamte Text bietet noch weitere linguistisch und textkritisch interessante Ansatzpunkte. Beispielsweise weiß der Verfasser inhaltlich immer haargenau, wovon er schreibt, selbst wenn er ausgeprägte Schwächen in der deutschen Grammatik mitbringt. Der gesamte Text ist stark mit unter Fischern gebräuchlichem Fachvokabular durchsetzt, so dass ein dieses Berufs unkundiger Leser dem Inhalt stellenweise nur mit Mühe folgen kann: »[...] ich fragte Thies, ob es nicht ginge, wenn wir den Stropp im Klaufall einschäkelten, einen Tampen um den Ruderkopf legen u. am Klampen vorne belegen, [...] Thies sagte, daß sei eine Möglichkeit.« (6.7.1918)

Daneben verdient das Gespür des Autors für das Zusammenspiel der verschiedenen Register ebenso eine tiefgehende Untersuchung wie der auffällige Gegensatz der häufig hilflos wirkenden hochdeutschen Syntax samt erratischer Orthographie und Zeichensetzung einerseits und der meist souveränen Handhabung des schriftlichen Platt andererseits, doch würde das alles den Rahmen dieser Untersuchung sprengen.

### 3.2.4. Transkription

Das Originalmanuskript ist Eigentum der Eckernförder Heimatgemeinschaft e.V. Der Heimatverein veranlasste das Einscannen des Textes, und etwa die ersten vier Fünftel dieser Scans wurden von Martin Hüdepohl, dem Urgroßneffen des angeblichen Verfassers, in ein datenverarbeitungscompatibles Format gebracht. Dazu war es erforderlich, den Text komplett neu abzutippen, da der Einsatz von Texterkennungssoftware keine brauchbaren Ergebnisse lieferte. Grund dafür war neben dem Umstand, dass OCR-Programme nicht das von dem Verfasser häufig verwendete Plattdeutsch erkennen, vor allem dessen »mangelnde Kenntnis der hochdeutschen Sprache«, wie Hüdepohl es nennt. Dies führte letztlich dazu, dass Hüdepohl kein wissenschaftliches Transkript im eigentlichen Sinn erstellte, sondern im Rahmen einer Nacherzählung »jeden Satz in verständliche Sprache umformulierte«.<sup>22</sup> Nicht ganz so ausgeprägt zeigt sich dieser Charakter einer Nacherzählung bei den plattdeutschen Teilen des Textes. Dort schreibt der Autor des Tagebuchs flüssig in seiner Muttersprache, was bedeutet, dass Hüdepohl sich viel weniger aufgerufen gefühlt hat, in den Text einzugreifen.<sup>23</sup>

Martin Hüdepohls Intention lag nicht in einer wissenschaftlich genauen Transkription, die sämtliche grammatischen Eigenwilligkeiten beibehält und alle Syntax- und Rechtschreibfehler wiedergibt, sondern vielmehr darin, aus dem Tagebuch einen flüssig lesbaren Text zu machen. Letztlich hat er das Tagebuch mehr überarbeitet als transkribiert. Trotzdem ist seine Arbeit ein wertvoller Beitrag, um sich der im Text beschriebenen Arbeitswelt ohne größere Einstiegshürden nähern zu können.

---

<sup>22</sup> Hüdepohl, Martin: Auf Fangfahrt in die Vergangenheit, in: Jahrbuch 2020 Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 2020, S. 26

<sup>23</sup> Vgl. a.a.O., S.31. Insgesamt hat Martin Hüdepohl sich im Rahmen seiner eigenen langwierigen Auseinandersetzung mit dem Text so intensiv in diesen eingefühlt, dass er selbst irgendwann »das Gefühl bekam, der vierte Mann an Bord zu sein«, wie er es dem Verfasser dieser Arbeit gegenüber formuliert hat.

Die letzten knapp zehn Prozent von Hüdepohls Transkript bestehen aus Episoden, die nicht Bestandteil des Tagebuchs sind. Es handelt sich dabei um Texte aus dem Familienarchiv von Fiete Daniels Sohn Hans Daniel. Diese Texte vermitteln wie das Tagebuch den Eindruck, als seien sie von Fiete Daniel verfasst, doch dürften sie genauso wenig authentisch sein wie das Tagebuch, zumal sie auch in den Unterlagen von Hans Daniel nicht einmal in handschriftlicher Form, sondern nur als Ausdruck einer Textdatei vorliegen. Es konnte nicht geklärt werden, warum Martin Hüdepohl diese Texte in sein Transkript aufgenommen hat.

### **3.2.5. Textcharakter**

Inhaltlich lässt sich der Text in zwei Kategorien einteilen: Einerseits besteht er aus mehr oder weniger interessanten Anekdoten aus dem Arbeitsalltag, und andererseits enthält er handfeste und relevante Informationen zur Wirtschaftsgeschichte und deren soziokulturellen, juristischen und ökologischen Berührungspunkten. Weil es sich (mit gewissen Ausnahmen) um ein rein auf Daniels Arbeitsleben beschränktes »Tagebuch« handelt, bleibt dabei nicht aus, dass sich viele Schilderungen seines Alltags stark ähneln, was die Lektüre streckenweise etwas mühsam werden lässt.

Die Einzelheiten, die Daniel beschreibt, verteilen sich häufig über große Teile des Textkorpus und »verstecken« sich in vermeintlich repetitiven Schilderungen. Diese Details lassen sich teilweise erst nach mehrfacher Lektüre und im Vergleich der jeweiligen Episoden zueinander herauschälen, führen dann jedoch zu einem Gesamtbild, das sich inhaltlich unter ein bestimmtes Stichwort subsumieren lässt.

#### **3.2.5.1. Ein Arbeitstagebuch**

Die Fiete Daniel zugeschriebenen Aufzeichnungen stellen ein Arbeitstagebuch dar. Der Verfasser hält weitgehend nur auf die Fischerei bezogene Angaben fest, so zum Beispiel extensiv die detaillierte Zusammensetzung seiner Fänge, und zwar nicht nur auf den Tagesfang bezogen, sondern häufig zusätzlich auch zu jedem einzelnen Aufholen des Schleppnetzes, der so genannten »Drift«. Dazu liefert der Autor zahlreiche fischereitechnische Informationen zu Fangplätzen, Fanggerät und Wetter. Diese Angaben sind zwar durchweg inhaltlich klar, aber häufig recht unstrukturiert im Tagebuchtext verteilt: Sobald »Fiete Daniel« etwas Notierenswertes erfährt, schreibt er es auf, und eine durchgängige Ordnung ist ihm dabei erkennbar weniger wichtig als das Festhalten der einzelnen Information an sich.

Neben handfesten, sachbezogenen Angaben enthält das Tagebuch auch zahlreiche anekdotenhaften Einträge, nämlich dann, wenn das, was der Verfasser erlebt, vom Alltag abweicht. Doch auch diese Erlebnisse haben so gut wie immer mit der Fischerei und den unmittelbaren Umständen zu tun, unter denen Daniel arbeitet, wie zum Beispiel die sehr ausführlichen Schilderungen aus dem Jahr 1918, als er immer wieder erfolgreich Lebensmittel hamstert. Wenn der Verfasser das Erlebte für besonders mitteilenswert hält, gibt er gerne auch ganze Unterhaltungen Wort für Wort wieder.

Wenig bis gar keine Rolle spielen dagegen politische Ereignisse in Daniels Aufzeichnungen. Es fehlen selbst Eintragungen, die natürlicherweise zu erwarten wären, so beispielsweise zum 8. oder spätestens zum 11. November 1918 ein Satz wie *Der Krieg ist aus.* oder *Der Kaiser flieht.*

Rein persönliche oder familiäre Informationen sind ebenfalls selten, und auch über Daniels Innenleben erfahren wir nicht viel – mit einer Ausnahme: An wenigen, aber eindringlich formulierten Stellen im Tagebuch macht der Autor sich Gedanken über das Verschwinden von Fanggründen und über die beste Art und Weise, so zu fischen, dass die Fangmenge optimiert und gleichzeitig eine Überfischung vermieden wird. Diese Einträge, auf die im Kapitel 5.3. näher eingegangen wird, lassen erkennen, dass ihm Überlegungen, warum Fischvorkommen sich ändern bzw. warum Fanggründe aufgegeben werden müssen, am Herzen liegen und er sich darüber mit Kollegen auszutauschen versucht – während die meisten seiner Gesprächspartner offenbar schon gar nicht seine Fragestellungen begreifen.

### **3.2.5.2. Eine Erfolgsgeschichte**

Trotz des anekdotenhaften Charakters zahlreicher Episoden und der mangelnden Gesamtstruktur wird bei näherer Lektüre der rote Faden des Tagebuchs deutlich erkennbar, nämlich die erstaunliche Erfolgsgeschichte, die Daniel erzählt. Das geschieht nicht als triumphierender Rückblick, sondern der Leser begleitet den Verlauf dieser Entwicklung: vom gelungenen Versuch, neue Fanggründe zu erschließen, bis zu den auf diese Fanggründe abgestimmten Verbesserungen des Fanggeräts (Schleppleinenlänge und Maschengröße der Netze), vom Spott der zu Hause gebliebenen Eckernförder Kollegen über Daniels »Spleen«, zum Schollenfang weit nach Fehmarn zu segeln, bis hin zu den erfolgreichen Hamstertouren über die Insel mit einem Rucksack voller Fisch.

Die aus betriebswirtschaftlicher Sicht bedeutenderen Einzelaspekte dieses Erfolges, welche letztlich alle ineinander griffen und nur in ihrer Gesamtheit zielführend wirken konnten, werden im 4. Teil dieser Arbeit ausführlicher beschrieben, während im 5. Teil Daniels ökologische Beobachtungen näher untersucht werden.

### 3.3. Persönlicher Hintergrund

Friedrich Daniel, wie auf Platt üblich »Fiete« gerufen, hält sich mit persönlichen Angaben in seinem Tagebuch sehr zurück. Wir erfahren kaum Einzelheiten über seine Herkunft oder seine Familie, und auch bei seinen täglichen Eintragungen geht es beinahe ausschließlich um arbeitsbezogene Themen. Daniel hält auch seine Gefühle und Gedanken nur selten in seinem Tagebuch fest, soweit sie nicht gerade die Fischerei betreffen, so dass seine Persönlichkeit etwas im Schatten bleibt.

#### 3.3.1. Die Familie

Das Transkript von Martin Hüdepohl enthält ein paar biographische Angaben zu Fiete Daniels familiärem Hintergrund. Allerdings handelt es sich bei diesem Teil des Transkripts nicht um einen Bestandteil des Tagebuch, sondern der Text wurde einer Mappe mit Familiendokumenten von Fiete Daniels Sohn Hans Daniel entnommen. Es konnte nicht geklärt werden, wann und aus welchem Anlass dieser Text verfasst wurde, und es konnte auch nicht geklärt werden, warum dieser Text überhaupt ins Transkript aufgenommen wurde. Überschrieben ist er mit »Geschichten aus Eckernförde und Erlebnisse von der Fischerei, erzählt von Fischermeister Fiete Daniel« und ist im Transkript einem Artikel über Spottnetzfisherei vorangestellt. Der Artikel selbst ist 1988 im Jahrbuch der Heimatgemeinschaft Eckernförde erschienen, allerdings ohne die biographische Einleitung.

Die biographischen Angaben stammen also nicht von Fiete Daniel, sondern wurden später von einem seiner Söhne verfasst und dem eigentlichen Artikel hinzugefügt. Es ist dort die Rede von »unser[em] Vater Fiete Daniel«, der im Jahr 1900 geboren wurde, knapp 89 Jahre alt wurde und am 28.5.1989 verstorben ist (Hüdepohl-PDF S. 263).

Danach war Fiete Daniels Großvater Fritz Daniel sein Leben lang Fischer in Eckernförde, ebenso wie der Vater Wilhelm Daniel und Fiete Daniel selbst. Auch Daniels Mutter Dora stammte aus einer alteingesessenen Fischerfamilie. Von Fiete Daniel selbst erfahren wir über seinen Vater Wilhelm nur, dass dieser seit Daniels Geburtsjahr 1900 Schleppnetz-fischerei betrieb (20.10.1918).

Das Haus, in dem Fiete Daniel zur Welt kam, trägt die Adresse Jungfernstieg 22 und liegt mitten im Zentrum der Stadt. Daniels Großvater Fritz hatte das Haus 1884 gekauft, und es befindet sich seither zumindest bis zum Zeitpunkt der Abfassung der biographischen Notiz in Familienbesitz, also bis mindestens 1989.

Fiete Daniel selbst erzählt an anderer Stelle, wie er als knapp Neunjähriger zum ersten Mal mit seinem Vater zum Fischen hinausfahren durfte (Hüdepohl-PDF S. 267; auch dieser Text ist nicht Bestandteil des Tagebuchs, und seine Herkunft konnte nicht geklärt werden), und zwar bereits auf demselben Schiff, auf dem er später auch arbeiten und Tagebuch schreiben sollte. Damals wie auch in der Folgezeit hatte dieses Schiff drei Eigentümer zu gleichen Teilen, nämlich Großvater Fritz, Vater Wilhelm und den ebenfalls auf dem Schiff arbeitenden Fiete Mumm, Sohn des ursprünglichen Miteigentümers und Freund des Großvaters Friedrich Mumm.

Daniel begann als Vierzehnjähriger sein Berufsleben als Fischer und hat dementsprechend schon einiges an Berufserfahrung, als er mit siebzehn Jahren anfängt, Tagebuch zu schreiben. Sein Geburts- und Wohnhaus liegt nicht nur mitten im damaligen Fischereiviertel, sondern dieser Ortsteil beherbergte auch die meisten der Eckernförder Räuchereien<sup>24</sup>, so dass Daniel bereits von Kindesbeinen an nicht nur mit der Fischerei, sondern auch mit der für die Stadt so wichtigen fischverarbeitenden Industrie vertraut wurde. Es dürfte deshalb kein Zufall sein, dass Daniel sich später nicht nur mit der Geschichte der Fischerei beschäftigt hat, sondern auch der Geschichte der Räucherei einige Aufzeichnungen gewidmet hat (siehe unten 3.5.2.)

### 3.3.2. Der achtzehnte Geburtstag

Im chronologischen Teil des Tagebuchs gibt es nur eine einzige genaue biographische Angabe: Daniel hat am 10. August Geburtstag (Eintrag vom 10.8.1918). Aber selbst dieser Hinweis erschöpft sich in der dem Datumseintrag nachgestellten Formulierung »(mein Geburtstag)«, und nur ein kurzer Satz deutet an, dass dieser Tag sich in irgendeiner Weise von allen anderen unterscheidet: In dem kleinen »Café Ehlers« in Burgstaaken wartet eine Geburtstagstorte auf ihn. Dabei ist der 10.8.1918 für Daniel nicht irgendein Geburtstag, sondern er wird an diesem Tag achtzehn Jahre alt.

Anders als heute war dieses Datum nicht entscheidend für die Erreichung der Volljährigkeit (die damals mit Vollendung des einundzwanzigsten Lebensjahres eintrat), sondern wurde im Ersten Weltkrieg für die Behörden oft zum Anlass genommen, die jungen Männer zum Kriegsdienst heranzuziehen. Die »Militärpflichtigkeit« begann zwar laut Gesetz erst mit Beginn des Jahres, in das der zwanzigste Geburtstag fiel<sup>25</sup>, und dieses Mindestalter wurde, anders als während des Zweiten Weltkriegs, im Ersten Weltkrieg nicht herabgesetzt.

Doch gleichzeitig unterlag Daniel den Regelungen von § 24 Abs. I Reichs-MilG, der das Mindestalter für die Einberufung zum Landsturm auf siebzehn Jahre festlegte<sup>26</sup>. Der Landsturm (nicht zu verwechseln mit dem »Volkssturm« des Zweiten Weltkriegs) war neben Armee und Landwehr (= militärische Reserve) eine ausschließlich im Kriegsfall auszuhebende Parallelarmee, die die Aufgabe hatte, »im Kriegsfall an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen« (§ 23 Reichs-MilG), und bereits kurz nach Kriegsbeginn eingerichtet worden war.<sup>27</sup>

---

<sup>24</sup> Vgl. Szadkowski, Karin: Geräucherte Sprotten aus Kiel und Eckernförde, in: Mehl, Heinrich/Tillmann, Doris (Hg.), Fischer – Boote – Netze. Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens GmbH & Co. KG, 1999, S. 176.

<sup>25</sup> § 10 Reichs-Militärsgesetz v. 2.5.1874, abrufbar unter [https://de.wikisource.org/wiki/Reichs-Milit%C3%A4rsgesetz,\\_der\\_Art.\\_59\\_Verfassung\\_des\\_Deutschen\\_Reiches\\_von\\_1871\\_konkreter\\_fasste,\\_abrufbar\\_unter\\_https://de.wikisource.org/wiki/Verfassung\\_des\\_Deutschen\\_Reiches\\_\(1871\)#XI.\\_Reichskriegswesen](https://de.wikisource.org/wiki/Reichs-Milit%C3%A4rsgesetz,_der_Art._59_Verfassung_des_Deutschen_Reiches_von_1871_konkreter_fasste,_abrufbar_unter_https://de.wikisource.org/wiki/Verfassung_des_Deutschen_Reiches_(1871)#XI._Reichskriegswesen).

<sup>26</sup> § 24 Reichs-Militärsgesetz in der durch das »Gesetz, betreffend Änderungen der Wehrpflicht« v. 11.2.1888, RGBl. 1888 S. 11ff, geänderten Fassung.

<sup>27</sup> Eine tiefergehende Untersuchung von »Militärpflicht« einerseits und »Landsturmpflicht« andererseits würde den Rahmen dieser Arbeit übersteigen, ist doch diese unterschiedliche Ausrichtung sowohl in rechtlicher als auch in historischer Hinsicht von der Forschung noch unzureichend beleuchtet worden. Der Militärhistoriker und Friedensforscher Wolfram Wette traf hierzu 1994 das immer noch zutreffende Urteil: »Wer sich in die Geschichte der Wehrpflicht in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert einzulesen versucht, [...] macht eine überraschende Feststellung: Die deutsche historische Forschung, die fachlich zuständige Spezialdisziplin der Militärgeschichte eingeschlossen, hat sich diesem Problemfeld bislang

In der Praxis wurden im Laufe des Krieges die Unterschiede zwischen Armee und Landsturm immer unschärfer, so dass ein Einsatz im Landsturm keine heimatnahe Verwendung (z. B. als Wachsoldat im Objektschutz) oder wenigstens eine Stationierung im befriedeten Etappengebiet garantierte, wie das noch 1914 vorgesehen war, sondern die Mitglieder des Landsturms ebenso an die Front geschickt wurden wie reguläre Soldaten<sup>28</sup>.

An Daniels Geburtstag führte das Deutsche Reich bereits seit vier Jahren einen Krieg, in dessen Verlauf insgesamt mehr als vier Fünftel der wehrfähigen männlichen Bevölkerung eingezogen wurden<sup>29</sup>, und der Bedarf an Soldaten wuchs unaufhörlich weiter. Gerade im Jahr 1918 stieg die Wahrscheinlichkeit, zum Kriegsdienst herangezogen zu werden, deutlich an. Das lag nicht nur an der hohen Zahl der auf den Schlachtfeldern getöteten Soldaten (insgesamt starben im Ersten Weltkrieg 2.037.000 deutsche Soldaten, ca. 15% aller deutschen Kriegsteilnehmer)<sup>30</sup>, die das Nachrücken von immer jüngeren Jahrgängen in die Schützengräben an der Front erforderlich machte (Nipperdey nennt dies in seinem Standardwerk zur deutschen Geschichte die sich bereits seit 1916 entwickelnde »Ersatzkrise«<sup>31</sup>), sondern war auch auf die heute weniger im Bewusstsein stehende riesige Anzahl von Soldaten zurückzuführen, die nach traumatischen Fronterlebnissen im Lazarett lagen. Im Juli 1918 waren es 600.000 Soldaten, immerhin 5% des gesamten Heeres, die sich als so genannte »Zitterer« in stationärer psychiatrischer Behandlung befanden.<sup>32</sup> Verschärft wurde der Bedarf an menschlichem Nachschub für die kämpfende Truppe ab Sommer 1918 noch zusätzlich durch die stete Dezimierung von Heer und Marine aufgrund von Gefangennahme. So gerieten allein in den letzten Kriegsmonaten 1918 an der Westfront 385.000 Soldaten in Kriegsgefangenschaft bzw. wurden als vermisst geführt.<sup>33</sup>

Seine ihm sozusagen täglich drohende Einberufung erwähnt Daniel mit keinem Wort, allerdings bekommt er wenige Wochen nach seinem achtzehnten Geburtstag tatsächlich seinen Stellungsbefehl: Am 21.10.1918 wird ihm dieser zu Hause in Eckernförde zugestellt, und seine Mutter sendet ihn Daniel nach Fehmarn nach. So erfährt Daniel zwei Tage später, dass er am 5.11.1918 in den Krieg geschickt werden soll (23.10.1918). Auf diese katastrophale Nachricht reagiert Daniel zwar verärgert, doch weitgehend stoisch, jedenfalls soweit sein Tagebuch das erkennen lässt.

Es bleibt im Folgenden unklar, ob Daniel am Morgen des 5.11.1918, als er sich in der Eckernförder Kaserne zum Dienstantritt meldete, davon ausging oder jedenfalls ahnte, dass der Krieg tatsächlich bald vorbei sein würde, und ob er wusste, dass alle Verbündeten Deutschlands bereits einen Waffenstillstand geschlossen hatten (Bulgarien am 29.9.1918, Osmanisches Reich am 30.10.1918, Österreich-Ungarn am 3.11.1918). Tatsächlich schickte

---

kaum gewidmet.« (Wette, Wolfram: Deutsche Erfahrungen mit der Wehrpflicht 1918–1945. Abschaffung in der Republik und Wiedereinführung durch die Diktatur, in: Foerster, Roland (Hg.): Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung, München: Oldenbourg, 1994, S. 91)

<sup>28</sup> Der große Brockhaus. Elfter Band, L–Mah, 15. Aufl., Leipzig: F. A. Brockhaus, 1932, S. 94

<sup>29</sup> Overmans, Rüdiger in: Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, 2014, S. 664

<sup>30</sup> Overmans, Rüdiger a.a.O.

<sup>31</sup> Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 2, Machtstaat vor der Demokratie, München: Beck, 1992, S. 824

<sup>32</sup> Vgl. Stachelbeck, Christian: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, München: Oldenbourg, 2013, S. 191

<sup>33</sup> Vgl. Stachelbeck, Christian: a.a.O., S. 195

man Daniel noch am selben Tag wieder nach Hause (5.11.1918), wohl weil jedenfalls den örtlichen Militärs klar war, dass das Kriegsende unmittelbar bevorstand.

### 3.3.3. Privatleben

Ansonsten bleibt Daniels Privatleben fast völlig im Dunkeln. Er erwähnt keine Geschwister, hatte aber mindestens einen Bruder, denn dessen Urenkel ist der Transkribent des Tagebuchs Martin Hüdepohl. Selbst Daniels eigene Hochzeit wird im Tagebuch nur so kurzweilig erwähnt, dass letztlich offen bleibt, ob sie am 30.9., am 1.10. oder am 2.10.1922 stattfand (S. 728).<sup>34</sup>

Ein wenig greifbarer wird Daniels Person in wirtschaftlicher Hinsicht: Er erwähnt, dass er jahrzehntelang als selbstständiger Fischer gearbeitet hat und Fischermeister war. Er benutzt diese Berufsbezeichnung zwar nicht im Tagebuch, doch ist sie in einem Text enthalten, der zu Hüdepohls Transkript gehört (Hüdepohl-PDF S. 278). Nach diesem Text unklarer Herkunft, der nur laut einem zugehörigen Vermerk des Sohnes Hans Daniel von seinem Vater verfasst wurde, stammt Fiete Daniel aus einer Familie, in der das Fischerhandwerk seit Generationen ausgeübt wurde. Der Titel »Fischermeister« lässt erkennen, dass Daniel die Fischerei nicht nur wie üblich bei seinem Vater gelernt, sondern die entsprechende Meisterprüfung abgelegt hatte.<sup>35</sup> Zur Ausübung des Berufs wäre das gar nicht erforderlich gewesen, zumal es bis in die 1930er-Jahre ohnehin keine geregelte Ausbildung gab<sup>36</sup>, sondern das erforderliche Wissen einfach vom Vater zum Sohn weitergegeben wurde. Daniels Selbstständigkeit beginnt, als er bereits als ganz junger Mann Ende 1918 mit seinem in diesem Jahr vor Fehmarn verdienten Geld seinem Großvater dessen Anteil am oben erwähnten Schiff abkauft (15.11.1918) und sich dazu eigene Netze zulegt (20.12.1918). Später wurde Daniel Teilhaber einer der ersten in Dienst gestellten Ringwaden überhaupt (S. 39) und hatte außerdem im Eckernförder Fischereiverein das Amt des Zweiten Vorsitzenden inne (Hüdepohl-PDF S. 279).

### 3.3.4. Daniels Motive für sein Tagebuch

Obwohl Daniel das gesamte Tagebuch hindurch akribisch Einzelheiten seines beruflichen Alltags festhält – und das nach eigener Auskunft jahrelang so beibehält (S. 396) – gibt er dabei trotzdem so gut wie keine persönlichen Details preis. Damit stellt sich die Frage nach dem prägenden Ereignis, das Fiete Daniel veranlasst hat, mit seinem Tagebuch überhaupt anzufangen, in gleichem Maße wie die Frage nach der Grundmotivation, die ihn sein halbes Leben lang dazu bewogen hat, detaillierte, aber rein berufliche Aufzeichnungen zu führen.

---

<sup>34</sup> Tatsächlich hat Fiete Daniel am 30.9.1922 geheiratet, wie aus der im Eckernförder Stadtarchiv aufbewahrten Heiratsurkunde 53/1922 hervorgeht.

<sup>35</sup> Das Führen des Meistertitels in der Fischerei unterlag den Bestimmungen von §§ 133ff des »Handwerkergesetzes«, eigentlich »Gesetz, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung. Vom 26. Juli 1897«

<sup>36</sup> Vgl. Raillard, Susanne: Die See- und Küstenfischerei Mecklenburgs und Vorpommerns 1918 bis 1960, Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, Bd. 87, München: Oldenbourg, 2012, S. 28

### 3.3.4.1. ›Hau de Aastüg över de Knochen!‹

Das auslösende Moment, das den siebzehnjährigen Fiete Daniel dazu bringt, Tagebuch zu schreiben, ist eine Episode, die er als so haarsträubend erlebt hat und sich so darüber echauffiert hat, dass er selber sie als Grund angibt, warum sie zu seinem allerersten Eintrag wurde (15.1.1918). Ob Daniel die rechtliche Dimension dieses Ereignisses möglicherweise völlig verkannt hat, sei dahingestellt.

Das prägende Geschehnis war folgendes: Daniel war mit seinem 72-jährigen Großvater auf Schollenfang in der Eckernförder Förde unterwegs gewesen. Dritter Mann an Bord war ein ebenfalls 72-jähriger Kollege des Großvaters. Die Tagesausbeute an Scholle und Dorsch war so außerordentlich groß, dass Daniel die freudige Überraschung der beiden alten Herren über das Fangglück festhält und sie mit dem Ausruf *›So veel Bütt hefft wie uns ganz Leb'n noch nie hatt op uns Netten.‹*<sup>37</sup> zitiert.

Nach der Rückkehr in den Hafen hatte es sich in einem so kleinen Ort wie Eckernförde schnell herumgesprochen, welch großer Fang da gerade im Hafen gewogen und gelöscht werden sollte, und zahlreiche Einheimische waren zum Schiff gelaufen, um ihren Fisch unmittelbar ab Bord zu kaufen. Dementsprechend hatte Daniel begonnen, die Kundschaft zu bedienen, und zwar nicht nach Gewicht, wie das üblich gewesen wäre, sondern er gab den Fisch einfach stückweise ab und legte jeweils pro Kunde noch ein, zwei Schollen als Draufgabe dazu, weil ja wahrhaftig genug (verderbliche) Ware vorhanden war. Von den Marine-soldaten, die auf den im Hafen liegenden Kriegsschiffen stationiert waren und nur ihren kargen Sold zur Verfügung hatten, nahm Daniel kein Geld, sondern tauschte seinen Fisch ein gegen Brot, Marmelade und Schmieröl.

Insgesamt darf man sich die Ad-hoc-Verkaufsaktion als durchaus publikumsträchtig vorstellen, und sie erregte so viel Aufmerksamkeit, dass ein missgünstiger einheimischer Geschäftsmann das Spektakel und vor allem den ordentlichen Verkaufserlös von Daniels Großvater nicht länger hinnehmen wollte, lautstark auf den verbotenen Charakter des Bordverkaufs hinwies und den Leiter der staatlichen Fischhandelsgesellschaft hinzuholte. Dieser regte sich über die Vorkommnisse noch mehr auf und drohte Daniels Großvater und seinem Kollegen, den ganzen Fang beschlagnahmen zu lassen und die beiden als Verbrecher an die Front schicken zu lassen. Diese Anschuldigungen ließ Daniels Großvater nicht auf sich sitzen, griff sich eine Ruderpinne, ging damit auf den Geschäftsmann und den Verkaufsleiter los und war mit seinen 72 Jahren offenbar körperlich noch so fit, dass er die beiden Gegner mit zum Schlag erhobener Pinne durch die Straßen jagte, während die vielen Zuschauer lautstark ihre Zustimmung kundtaten und begeistert *›Hau de Aastüg över de Knochen!‹*<sup>38</sup> brüllten.

Diese Anekdote wurde selbstredend zum Stadtgespräch, nicht nur wegen ihrer komischen Seite, sondern auch, weil sich ganz Eckernförde darüber aufregte, wie man wegen dieses völlig harmlosen Fischverkaufs so überreagieren, so kleinlich mit Vorschriften hantieren und – Gipfel der Unverschämtheit – zwei alte Herren mit Fronteinsatz bedrohen konnte.

---

<sup>37</sup> ›So viel Butt hatten wir das ganz Leben noch nicht in unseren Netzen!‹

<sup>38</sup> ›Gib dem Aas eins auf die Knochen!‹

Offenbar sah das im Grunde auch der Leiter der Fischhandelsgesellschaft selbst so, denn er ging am Tag nach dem Vorfall zu Daniels Großvater, um sich für sein Verhalten zu entschuldigen.

### 3.3.4.2. Rechtliche Bewertung

Wie sehr der erst siebzehnjährige Daniel von dem miterlebten Spektakel beeindruckt war und auch dass er es zum Anlass nahm, sein Tagebuch damit zu beginnen, ist leicht nachvollziehbar. Seine Entrüstung über das seiner Schilderung nach von Missgunst und Engstirnigkeit geprägte Verhalten der Kontrahenten seines Großvaters leuchtet ebenfalls sofort ein, doch so eindeutig, wie Daniel sie empfunden hat, kann die rechtliche Beurteilung des Sachverhalts letztlich nicht ausfallen:

Tatsächlich war jeder Fischer per Gesetz verpflichtet, seinen Fang ausschließlich der staatlichen Fischhandelsgesellschaft zu verkaufen, und Zuwiderhandlungen konnten auch streng bestraft werden. Die Drohungen des Verkaufsleiters mit Beschlagnahme und Fronteinsatz waren zumindest theoretisch keineswegs aus der Luft gegriffen, zumal der Verkaufsleiter als staatlich Bediensteter im Rahmen seiner eigenen Dienstpflicht letztlich dazu angehalten war, die Obrigkeit einzuschalten, sobald er Zeuge von eklatanten Rechtsverstößen wurde.

Die Frage, ob das Verhalten des Verkaufsleiters trotz seiner rechtlichen Grundlage ethisch nicht offensichtlich völlig unangemessen war, lässt sich keineswegs mehr so einfach beantworten, wenn man die Hintergründe für die Einführung des staatlichen Fischankaufmonopols und deren strafrechtliche Bewehrung betrachtet: Die deutsche Bevölkerung hatte erst im Jahr zuvor eine schlimme Hungersnot durchlitten. Ausgelöst durch die Seeblockade der Alliierten und eine wetterbedingt schlechte Ernte waren bereits im berüchtigten »Steckrübenwinter« 1916/17 die Lebensmittel im Reich so knapp geworden, dass vielen Menschen unmittelbar der Hungertod drohte. Im Laufe des Jahres 1917 verbesserte sich die Ernährungslage zwar ein wenig, blieb aber in den Städten nach wie vor äußerst prekär (siehe dazu ausführlicher unten 4.2.) und führte dazu, dass im Winter 1917/18, also genau zu der Zeit, als Fiete Daniel sein Tagebuch beginnt, der deutschen Bevölkerung im Durchschnitt nur 1000 Kalorien pro Tag zur Verfügung standen<sup>39</sup> – das war die Hälfte des Mindestbedarfs – und so gut wie alle Nahrungsmittel rationiert blieben. Insgesamt sind in Deutschland 1914 bis 1918 760.000<sup>40</sup> bis 800.000<sup>41</sup> Menschen an den direkten Folgen von Unterernährung gestorben, die vielen wegen ihres durch Mangelernährung geschwächten Immunsystems an Tuberkulose Gestorbenen nicht mitgezählt.

---

<sup>39</sup> Vgl. Corni, Gustavo in: Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, 2014, S. 565

<sup>40</sup> Nipperdey: S. 855

<sup>41</sup> Corni: S. 566

In den Großstädten kam es wegen vermeintlicher oder tatsächlicher Unzulänglichkeiten bei der Lebensmittelverteilung immer wieder zu Hungerkrawallen. Insofern wird das auf den ersten Blick kleinlich wirkende Verhalten des Eckernförder Fischaukäufer um einiges nachvollziehbarer, denn genau genommen trug jeder Fisch, der in Eckernförde nicht in die staatliche Verteilung gelangte, sondern an ihr vorbei vor Ort verkauft wurde, zum allgemeinen Hunger in Hamburg oder Berlin bei. Ob man deshalb den Eckernfördern, Fiete Daniel



Postkarte von 1918

eingeschlossen, einen moralischen Vorwurf daraus macht, dass sie bei ihrem Verhalten nicht an ihre hungernden Landsleute in den großen Städten gedacht haben, bleibt eine philosophische Frage. So wenig sozial dies auch gewesen sein mag – ein solches Verhalten war gegen Ende des Krieges zur Normalität geworden: Historiker gehen davon aus, dass damals etwa ein Drittel aller Nahrungsmittel der staatlichen Verteilung entzogen wurde und dementsprechend im Tauschhandel oder auf dem Schwarzmarkt landete<sup>42</sup> (ein nicht genehmigter Direktverkauf ist auch nicht anderes als Schwarzhandel), denn schließlich ist es Teil des üblichen menschlichen Verhaltens, zuerst die eigenen Bedürfnisse zu erfüllen, bevor man sich über die Bedürfnisse von anderen Gedanken macht, die man nicht einmal kennt.

### 3.3.4.3. Aufzeichnungen über Jahrzehnte

Das oben beschriebene Ereignis erklärt, warum das Tagebuch begonnen wurde, aber noch nicht, warum Daniel über Jahre ein Arbeitstagebuch geführt hat – wenn man die chronik-ähnlichen Einträge hinzuzählt, gehen die Aufzeichnungen sogar über Jahrzehnte – und alles notiert hat, was ihm fischereibezogen als erinnerenswert erschien. Einen klar umrissenen

---

<sup>42</sup> Nipperdey: S. 856

Grund dafür gibt Daniel selbst nicht an. Doch bei der Lektüre des Tagebuch werden zwei Aspekte deutlich, die sozusagen als Unterton seine Aufzeichnungen tragen, ohne dass sie handfest greifbar würden, und die weit über das hinausgehen, was Daniel inhaltlich an »Interessantem« zu erzählen hatte:

Zum einen war Daniel von Anfang an stark beeindruckt von den Schwankungen, denen die Fischbestände unterworfen waren. Das bezieht sich nicht nur auf den dementsprechend ebenfalls von Jahr zu Jahr schwankenden Verdienst eines jeden Fischers, sondern Daniel lässt immer wieder durchblicken, dass er sich Gedanken über die Ursachen dafür macht. Er möchte diese Schwankungen nicht nur fatalistisch hinnehmen und erkennt darüber hinaus, wie sehr es die Fischer selbst sind, die mit ihrem Verhalten der Verringerung der Fischbestände Vorschub leisten (5.9.1918; 16.9.1918; S. 761; S. 849).

Als dann in den frühen 1920er-Jahren der Schollenbestand in der westlichen Ostsee tatsächlich zusammenbrach und dies das Ende der traditionellen Schollenfischerei einläutete, so wie Fiete Daniel sie betrieb und schon als Kind kennengelernt hatte, begann Daniel, sich selbst immer mehr als einen der letzten Vertreter seiner Zunft wahrzunehmen, dessen Erlebnisse und Erfahrungen die nachfolgende Generation nicht mehr würde nachvollziehen können. Diese Einschätzung, die aus heutiger Perspektive völlig korrekt war, dürfte für den geschichtsinteressierten Daniel das Antriebsmoment gewesen sein, das ihn alles das aufschreiben ließ, von dem er dachte, es sei interessant und wissenswert genug, um es für die Nachwelt festzuhalten.

### 3.4. Zeitgeschichtlicher Hintergrund

Fiete Daniel stammt aus Eckernförde. Er wurde im Jahr 1900 dort geboren und hat zumindest sein gesamtes Arbeitsleben dort verbracht. Eckernförde ist eine Stadt an der Ostküste Schleswig-Holsteins zwischen Flensburg und Kiel. Sie liegt wie diese beiden Städte am inneren Ende einer tief ins Land eingeschnittenen Förde. Die Bezeichnung »Förde« ist etymologisch eng mit dem norwegischen »fjord« und dem schwedischen »fjärd« verwandt.

Geologisch gesehen bezeichnen die drei Begriffe jedoch völlig verschiedene Arten von Meeresbuchten: Förden wurden von landwärts wandernden Gletschern gegraben, während Fjorde durch sich seewärts bewegende Gletscher entstanden sind und Fjärde durch Boden-erosion unterhalb eines Eispanzers gebildet wurden.

Eckernförde war zu der Zeit, als Daniel sein Tagebuch beginnt, eine Kreisstadt im preußischen Regierungsbezirk Schleswig mit 6.800<sup>43</sup> fast ausschließlich evangelischen Einwohnern.



Eckernförde an der Ostküste Schleswig-Holsteins, aus Andrees Handatlas, Ausgabe von 1910

<sup>43</sup> Baedeker, Karl: Nordost-Deutschland nebst Dänemark. Leipzig: Verlag von Karl Baedeker, 31. Aufl. 1914, S. 71

Der Regierungsbezirk Schleswig war ziemlich genau flächengleich mit dem historischen Herzogtum Schleswig und entspricht heute dem nördlichen Landesteil des Bundeslandes Schleswig-Holstein sowie dem dänischen Landesteil Südschleswig. Ungeachtet der ethnischen Zugehörigkeit seiner Bewohner gehörte das Herzogtum Schleswig politisch jahrhundertlang zu Dänemark und war erst 1864 im Deutsch-Dänischen Krieg von deutschen Truppen unter der Führung von Preußen und Österreich erobert worden.

Zur Untermalung, mit welchem Selbstverständnis und auch Nationalstolz ein Eckernförder sich selbst als Teil der großen Welt sah, sei ein damaliges Standardwerk zur Landesgeographie Schlesiws angeführt, dessen Pathos völlig im Einklang mit dem Ton der Zeit steht und keinen Zeitgenossen von Fierte Daniel die Stirn hätte runzeln lassen: »Das Herzogtum Schleswig ist dasjenige deutsche Gebiet, welches mehr als andere Teile des Vaterlandes unter dem Einfluß des Meeres steht [...] von hier aus ist England besiedelt und das Gestade der Ostsee, Livland und Kurland, in den Kreis des deutschen Lebens gezogen. Schleswig ist die Brücke nach dem skandinavischen Norden. Es ist das Land gewesen, welches auf die Entwicklung und die Geschichte Deutschlands von ausschlaggebender Bedeutung gewesen ist, das nordische Land, welchem stets die Sympathien des großen Vaterlandes gehört haben und noch gehören. Die Namen der Städte Schlesiws sind in der Welt bekannt und beliebt, soweit die deutsche Zunge klingt.«<sup>44</sup>

Die bedeutendsten Industriezweige Eckernfördes waren traditionell die in der zeitgenössischen Literatur unter anderem als »ansehnlich«<sup>45</sup> charakterisierte Fischerei und vor allem die Fischräucherei (zur herausragenden Stellung der Fischindustrie siehe 3.5.2.). Daneben gab es unter anderem eine Eisengießerei, eine Zigarrenfabrik, eine Werft und eine Brauerei. Der Hafen spielte ebenfalls eine wichtige Rolle im Wirtschaftsleben der Stadt, doch Eckernförde hatte nach dem Krieg von 1864 einen erheblichen Teil seines Fernhandels eingebüßt, als es seine Stellung als südlichster Ostseehafen Dänemarks verlor. Dieser Rückschlag war so erheblich, dass er bis in Daniels Zeit spürbar blieb und noch vierzig Jahre nach diesem Krieg eigens in *Meyers Großem Konversationslexikon* erwähnt wird.<sup>46</sup> Für die Küstenschiffahrt blieb Eckernförde nach wie vor ein wichtiger Hafen, doch nicht mehr für die Hochseeschiffahrt. Im Jahr 1905 war nur noch ein einziges Hochseeschiff mit Heimathafen Eckernförde registriert.<sup>47</sup>

An wichtigen Verwaltungsbehörden gab es in Eckernförde ein Amtsgericht und eine Reichsbanknebenstelle. Die Stadt galt zudem offiziell als Eisenbahnknoten<sup>48</sup>, da hier zwei Nebenstrecken, die »Sekundärbahn« nach Kappeln und die (Schmalspur-)»Kleinbahn« nach Owschlag, Anschluss an die Staatsbahnstrecke Kiel–Flensburg hatten. Für die nicht aus der Region stammende deutsche Bevölkerung dürfte Eckernförde im Wesentlichen nur eine Durchgangsstation auf dem Weg in das benachbarte, zwar viel kleinere, doch touristisch deutlich bekanntere Seebad Borby gewesen sein, einem der ältesten Bäder in Schleswig-

<sup>44</sup> Oldekop, Henning: Topographie des Herzogtums Schleswig, Kiel: Lipsius & Tischer, 1906, (getr. pag.) Teil III S. 24

<sup>45</sup> Baedeker, Karl: Nordost-Deutschland nebst Dänemark. Leipzig: Verlag von Karl Baedeker, 31. Aufl. 1914, S. 71

<sup>46</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon. Fünfter Band, 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1903, S. 356

<sup>47</sup> Oldekop, Henning: Topographie des Herzogtums Schleswig, Kiel: Lipsius & Tischer, 1906, (getr. pag.) Teil IV S. 40

<sup>48</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon. Fünfter Band, 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1903, S. 355

Holstein. (Das Seebad gibt es seit den 1920er Jahren nicht mehr, und Borby ist heute ein Stadtteil von Eckernförde.)



*Postkarte von Eckernförde, verschickt im Sommer 1910*

## 3.5. Fischereihistorische Aspekte

Abgesehen von der Erzählung eigener Erlebnisse geht es Daniel bei der Abfassung seines Tagebuchs auch um die Darstellung der Geschichte der Fischerei in Eckernförde vor seiner Zeit. Wie oben 3.2.1. erwähnt, hat er dazu eine längere Schilderung seinem eigentlichen Tagebuch vorangestellt. In dieser Einleitung zum Tagebuch geht es Daniel aber auch darum, ergänzend das zu berichten, wovon er entweder persönlich Kenntnis erlangt hat oder wo er auf Berichte von Augenzeugen zurückgreifen kann. So legt er beispielsweise großen Wert darauf, ausführlich auf die fehlerhafte Darstellung in einem 1950 im Jahrbuch der Eckernförder Heimatgemeinschaft abgedruckten Artikel hinzuweisen (S. 38f). Auf die erwähnenswerten Punkte dieser geschichtlichen Hinführung zum eigentlichen Tagebuch wird im Folgenden näher eingegangen.

### 3.5.1. Die Fischerei in engeren Sinn

#### 3.5.1.1. Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert

Die Informationen zu den wirtschaftlichen Verhältnissen in Eckernförde im Mittelalter sind wegen des Mangels an erhaltenen Urkunden äußerst bescheiden. Daniel geht davon aus, dass Fischfang und Fischverarbeitung (Trocknen, Salzen, Räuchern) seit Beginn der Besiedlung der Eckernförder Bucht eine wichtige Rolle gespielt haben.

Aus dem Jahr 1554 ist ein Schiedsspruch erhalten, der den bis dahin währenden Streit zwischen den in der Bucht tätigen Fischern und den Grundherren, in deren Eigentum der jeweilige Strand lag, an dem die Fische angelandet wurden, dahingehend auflöste, dass jeder Fischer jedem Eigentümer, auf dessen Grund er seinen Fang löschte, eine Abgabe zu zahlen hatte. Die Abgabe bestand aus einem Zwanzigstel des Fangs und war seither jahrhundertlang geltendes Recht. Daniel beschreibt, wie diese Abgabe noch bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1914 von mindestens drei Gutsbesitzern eingefordert worden war. Die Nichtbefolgung dieser Abgabepflicht resultierte jeweils in einer Anzeige des säumigen Fischers beim örtlichen Fischereiamt, das dann ein entsprechendes Bußgeld verhängte.

Dass sich Fischfang bzw. Fischhandel für Eckernförde schon früh zu einem wichtigen Erwerbszweig entwickelt haben muss, leitet Daniel aus dem Umstand ab, dass in einer Urkunde aus dem 13. Jahrhundert das Eigentum eines Bürgers aus »Eckelenforde« an einem Schiff festgehalten ist (S. 3)

Ähnlich argumentiert Henking, der eine Chronik aus dem Jahr 1580 zitiert, worin die außergewöhnliche Größe eines damals gefangenen Fisches festgehalten ist, und verweist als weiteres Indiz auf eine Eckernförder Stadtansicht aus dem 16. Jahrhundert, wo neben zahlreichen Segelschiffen, die ins damals noch mit dem Meer verbundene Windebyer Noor (heute ein Binnensee) unterwegs sind, auf der rechten Seite, also der Seite der Eckernförder Bucht, vier Fischerboote zu sehen sind, auf denen jeweils zwei Mann ihre Netze einholen.<sup>49</sup>

---

<sup>49</sup> Vgl Henking, Herrmann: Die Ostseefischerei, Handbuch der Seefischerei Nordeuropas Bd.5, Die deutsche Seefischerei, Heft 3, Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Erwin Nägele) G.m.b.H., 1929, S. 17. Henking gibt dort den niederländischen Kartographen Jan Jansson als Urheber an, der diese Karte aber 1657 lediglich nachgedruckt hat. Sie



Eckernförde Ende des 16. Jahrhunderts

### 3.5.1.2. Das 19. Jahrhundert

1. Die ältesten Wadenzüge, d.h. die Vorrichtungen bzw. Plätze, an denen die Netze angelandet werden können, sind die in der Innenförde, also in Ortsnähe, gelegenen. Diesen Wadenzügen räumlich zugeordnet, arbeiteten die Fischer in »Waden«, d.h. in Einheiten von jeweils zwei Booten, die zwischen sich ein Netz (=Wade) ausgelegt hatten und dieses an Land zogen, wenn es voll war. Diese Waden waren anfangs relativ klein, so dass pro Wadenzug vier Mann Besatzung (zwei je Boot) gerechnet werden können.

Der Eckernförder Fischereiverein wurde 1833 gegründet. Zielsetzung war neben einer Interessensvertretung gegenüber der Obrigkeit vor allem die Regelung der Verteilung der Fangplätze (S. 21). Dass die genaue Lage und Verteilung der Fangplätze und Wadenzüge vor Gründung des Fischereivereins Anlass zu Streitigkeiten bot, geht aus einer jedenfalls früher noch teilweise erhaltenen Urkunde von 1773 hervor, die Daniel abgeschrieben hat, so weit er sie selbst lesen konnte (S. 19). Diese Urkunde nennt neun Wadenzüge, über deren Ursprünge nichts bekannt ist, die aber offenbar schon lange Zeit bestanden hatten und die bei Vereinsgründung die Grundlage für die Verteilung bildeten. Daniel ordnet diese neun Wadenzüge topographisch jeweils genau zu und erläutert, dass einer dieser Wadenzüge 1914 aufgegeben wurde, weil er die Hafeneinfahrt zu stark behinderte (S. 20). Gründungsmitglieder des Fischereivereins waren 37 Waden- und Kleinfischer (S. 22).

Als die Anzahl der Wadenzüge zunahm und damit auch Bereiche außerhalb der Innenförde in Wadenzüge eingeteilt wurden, befanden sich diese in tieferem Wasser (etwa acht bis zehn Meter tiefer), was dazu führte, dass die Waden selbst deutlich größer wurden und

---

stammt ursprünglich aus berühmten der Sammlung von Stadtansichten »Civitates Orbis Terrarum« von Georg Braun und Frans Hogenberg, 1572–1618 in sechs Bänden erschienen, Antwerpen, Bd. 5, 1598, Tafel 31

schließlich eine Länge von 116 Metern erreichten<sup>50</sup>. Die Wadboote wurden dabei im Lauf der Zeit ebenfalls größer und waren mit Segeln ausgestattet, während gleichzeitig die Besatzung pro Boot von zwei auf drei bis vier Mann anstieg (S. 23).

2. Im Jahr 1880 war die Zahl der Vereinsmitglieder auf 170 angestiegen, eine eigene Kranken- und Witwenrentenkasse war bereits 1856 eingerichtet worden. 1887 kam es wegen Unstimmigkeiten der Mitglieder zu einer Teilung des Vereins: Die Wadenfischer gründeten ihren eigene Interessensvertretung, den »Wadenverein«, während im ursprünglichen Verein nurmehr die Kleinfischer verblieben. Dieser nannte sich nun »Kleinfischerei-Verein« und wies rein zahlenmäßig eine weit höhere Mitgliederzahl auf als der Wadenverein (S. 24). Dass die Fischerei insgesamt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen so großen Aufschwung erlebte, führt Daniel auch auf die Einführung mechanisch geknüpfter Netze ab dem Jahr 1862<sup>51</sup> zurück (S. 25). Zuvor war die Herstellung der Netze eine mühsame und zeitaufwändige, meist innerhalb der Familie betriebene Angelegenheit gewesen.

### 3.5.1.3. Das 20. Jahrhundert

Kurz vor der Wende zum 20. Jahrhundert wurden in der Eckernförder Bucht alle 144 eingerichteten Wadenzüge befischt und vom Fischereiverein jeweils jährlich für die Fangsaison neu vergeben. Daniel nennt eine Statistik von 1894, wonach es in Eckernförde 250 Berufsfischer und über 100 Nebenerwerbsfischer gab, und errechnet eine Gesamtzahl von 500 allein in der Wadenfischerei tätigen Einwohnern (S. 25). Hinzu kamen noch die Stellnetzfisher, was bei einer Einwohnerzahl von damals ca. 6.000<sup>52</sup> bedeutet, dass mindestens jeder zehnte Eckernförder seinen Lebensunterhalt ganz oder teilweise mit Fischerei bestritt, wobei die vielen in der Fischverarbeitung tätigen Bewohner noch nicht mitgezählt sind. Auf welche Statistik sich Daniel bezieht, erwähnt er nicht, aber zumindest seine Angabe zur Zahl der Berufsfischer um die Jahrhundertwende wird in einer Beschreibung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Eckernförde aus dem Jahr 1905 bestätigt.<sup>53</sup>

Um 1900 hatte die Wadenfischerei ihren Höhepunkt erreicht, nahm bis zum Ersten Weltkrieg und vor allem danach stetig ab und kam wegen des einschneidenden Rückgangs der Erträge und wegen des Preisverfalls in den späten 1920er Jahren völlig zum Erliegen. Die Kriegsjahre 1939 bis 1945, als vorübergehend noch einmal drei Waden betrieben wurden (S. 25), stellten nur eine vorübergehende Ausnahme dar.

---

<sup>50</sup> Daniel, Friedrich: De Handwaad un wi wi Fischers dormit ümgahn sünd, in: Jahrbuch 40 Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1982, S. 257

<sup>51</sup> Die ersten mechanisch hergestellten Netze kamen aus Schottland. In Deutschland begann man laut Manuskript mit der Netzherstellung 1873 (S. 26).

<sup>52</sup> Für 1890 wird die Einwohnerzahl Eckernfördes offiziell mit 5.896 angegeben, vgl. Rademacher, Michael: Deutsche Verwaltungsgeschichte. Online-Material zur Dissertation, Osnabrück 2006,

<https://treemagic.org/rademacher/www.verwaltungsgeschichte.de/eckernfoerde.html>, abgerufen am 26.4.2022

<sup>53</sup> Vgl. Oldekop, Henning: Topographie des Herzogtums Schleswig, Kiel: Lipsius & Tischer, 1906, (getrennt paginiert) Teil IV S. 42

### **3.5.2. Fischverarbeitung**

Daniel erwähnt mehrere in Schubladen vergessene Urkunden. Darunter befand sich auch eine, aus der offenbar hervorging, dass sowohl Salzheringe als auch Räucherfisch als Eckernförder Exportware schon im Seehandel des 17. und 18. Jahrhunderts eine wichtige Rolle gespielt haben. Geräuchert wurde über dem offenen Herd oder im Kamin, bis Mitte des 17. Jahrhunderts der erste Eckernförder Fischer auf die Idee kam, eine eigene Räucher- kammer zu bauen, und damit den für Eckernförde später so bedeutenden Industriezweig der Fischräucherei begründete. Für das letzte Jahrzehnt vor der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert spricht Daniel von einer Gesamtzahl von 30 Räuchereien in Eckernförde (S. 31).

#### **3.5.2.1. Karner**

Einem besonderen Typ Räucherhering widmet Daniel eine etwas eingehendere Erläuterung, dem so genannten »Karner«. Das Wort ist als Bezeichnung für diesen Räucherfisch seit dem 17. Jahrhundert in Gebrauch (S. 10), bezeichnete ursprünglich nur die sogar bis von Österreich und Süddeutschland jeden Frühling mit ihren Karren anreisenden Händler, die sich nach dem Verkauf ihrer Waren für die Rückreise mit diesem außergewöhnlich halt- baren Räucherhering eindeckten, und wurde im Laufe der Zeit zur Bezeichnung des Fisches selbst (S. 12). Daniel beschreibt diese Karner als »sehr schmackhaft als Dauerware ge- macht[e]«, Heringe, die »leicht gesalzen und solange geräuchert wurden, bis sie dunkel Braun, fest u. hart waren wie ein Stück-Holz« und sich hervorragend transportieren ließen (S. 10).

Daniel geht davon aus, dass die für die Karner verwendete Räuchertechnik in früheren Jahrhunderten allgemein üblich war, denn seiner Expertise nach sind auf die heute übliche Art geräucherte Heringe nicht lange genug haltbar, um die aus dem 17. und 18. Jahrhundert dokumentierten Heringsexporte von Eckernförde in andere Länder unbeschadet überstehen zu können (S. 11). Die Herstellung von Karner war bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs in Eckernförde noch durchaus üblich, starb in der Folgezeit jedoch aus.

#### **3.5.2.2. Kieler Sprotten**

Daniel berichtet weiter, wie um etwa 1870, noch bevor Eckernförde an das Eisenbahnnetz angeschlossen wurde, Fisch aus dem Umland mit Fuhrwerken zur Verarbeitung nach Eckernförde gebracht wurde und von dort als Räucherfisch wiederum per Fuhrwerk in die großen Seehäfen Hamburg und Kiel zurückging. Die Eisenbahnverbindung nach Kiel brachte einen deutlich verbesserten Anschluss ans Vertriebsnetz und machte Kiel zur Dreh- scheibe für den weiteren Versand von Eckernförder Räucherfisch, der dementsprechend den Versandstempel »Kiel« bekam. Im Rahmen der Ende des 19. Jahrhunderts aufkom- menden Beliebtheit von Räucherfisch setzte sich in der Bevölkerung angeblich deshalb der Name »Kieler Sprotten« als Herkunftsbezeichnung allgemein durch, obwohl ein Großteil dieser Räucherware aus Eckernförde stammte (S. 12).

Da der Begriff »Kieler Sprotten« heute zum allgemeinen Sprachgebrauch gehört und selbst in weit von Kiel entfernten Gegenden Deutschlands gängig ist, auch wenn man dort oft keine genaue Vorstellung hat, was Sprotten eigentlich sind, sei an dieser Stelle kurz darauf eingegangen, dass die landläufige, auch von Daniel vertretene Annahme, der Name »Kieler Sprotten« sei durch die Eisenbahnverbindungen entstanden, nicht zutrifft. Diese »Herkunftsbezeichnung« ist fünf bis sechs Jahrzehnte älter als die Anbindung Kiels an die Eisenbahn im Jahr 1844 und wird bereits 1786 von Matthias Claudius erwähnt.<sup>54</sup> Genau genommen müssten die berühmten Räucherfische ohnehin »Ellerbeker Sprotten« heißen, denn erfunden wurden sie im ehemaligen Fischerdorf Ellerbek vor den Toren Kiels (heute ein Kieler Stadtteil). Ellerbek war lange Zeit der führende Standort der Räucherindustrie an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste. 1882 gab es dort 22 Räuchereien, während in Eckernförde nur 14 ansässig waren.<sup>55</sup>

Frischgeräucherte

Sprott sind eine wahre Delicatesse; man bricht ihnen den Kopf ab, zieht die Haut weg, entfernt die Gräten und legt den Rest auf Schwarzbrot, das mit frischer Maibutter bestrichen ist, und wer sich vor Indigestionen nicht fürchtet, treibt dieß kindliche Spiel länger fort, als sich mit der Rücksicht auf die Damastferviette der Hausfrau verträgt.

*Die charmanteste Anleitung zum genussvollen Verzehr von Kieler Sprotten gab 1864 der Schriftsteller Adelbert Graf Baudissin<sup>56</sup>*

### 3.5.2.3. Wirtschaftsfaktor Räuchereien

An der Wende zum 20. Jahrhundert war laut Daniel jedoch die Eckernförder Fischindustrie die größte an der deutschen Ostseeküste<sup>57</sup>, und er spricht von insgesamt 38 zu Spitzenzeiten am Ort ansässigen Räuchereien (Ellerbek 1897: 34 Betriebe<sup>58</sup>). Auch wenn Daniel für die Eckernförder Vorrangstellung keine Belege anbietet, kann sie durchaus zutreffen. Die hohe Anzahl von Räuchereien ist ebenfalls ohne weiteres glaubhaft, denn an anderer Stelle ist bereits für das Jahr 1905 von 30 Räuchereien die Rede.<sup>59</sup> Damit hatte Eckernförde, das neben der Bahnverbindung nach Kiel 1881 auch einen Gleisanschluss nach Flensburg bekam, Ellerbek als wichtigstem Räucherstandort den Rang abgelaufen.

Um die wirtschaftliche Bedeutung der Räuchereien zu unterstreichen, zitiert Daniel folgende statistischen Angabe für das Jahr 1897: Als Bahn- und Postfracht wurde in diesem Jahr Eckernförder Räucherfisch mit einem Gesamtgewicht von etwas mehr als 1,5 Mio. Tonnen aufgegeben, dessen Gesamtwert über 1,73 Mio. (Gold-)Mark betrug (S. 31).<sup>60</sup>

<sup>54</sup> Claudius, Matthias: Urians Reise um die Welt, »Drauf kauft ich etwas kalte Kost, / Und Kieler Sprott und Kuchen, / Und setzte mich auf Extrapost, / Land Asia zu besuchen.« in: Werke in einem Band. Herausgegeben von Jost Perfahl, München: Winkler, 1976, S. 345

<sup>55</sup> Vgl. Szadkowski, Karin: Geräucherte Sprotten aus Kiel und Eckernförde, in: Mehl, Heinrich/Tillmann, Doris (Hg.), Fischer – Boote – Netze. Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens GmbH & Co. KG, 1999, S. 176

<sup>56</sup> Baudissin, Graf Adelbert: Schleswig-Holstein Meerumschlungen. Krieg- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864, Stuttgart: Ed. Hallberger, 1864, S. 279

<sup>57</sup> Daniel, Friedrich: Een Vertäll'n von Strand, Fischerie un Rökerie in Eckernför, in: Jahrbuch 38, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1980, S. 244

<sup>58</sup> Vgl. Szadkowski, 1999: S. 176

<sup>59</sup> Vgl. Oldekop, 1906: Teil IV S. 42

<sup>60</sup> Daniel nennt als Quelle nur den »Bericht einer Zeitung«, den er abgeschrieben hat.

Zur Anzahl der insgesamt in den Eckernförder Räuchereien beschäftigten Personen, also aller, die unter der Aufsicht des jeweiligen Räuchermeisters standen, macht Daniel keine näheren Angaben. Er erwähnt allerdings einzelne, heute längst vergessene Berufsbezeichnungen:<sup>61</sup> In der Räucherei selbst arbeiteten Aufsteckfrauen (insgesamt 160 bis 180 Personen; sie mussten die Fische zum Räuchern auf Spieße stecken, eine Arbeit, die Daniel als schwer, ungesund und wegen der erforderlichen Fingerfertigkeit als ungeeignet für Ungelernte beschreibt). Daneben gab es die Räucher knechte (eine Art Vorarbeiter, jeweils einer pro Räucherei), die Fischeinhänger sowie die Holzhauer, die ausschließlich damit beschäftigt waren, Holzklötze bis auf Spangröße zu verkleinern, um die Räucherfeuer zu unterhalten. Ein Arbeitstag in der Räucherei dauerte während der Fangsaison von Herbst bis Frühling vierzehn Stunden<sup>62</sup> und häufig noch länger,<sup>63</sup> denn dann musste nicht nur der in Eckernförde angelandete Fisch verarbeitet werden, sondern auch der von außerhalb angelieferte, der teilweise einen weiten Weg bis von Schweden (per Postdampfer) oder aus Frankreich (per Bahn in den ersten, noch mit Blockeis betriebenen Kühlwaggons) zurückgelegt hatte.



50-Pfennig-Notgeldschein von 1921 aus Eckernförde, Originalgröße.

Die Räucherindustrie ist so bedeutend, dass sie sogar auf dem Zahlungsmittel dokumentiert wird. Links sieht man die »grünen«, d.h. ungeräucherten Fische, und rechts die fertig geräucherten.

Als »Zulieferbetriebe« zu den Räuchereien gab es darüber hinaus die Fischkistennagler, also Personen, die ihren Lebensunterhalt mit dem Zusammennageln von je nach Fischart unterschiedlichen Holzkisten für die Fischräuchereien verdienten (S. 27). Der Bedarf an Fischkisten für den Versand war so groß, dass in Eckernförde mehrere Sägewerke mit der Bereitstellung von Holzlatten für die Kisten beschäftigt waren.<sup>64</sup>

Alle diese Arbeiten waren schlecht bezahlt (beispielsweise brachten 100 genagelte Kisten nur 50 Pfennige Lohn), doch die Armut der Bevölkerung war teilweise so groß, dass in den Familien oft die Kinder fürs Zusammennageln von Kisten rekrutiert wurden.<sup>65</sup> Die geringe Entlohnung lag nicht zuletzt an der niedrigen Gewinnspanne, die sich durch den Verkauf von Räucherfisch erzielen ließ. Laut Preisliste einer Kieler Räucherei von 1880 kostet eine 5-

<sup>61</sup> Vgl. Daniel, 1980: S. 242

<sup>62</sup> Dass diese Praxis der überlangen Arbeitstage den Vorschriften des damaligen § 137 Gewerbeordnung widersprach, der maximal einen Zehnstundentag vorsah, hatte keine praktischen Auswirkungen, da die Regelungen der Gewerbeordnung öffentlich-rechtlichen Charakter besitzen und nicht vom Arbeitnehmer einklagbar waren.

<sup>63</sup> Vgl. Daniel, 1980: S. 243

<sup>64</sup> Vgl. Daniel, 1980: S. 242

<sup>65</sup> Vgl. Daniel, 1980: S. 243

kg-Kiste Kieler Sprotten im Verkauf nur 5 Mark. Eine solche Kiste enthielt 400 bis 500 Fische, ein einzelner Räuchersprott kostete also nur einen Pfennig, während in Kiel ein Ei sechs Pfennige und ein Kilo Butter 2,48 Mark kosteten.<sup>66</sup>



*Räuchereien in Eckernförde um 1900: Aufsteckfrauen (oben) und Nageljungs (unten)*

<sup>66</sup> Vgl. Szadkowski, 1999: S. 172

### 3.5.3. Fischereigenossenschaft

1919 bildete sich in Eckernförde eine Fischereigenossenschaft, so wie es etwa zeitgleich in den meisten Orten entlang der schleswig-holsteinischen Ostseeküste geschah. Zielsetzung waren verbesserter Verkauf und Verteilung der Fänge im freien Handel, dessen Zulassung nach Aufhebung der kriegsbedingten Zwangsbewirtschaftung wieder anstand. Doch der Grundgedanke einer Genossenschaft als zentraler Anlaufstelle für alle angelandeten Fänge des Ortes konnte nicht allen Fischern vermittelt werden. Vor allem die Klein- und Nebenerwerbsfischer fürchteten um ihre vertriebliche Freiheit<sup>67</sup>. Daniel beschreibt, wie der damalige Streit eskalierte, der 1920 zwischen den zahlenmäßig weit überlegenen Kleinfischern und den vergleichsweise wenigen Schleppnetzfishern, die das ganze Jahr über die Küste befischten, ausgebrochen war. Daniel formuliert dabei äußerst emotional und spart nicht an Kritik gegenüber den Kleinfischern. Grund dafür ist nicht nur, dass er deren Argumente nicht stichhaltig findet, sondern dass er diesen Streit als Auslöser für anschließende Fehlentscheidungen ansieht, die seiner Meinung nach letztlich zur dauerhaften Schwächung der Stellung der Eckernförder Fischer im allgemeinen und der Durchsetzungskraft der Genossenschaft im besondern führte.<sup>68</sup>

So, wie die Kleinfischer bereits Monate zuvor die Anschaffung einer Ringwade blockiert (vgl. dazu 3.6.2.) und sogar die Rückabwicklung des bereits vollzogenen Kaufvertrages durchgesetzt hatten, widersetzten sie sich nun, der Genossenschaft entsprechende Vertriebsrechte zu übertragen. Das führte dazu, dass diejenigen Fischer, die sich von Verein und Genossenschaft in ihren Interessen übergangen fühlten, aus beiden Organisationen austraten und 1920 ihre eigene Interessensvertretung gründeten, den Schleswig-Holsteinischen Ringwaden-Verein, dem sich später der Klein-Hochsee-Verband mit allen Mitgliedern anschloss.<sup>69</sup>

In diesem Zusammenhang ist eine Diskrepanz erwähnenswert, die vermutlich auf einem Irrtum Daniels beruht: Er schreibt, dass 1933 eine »Gleichschaltung« dahingehend stattgefunden habe, dass alle bestehenden Interessensvertretungen im neugegründeten »Ersten Eckernförder Fischereiverein« zusammengeführt worden seien. Bei dieser Angabe hat Daniel sich vermutlich einfach um zehn Jahre vertan und dann eine falsche Schlussfolgerung gezogen, denn bei Henking, dessen Buch 1929 erschienen ist, ist von der Gründung des »Ersten Eckernförder Fischereiverein« im Jahr 1923 die Rede.<sup>70</sup>

### 3.5.4. Bewertung

#### 3.5.4.1. Daniels Beschreibung der Fischerei

Dass Daniel die Darstellung geschichtlicher Ereignisse in der Eckernförder Fischerei äußerst wichtig war, ergibt sich zwanglos aus dem Umstand, dass er eine ausführliche Dar-

---

<sup>67</sup> Daniel, Friedrich: Die Gründung von Fischereigenossenschaften, in: Jahrbuch 44, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1986, S. 87

<sup>68</sup> Daniel, 1986, S. 89

<sup>69</sup> Daniel, 1986, S. 90

<sup>70</sup> Vgl. Henking, 1929, S. 18

stellung jeweils an den Anfang und ans Ende seines eigentlichen Tagebuchs gestellt hat. Dabei geht es Daniel nicht bloß um die Beschreibung historischer Begebenheiten in seiner Heimatstadt, sondern er setzt diese in Bezug zu sich selbst und seinem Arbeitsleben. Daniels eigene Erlebnisse stehen ganz im Zeichen von jahrhundertalter Tradition, doch Daniel weiß auch, dass er und seine Kollegen die letzten Vertreter sind, die Fischerei so erlebt haben, wie alle Generationen vor ihnen. Nachdem sich ab Ende der 1920er Jahre die Rahmenbedingungen für Fischer und Fischerei komplett geändert hatten, möchte Daniel wenigstens die Erinnerung an die traditionelle Fischerei bewahren und sieht sein eigenes Leben sozusagen als dessen Quintessenz und Schlusspunkt.

### 3.5.4.2. Daniels Beschreibung der Räucherei

Daniels Bericht über die Eckernförder Fischräuchereien wirkt auf den ersten Blick nur wie ein halb nostalgischer Rückblick eines Lokalpatrioten. Dieser Eindruck verstärkt sich noch, wenn man bedenkt, dass dieser Bericht 1980 in einer Publikation des Eckernförder Heimatvereins auf Platt veröffentlicht wurde.

Diese Sichtweise ist sicherlich nicht falsch, greift jedoch zu kurz. Wie oft in seinem Tagebuch geht es Daniel darum, interessante Begebenheiten zu berichten, die auf persönlichem Einsatz beruhen, also auf »ehrlicher Arbeit«, verbunden mit dem entsprechenden Know-How, und die deshalb zum (wirtschaftlichen) Erfolg führen. Der geschilderte Erfolg ist dann um so bemerkenswerter, als er den zeitgenössischen Leser, sei es 1980 oder heute, überrascht denken lässt »was, das haben die damals schon alles hingekriegt?«. Wenn Daniel von Räucherfisch erzählt, dann berichtet er nicht von irgendeinem beliebigem Fisch, sondern von qualitativ äußerst hochwertiger Räucherware (beim Räuchern musste sehr sorgfältig gearbeitet werden, damit es nicht zu Einbußen bei Geschmack oder Aussehen kam). Und genau dieser hohe Qualitätsstandard ist verantwortlich dafür, dass Eckernförder Räucherfisch, vermarktet als »Kieler Sprotten«, zu einer weltweit geschätzten Delikatesse wurde, die ihren Weg bis nach St. Petersburg und Chicago fand.

Abschließend sei erwähnt, dass die »echten« Kieler Sprotten aus den Räuchereien von Eckernförde, Ellerbek und Kiel tatsächlich nachahmende Konkurrenz bekamen, nämlich in Form von Elbsprotten aus den Räuchereien Altonas.<sup>71</sup> Bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert waren diese Nachahmungen offenbar so sehr verbreitet, dass Meyers Großes Konversations-Lexikon sich bemüht fühlt, die Allgemeinheit auf diese »Fälschungen« hinzuweisen, »deren Fleisch schmierig ist«<sup>72</sup>.

---

<sup>71</sup> Vgl. Szadkowski. 1999: S. 187

<sup>72</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon. Achtzehnter Band, 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1907, S.798. Heute ist die Frage der Echtheit komplizierter geworden, denn »Kieler Sprotten« müssen zwar immer noch aus der westlichen Ostsee stammen, es gibt jedoch daneben auch noch »Echte Kieler Sprotten«, die im Großraum der Kieler Bucht gefangen (vgl. Szadkowski. 1999: S. 187 Fn. 2) und zudem in den traditionellen »Altonaer Öfen« geräuchert sein müssen. Der Grund dafür ist der deutliche andere Geschmack, der beim Räuchern in den heute üblich gewordenen gasbefeuerten Räucheröfen entsteht (vgl. Wikipedia, [https://de.wikipedia.org/wiki/Kieler\\_Sprotte](https://de.wikipedia.org/wiki/Kieler_Sprotte), abgerufen am 26.4.2022). Allerdings sind die beiden Bezeichnungen nicht bei der EU als geschützte Ursprungsbezeichnung oder als geschützte geographische Angabe eingetragen und haben somit keinen rechtlich verbindlichen Charakter.

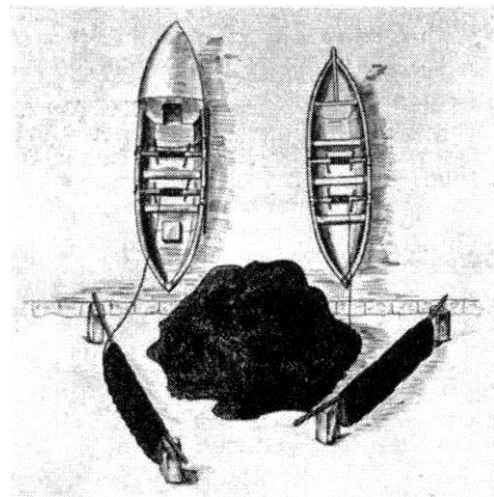
## 3.6. Überblick über die Arten der Netzfischerei

Fischerei mit Netzen lässt sich je nach verwendetem Netztyp grob unterteilen in Zugnetz-, Stellnetz-, Treibnetz- und Schleppnetzfischerei. Daniel erwähnt einige Varianten davon, jeweils in der regionalen Ausprägung seiner Eckernförder Heimat. Er selbst beschreibt zu Anfang des Tagebuchs den Fischfang mit Handwaden (einfachen Zugnetzen) und betreibt später hauptsächlich den Schollenfang mit Zeesen (Grundschleppnetzen). Daneben berichtet er über den Gebrauch von Ringwaden (Beutelzugnetzen) und auch von Stellnetzen der Eckernförder Kollegen.

Die einfachste Art der Netzfischerei, betrieben vom Strand, von einer Sandbank oder von einem Ruderboot aus, wird zwar bei Daniel nicht weiter erwähnt, sei hier aber für den Laien zur besseren Vorstellung kurz als erstes angesprochen. In Schleswig-Holstein wird so ein Netz »Strandwade« genannt.



*Fischen mit der Strandwade von einer Sandbank aus;  
im Hintergrund das zugehörige Boot*



*Schema zur Wadenfischerei in Eckernförde:  
Ein Motorboot und ein Segelboot zur Bedienung der  
Wade, unten in der Mitte die an Land gebrachte  
Wade und seitlich die Schleptrossen*

### 3.6.1. Handwaden

Eine Wade (bei Daniel durchgängig »Waade« geschrieben) ist ein aus zwei Booten mit je drei bis vier Mann Besatzung und einem Zugnetz bestehende Einheit. Waden können für den Fang vieler Fischarten eingesetzt werden, waren jedoch in Eckernförde traditionell hauptsächlich dem Schollenfang vorbehalten<sup>73</sup>. Das Netz wird dabei an der Küste in Ufernähe von den beiden Booten parallel ausgesetzt und dann von Hand oder mithilfe einer Winde möglichst gleichmäßig zusammengezogen und an Land gebracht. Man spricht dabei vom Netz als einer »Handwade«. Die Vorrichtungen bzw. Plätze, an denen die Netze angelandet werden können, heißen Wadenzüge und tragen eigene Namen, die sich meist nach den Orten oder Landmarken richten, an denen sie stehen.

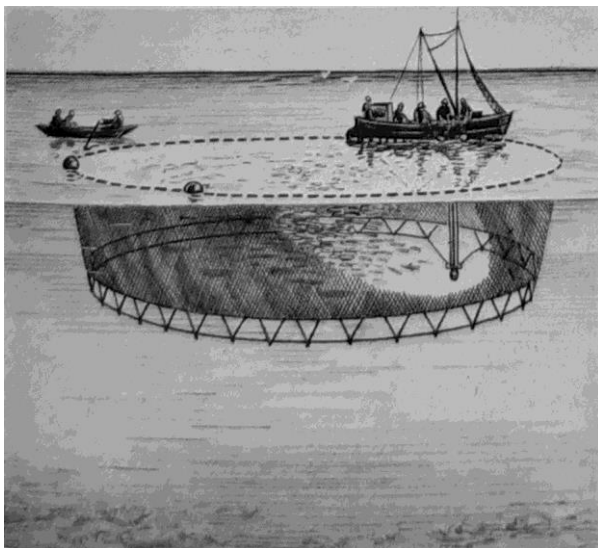
<sup>73</sup> Vgl. Henking, 1929, S.20

Die Handwaden hatten teilweise eine gewaltige Spannweite. Daniel spricht von 116 Metern je Wadenflügel, wobei die Wadleine, an der die gesamte Wade sozusagen aufgehängt war, eine Länge von 450 Metern erreichte.<sup>74</sup> Diese Angaben verdienen eine kurze nähere Betrachtung, denn sie kollidieren mit den gesetzlichen Vorschriften: Die »Bekanntmachung über die Fischerei im Regierungsbezirk Schleswig« vom 7.4.1917<sup>75</sup> i.V.m. § 44 PrFischO<sup>76</sup> gestattete eine Maximallänge der Wade von insgesamt nur 179 Metern und eine Maximallänge der Leinen von nur 412 Metern. Der Einsatz von Handwaden, wie Daniel sie beschreibt, wäre demnach illegal gewesen wären.

Jedes der beiden Wadboote beförderte ein halbes Netz zum Fangplatz. Dort wurde das Netz entlang von Markierungen sorgfältig zusammengenäht und die Wade im Wasser ausgelegt. Das Hantieren mit der Wade war wegen ihres gewaltigen Eigengewichts in jedem Stadium des Fangvorgangs körperlich eine sehr schwere Arbeit, angefangen vom Aussetzen der Flügel parallel zum Ufer über das gleichmäßige Einwinden der Wadleine in den beiden Wadbooten und das Schleppen des dann eng im Netz zwischen den Wadbooten befindlichen Fangs ins flache Wasser bis hin zum tatsächlichen Hieven der Fische in die Boote.

### 3.6.2. Ringwaden

Ringwaden sind große (ca. 300x50 m) ringförmige Zugnetze, die um einen (Herings-) Schwarm herum kreisförmig im Uhrzeigersinn ausgelegt werden. Zur erfolgreichen Ortung eines Schwarms bedarf es eines »Peilbootes«, von dem aus ein ca. 1 kg schweres Senkblei an einem Draht bis fast an den Grund hinuntergelassen wird. Es liegt dann an der Erfahrung des Peilers, mithilfe des Drahtes zu bestimmen, wo genau sich der Schwarm befindet und wie groß und wie dicht er ist. Ist die Peilung erfolgreich abgeschlossen, fährt das Fischerboot, das die Ringwade auslegt, im Uhrzeigersinn um das Peilboot herum und legt dabei möglichst zügig die Wade aus. Anschließend wird die Wade per Motorwinde von un-



*Ringwade mit Fangboot und Peilboot*

<sup>74</sup> Daniel, Friedrich: De Handwaad un wi wi Fischers dormit ümgahn sünd, in: Jahrbuch 40, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1982, S. 257

<sup>75</sup> M.-Bl. f. Landw. (=Ministerialblatt der Preußischen Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten) 1917, S. 211

<sup>76</sup> Die preußische Fischereiordnung vom 29.3.1917, eigentlich »Polizeiverordnung zum Fischereigesetz«, war eine auf der Rechtsgrundlage von § 106 Abs. I Nr. 1 des preußischen Fischereigesetzes vom 11.5.1916 erlassene Rechtsverordnung.

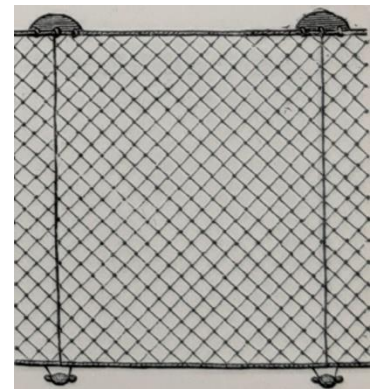
ten her zugezogen, um zu verhindern, dass die Fische nach unten entfliehen können. Noch während des Aufholens des Netzes können die Fische in leere Beiboote gekeschert und umgehend als Lebendfang verkauft werden.<sup>77</sup>

Diese Fangmethode ist sehr fangintensiv. Sie wurde in Deutschland zuerst 1920 eingesetzt, und zwar in Eckernförde.<sup>78</sup> Diese erste Ringwade stammte aus Dänemark (laut Henking) bzw. aus Schweden (laut Daniel) und war bereits 1917 importiert, aber nicht eingesetzt worden. Sie wurde trotz eines äußerst erfolgreichen Testlaufs nach Protesten der örtlichen Handwadenfischer, die durch diese neue Art der Intensivbefischung ihren Lebensunterhalt bedroht sahen, jedoch wieder aus Eckernförde abgezogen und kam in Travemünde zum Einsatz. Wegen des dortigen Erfolges sah sich Eckernförde genötigt, Ringwaden im Herbst 1920 letztlich doch zu etablieren, und wurde in der Folgezeit neben Travemünde eines der beiden Ringwadenzentren Schleswig-Holsteins. Einer der Teilhaber der ersten beiden Ringwaden von Eckernförde war Fiete Daniel selbst (S. 39). Wie sehr die Debatte über die Einführung der neuen Methode die Eckernförder Fischer beschäftigt hat, lässt sich aus Daniels äußerst ausführlicher Schilderung über den damaligen Streit innerhalb der Fischereigenossenschaft ablesen.<sup>79</sup>

Fiete Daniel schreibt nichts darüber, welche überörtliche Wellen diese Ringwade schlagen haben muss, doch die Eckernförder Ringwade wird 1929 sogar eigens in der Zehn-Jahres-Denkschrift des preußischen Landwirtschaftsministeriums erwähnt,<sup>80</sup> siehe 3.10.5.1.

### 3.6.3. Stellnetze

Stellnetze werden als Netzwände möglichst so aufgestellt, dass sie die Fische dazu verleiten, durch sie hindurch schwimmen zu wollen. Dabei bleiben die Fische mit ihren Kiemen im Netz hängen. Stellnetze werden normalerweise mit den Enden fest am Boden verankert und sind an Schwimmern aufgehängt. Bei entsprechender Beschwerung der unteren Netzbegrenzung sinkt das Netz bis auf den Grund, wie es für den Schollenfang erforderlich ist. In Eckernförde verwendete man reine Stellnetze weitgehend nur zum Sprottenfang<sup>81</sup>.



*Stellnetz für den Schollenfang*

### 3.6.4. Treibnetze

Treibnetze sehen ähnlich aus wie Stellnetze. Sie stehen als Netzwände im Wasser und werden mit Auftriebskörpern aus Kork oder Glas in der gewünschten Wassertiefe gehalten. Das Fangprinzip ist dasselbe wie bei Stellnetzen: Der Fisch verfängt sich mit seinen Kiemen

<sup>77</sup> Vgl. Henking, a.a.O.

<sup>78</sup> Daniel, Friedrich: Die Gründung von Fischereigenossenschaften, in: Jahrbuch 44, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1986, S. 88f

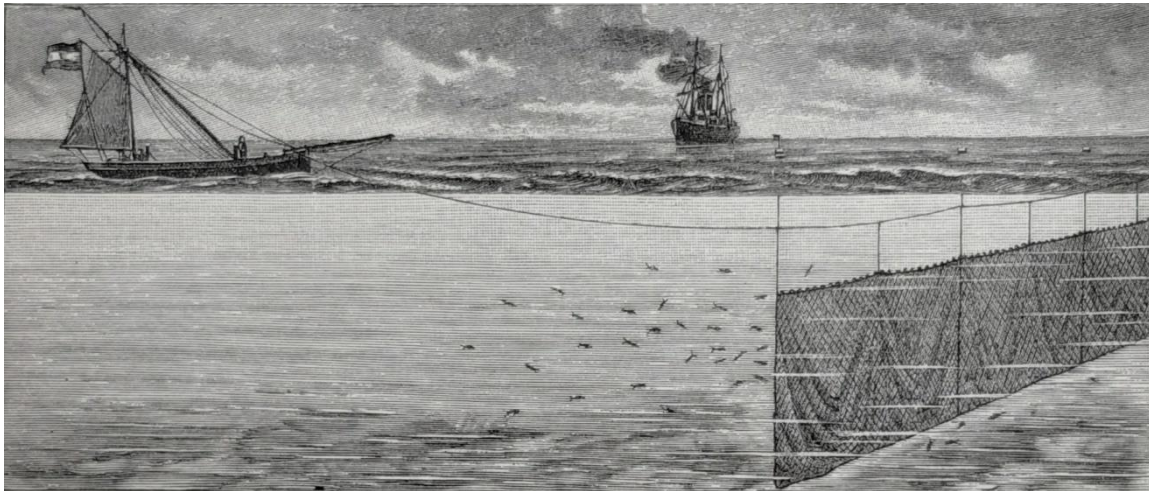
<sup>79</sup> Daniel 1986, S. 89

<sup>80</sup> Zehn Jahre Preußisches Landwirtschafts-Ministerium 1919-1928, Berlin: o. V., 1929, S. 182

<sup>81</sup> Vgl. Henking, a.a.O.

im Netz, durch den beim Zurückweichen entstehenden Druck auf die Kehle spreizen sich die Kiemen, und der Fisch erdrosselt sich sozusagen selbst.

Zum Aussetzen der Netze dreht sich das Fangschiff mit dem Bug in den Wind und treibt langsam rückwärts. Hochsee-Treibnetze können bis zu 60 Kilometer lang sein, produzieren wegen der fehlenden Selektionsmöglichkeiten einen riesigen Anteil an unerwünschtem Beifang, häufig auch von geschützten Arten, und sind deshalb heute EU-weit verboten.



*Treibnetz mit langsam rückwärts treibendem Fangschiff*

### **3.6.5. Eckernförder Methode**

Die in Eckernförde praktizierte Fangmethode war eine Mischung aus Stell- und Treibnetz-fischerei: Das Netz war nur an einem Ende fest verankert, das andere trieb frei im Wasser.<sup>82</sup> Daniel erwähnt die Stellnetzfisherei als eine gängige Methode, um Heringe und Sprotten und, jedenfalls in Eckernförde, auch Schollen zu fangen (S. 25) und erzählt selbst vom Heringsfang mit Treibnetzen (S. 663f). Ob Daniel diese beiden Begriffe sauber trennt und dann vom Stellnetzfang bzw. Treibnetzfang im engeren Sinne spricht oder ob er mit beiden Begriffen jeweils die Eckernförder Methode meint, muss offen bleiben. Jedenfalls verwendet er beim Schollenfang für den von ihm benutzten Netztyp häufig die Ausdrücke »Buttnetz« und »Buttgarn«, die nichts mit dem nachfolgend beschriebenen, ebenfalls zum Schollenfang benutzten Schleppnetz zu tun haben.

Für alle stationären Netztypen galt nach § 41 S. 3 PrFischO das gesetzliche Erfordernis, dass es mit Namenszeichen des Eigentümers versehen sein musste, wobei diese Zeichen sogar der Fischereibehörde gemeldet werden mussten.

### **3.6.6. Zeesen**

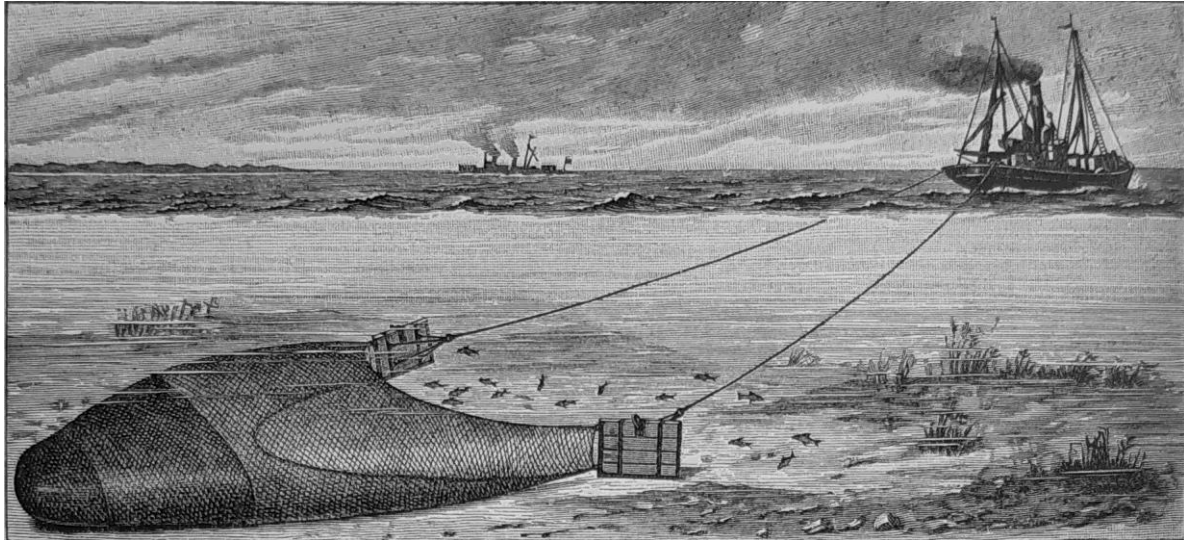
#### **3.6.6.1. Funktionsweise**

Daniel bezeichnet als Zeese durchgängig die zum Schollenfang verwendete Variante eines Grundschleppnetzes. Eine Zeese ist mehr oder weniger trichterförmig ausgestaltet und hat

---

<sup>82</sup> Vgl. Henking, a.a.O.

am Ende einen Fangsack. Die beiden seitlich angebrachten so genannten Scherbretter schleifen über den Meeresgrund, wühlen den Sand auf und dienen dazu, die Plattfische aufzuscheuchen und sie zu veranlassen, ins Netz hineinzuschwimmen. Zum Schollenfang wurden in Eckernförde auch Schleppnetze mit quaderförmiger Öffnung benutzt, die keine Scherbretter hatten und »Tuckzeese« genannt wurden.



*Zeese mit Scherbrettern*

Die Vorbereitung der Netze für die Ausfahrt und die Reinigung nach dem Fang waren jeweils äußerst aufwendig: So mussten nicht nur ständig Maschen geflickt werden, die durch die Belastung des Schleifens am Meeresgrund gerissen waren, sondern dieses Schleifen führte auch zu starker Verschmutzung der Netze, vor allem wenn der Grund schlammig war. Der sich in den Maschen verfangende Schlick, auf Platt »Schiet« genannt, blieb teilweise so hartnäckig im Netz haften, dass das Netz ausgekocht werden musste, ehe man den Schiet entfernen konnte.<sup>83</sup> Auch sonst blieben viel Tang und andere Pflanzen in den Netzen hängen, was eine Reinigung oft mühsam machte. Zum Trocknen wurden die Netze anschließend über große Gestelle gehängt.

Bevor sie für die nächste Ausfahrt eingesetzt werden konnten, mussten erst die Senkgewichte wieder eingesetzt werden, und zwar jedes einzeln. Diese Gewichte bestanden aus Steinen, von denen jede Fischerfamilie einen Vorrat zu Hause hatte. Die Steine wurden jeweils an der dafür vorgesehenen Stelle im Netz so festgebunden, dass sie während des Fischens nicht verloren gingen und trotzdem anschließend für die Reinigung des Netzes auf einfache Weise wieder entnommen werden konnten. Dieses »Einsteinen« und »Aussteinen« war meistens ebenso Aufgabe der Fischersfrau und der größeren Kinder in der Familie wie die Mithilfe beim Flicken (»Böten«) der Netze.<sup>84</sup>

Der Zyklus des Einbringens des Netzes ins Wasser, der langsamen Schleppfahrt, bis das Netz (hoffentlich) gut gefüllt war, sowie das anschließende Bergen des Netzes und Aufneh-

<sup>83</sup> Daniel, Friedrich: Bericht über die Fischerei mit Buttnetzen, Buttwaaden und Schleppnetzen nach Goldbutt, in: Jahrbuch 42, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1984, S. 255

<sup>84</sup> Daniel 1984: S. 256

mens des Fangs an Bord heißt »Drift«. Eine solche Drift dauerte eine bis zwei Stunden, ein Fangtag bestand im Durchschnitt aus fünf bis sechs Driften, bei hervorragender Ausbeute manchmal auch nur aus vier Driften.

Auch wenn die Zeese als Grundschleppnetz hauptsächlich am oder nahe des Meeresgrundes lebende Plattfische aufnahm, war während der Driften nicht steuerbar, welche Fische tatsächlich ins Netz gingen. So berichtet Daniel, dass er gelegentlich untypischerweise auch Dorsche im Netz hatte, doch *über die Dorsche waren wir garnicht so erbaut, denn sie können durch ihren Auftrieb, die Zeese beim fischen etwas vom Grund abheben u. so den Buttfang beeinflussen, so beschwerten wir die Zeese [...] mit kleine Ketten u. Bleistücke.* (16.10.1918) Die Zeesenfischerei wurde in Schleswig-Holstein erst nach 1890 und möglicherweise von Fischern aus Pommern heimisch gemacht.<sup>85</sup> Man hat sie ursprünglich mit Segelschiffen, so genannten Quasen, betrieben, bis 1902 der erste Motor an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste in ein Segelschiff eingebaut wurde und in der Folgezeit Motorquasen langsam die Segelquasen ablösten. Diese Motorquasen erreichten eine Länge von 12 bis 14 Metern und waren wegen ihrer Reichweite geeignet, auch außerhalb der nationalen Hoheitsgewässer, d.h. außerhalb der Drei-Meilen-Zone, auf Fischfang zu gehen (S. 397).



*Der Fangsack einer Zeese wird an Bord gebracht (ca. 1920)*

### 3.6.6.2. Verbot in Küstennähe

Für die Schleppnetzfisherei war die größere Reichweite der Motorquasen insofern wichtig, als der Einsatz von Schleppnetzen vom Gesetzgeber im Küstenbereich ohnehin komplett verboten worden war und die Fischer schon deshalb internationale Gewässer aufsuchen mussten. Für das Küstenmeer<sup>86</sup> im preußischen Regierungsbezirk Schleswig, zu dem Eckernförde gehörte,<sup>87</sup> bestimmte das § 1 Abs. II der »Bekanntmachung über die Fischerei im Regierungsbezirk Schleswig«<sup>88</sup> i.V.m. § 29 PrFischO, wonach in den gesamten Gewässern der schleswig-holsteinischen Ostseeküste Grundschleppnetze, »welche mit Segel-

<sup>85</sup> Vgl. Henking, a.a.O.

<sup>86</sup> Küstenmeer ist hier ein juristischer Begriff und meint die nationalen Gewässer innerhalb der Drei-Meilen-Zone.

<sup>87</sup> Es gab seit 1868 nur mehr den Regierungsbezirk Schleswig, der somit territorial mit der Provinz Schleswig-Holstein identisch war.

<sup>88</sup> In der geänderten Fassung vom 3.10.1917, M.-Bl. f. Landw. 1917, S. 551.

Dampf- oder Motorkraft auf dem Boden der Gewässer geschleppt werden (Kurren, Zeese usw.)« verboten waren. Fischereiordnung und »Bekanntmachung« stammen zwar aus dem Jahr 1917, übernahmen diesbezüglich aber lediglich geltendes Recht.<sup>89</sup>

Es konnte vorkommen, dass an dem selben Fangplatz Stellnetz- und Zeesenfischerei gleichzeitig betrieben wurden. In so einem Fall genoss die Stellnetzfischerei das Vorrecht vor der Zeesenfischerei (geregelt in der bereits erwähnten »Bekanntmachung über die Fischerei im Regierungsbezirk Schleswig« vom 7.4.1917 i.V.m. § 49 PrFischO). Das bedeutete, dass die Schleppnetzfisher verpflichtet waren, bei ihrer Tätigkeit »den Aalkorb-, Netz-, Reusen-, Hamen- und Angelfischern ... aus dem Weg zu gehen«, wie es in der Bekanntmachung wörtlich heißt.

Gelegentliche Schäden an den Stellnetzen blieben dabei trotzdem nicht aus. Gleichwohl hat die im mecklenburgischen Wismar eingeführte gesetzliche Regelung, die solche Zusammenstöße zu vermeiden suchte, indem sie in der Wismarer Bucht wochenweise jeweils nur die eine oder die andere Fangmethode gestattete<sup>90</sup>, in Schleswig-Holstein keine Entsprechung gefunden.

### 3.6.7. Takeln

Daniel erwähnt einen Fangnetztyp, der zwar in Eckernförde nicht benutzt wurde, der jedoch weiter östlich, an der Küste von Heiligenhafen und auf Fehmarn, beim Schollenfang zum Einsatz kam, die so genannten »Takeln«. Dabei handelt es sich um ca. 1,2 m hohe Stellnetze in Form von Dreiwandnetzen: Das eigentliche Fangnetz ist kleinmaschig. Zu beiden Seiten dieses kleinmaschigen Netzes befinden sich großmaschige Netze, so dass das Netz insgesamt drei Schichten hat, die an der Ober- und Unterkante miteinander verbunden sind.

Die Maschen der beiden Außennetze sind so groß, dass Fische dort hindurchschwimmen können, während das Innennetz so engmaschig ist, dass jeder Fisch beim Versuch, durch dieses ebenfalls hindurchzuschwimmen, das Netz so weit vor sich herschiebt, bis es sich in den Maschen des Außennetzes verfängt, und der Fisch nicht weiterschwimmen kann, auch nicht mehr umkehren kann und »nun wie in einem Beutel gefangen«<sup>91</sup> ist.

Daniels Ansicht nach war die Handhabung dieser Takeln teilweise einfacher als die der Buttnetze, weil das Ein- und Aussteinen entfiel und die Takeln nicht nach jeder Fahrt getrocknet werden mussten, sondern nur einmal die Woche. Wenn die Netze allerdings stark verdreckt waren, gestaltete sich die Reinigung eher noch umständlicher als bei den Buttnetzen, weil der Schiet per Hand aus den einzelnen Schichten herausgespült werden musste. Wie Daniel vom Hörensagen berichtet, sollen die Takeln auf hartem, flacherem

---

<sup>89</sup> Bereits § 12 Nr. 4 der Verordnung für den Regierungsbezirk Schleswig vom 8.8.1887 i.V.m. § 22 preuß. FischereiG vom 30.5.1874 hatte den Schleppnetzeinsatz im Küstenbereich verboten. Inhaltlich neu in die Rechtsvorschrift aufgenommen wurde nur der Begriff »Motorkraft«.

<sup>90</sup> Mecklenburger VO v. 20.12.1913 i. V. m. VO v. 31.1.1897/7.2.1908, zitiert bei Henking: 1929, S. 43. In der Verordnung von 1913 war analog zu den Regeln für die schleswig-holsteinische Küste festgelegt, dass im restlichen Mecklenburg die Schleppnetzfisherei im Küstenmeer komplett untersagt war.

<sup>91</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon. Sechster Band, 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1904, S. 615

Grund die besseren Fangergebnisse erzielt haben, während auf weicherem, schlammigem Grund angeblich die Buttnetze die weit höheren Erträge gebracht haben.<sup>92</sup>

---

<sup>92</sup> Daniel 1984: S. 258

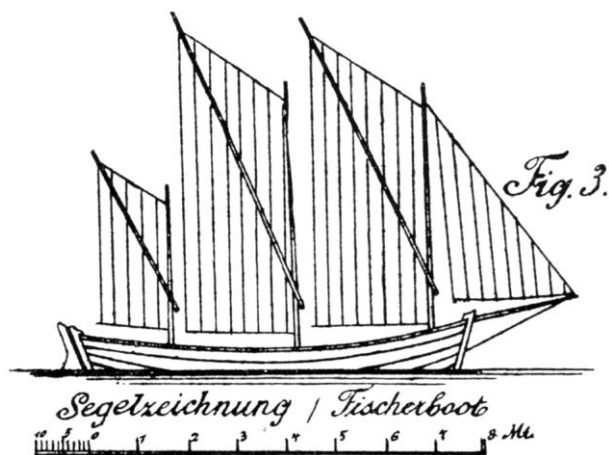
## 3.7. Die Schiffe

### 3.7.1. Die Quase der Fehmarn-Fahrt

Ab Juli 1918 arbeitete Fiets Daniel auf dem Schiff, an dem sein Vater Miteigentümer war. Er selbst wird später seinem Großvater dessen Anteil an diesem Schiff abkaufen. Wie erwähnt, handelte es sich dabei um eine so genannte Motorquase, d. h. um einen bestimmten Segelschiffstyp, der nachträglich mit einem vollwertigen Motor ausgestattet worden war. Quasen waren an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste die am weitesten verbreiteten Fischereischiffe, und man nannte sie auf Platt »Quatschen«. Leider ist von Daniels Schiff kein einziges Foto mehr erhalten.<sup>93</sup>

#### 3.7.1.1. Pommersche Quatzen und »alte« Quasen

In Pommern wurde der Standardtyp eines dortigen Fischerei-Segelboots, das für die Fischerei auf offener See tauglich war, mindestens seit dem 18. Jahrhundert »Quatze« genannt. Üblicherweise wird davon ausgegangen, dass Ende des 19. Jahrhunderts pommersche Fischer diesen Bootstyp in Schleswig-Holstein bekannt gemacht hatten, worauf die Schleswig-Holsteiner diesen Bootstyp mehr oder weniger übernahmen und ihre Schiffe »Quasen« nannten. Diese Erklärung ist nicht falsch, greift jedoch zu kurz, denn es gab in Schleswig-Holstein bereits lange vor diesem »Kulturimport« einen Schiffstyp, der ebenfalls Quase hieß und mit den Quatzen nichts zu tun hatte. Diese ursprünglichen Quasen waren für den Fischfang entwickelte Zwei- oder Dreimastsegler von neun bis zehn Metern Länge und drei Metern Breite. Die Takelage bestand üblicherweise aus Sprietsegeln, manchmal auch aus Gaffelsegeln.<sup>94</sup> Daniel charakterisiert sie als »durchweg gute u. schnelle Segler« (S. 30). Der Bau dieser Quasen wurde weit vor dem Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt, weswegen im Rahmen eines semantischen Bedeutungswandels die Bezeichnung »Quase« auf den aus Pommern stammenden Typ Fischereischiff übertragen werden konnte.



Darstellung einer »alten« Quase von der Kieler Förde (1885)<sup>95</sup> mit Sprietsegeln, also mit Segeln, die zur Austuchung in der Diagonalen einen Spreizbaum haben.

<sup>93</sup> In den Unterlagen des Tagebuchs befindet sich zwar ein loses Blatt mit einer Zeichnung, die Daniels erstes Schiff darstellen soll, aber das weicht in seinen Proportionen stark von tatsächlichen Schiff ab, so dass es einen eher irreführenden Eindruck vermittelt.

<sup>94</sup> Vgl. Dudsus, Alfred u.a.: Das große Buch der Schiffstypen Teil 1, Stuttgart: Paul Pietsch Verlage, 1998, S. 417

<sup>95</sup> Segelzeichnung aus: Ahoi! 1 (1885) Tafel 6, abgedruckt in: Rudolph, Wolfgang: Segelboote der Deutschen Ostseeküste, Berlin: Akademie-Verlag, 1969, S. 44

Sprachgeschichtlicher Hintergrund für diese Entwicklung ist folgender: Der Schiffstyp »Quatze« gelangte Mitte des 18. Jahrhunderts von Mecklenburg nach Bornholm und von dort nach Kopenhagen<sup>96</sup>. Im Kopenhagener Dialekt nannte man diese Schiffe *qvase*, und dieses Wort wurde auch an der (damals zu Dänemark gehörenden) schleswig-holsteinischen Küste üblich. Beide Ausdrücke sind eng verwandt mit dem niederdeutschen *quāsen*, das »fressen, übermäßig essen« bedeutet,<sup>97</sup> sowie mit dem mittelhochdeutschen *quāzen* für »schlemmen, prassen«.<sup>98</sup> Diese auf den ersten Blick überraschend wirkende etymologische Herleitung der Schiffsbezeichnung spielt auf die entscheidende technische Neuerung der Quatzen an, auf ihr »Alleinstellungsmerkmal«, weswegen sie an der gesamten westlichen Ostseeküste Verbreitung fanden, nämlich:

### 3.7.1.2. Die Bünn

Der Radius, innerhalb dessen Fischer ihre Fänge machen und zurück an Land bringen konnten, hing nicht nur von der Seegängigkeit ihrer Schiffe ab, sondern wurde schon allein dadurch stark eingeschränkt, dass sich fangfrischer Fisch an Bord nur kurze Zeit lagern ließ, bevor er anfang zu verderben. Dieses Problem hatte man lange Zeit dadurch zu lösen versucht, dass man so genannte Hütefässer benutzt hat. Das sind schwimmende, mit Wasser gefüllte Holzfässer oder -kisten, in die man die (lebend) gefangenen Fische setzte. Die Fässer vertäute man mit dem Schiff und zog sie hinter sich her. Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit der Schiffe wurden dadurch naturgemäß stark eingeschränkt und konnten bei schlechter Wetterlage sogar die Schiffe in Gefahr bringen.<sup>99</sup>

Eine Bünn ist hingegen ein großer Fischkasten im Inneren des Fischerbootes, der die unpraktischen Hütefässer überflüssig machte. Dazu wird ein Teil des Innenraums des Schiffes auf allen Seiten verstärkt und nach vorne und hinten mit Schotts abgedichtet, während seitlich die Bootsplanken siebartig mit Löchern versehen werden (Durchmesser zwei bis zweieinhalb Zentimeter, S. 28), so dass das Seewasser ungehindert durch den Fischkasten strömen kann und die darin schwimmenden Fische mit Sauerstoff versorgt. Bei entsprechender Größe unterteilte man die Bünn selbst ebenfalls noch mit Schotts. Zugänglich ist die Bünn von oben, d.h. vom Bünndeck aus, das einen oder mehrere abnehmbare Deckel enthält, über die man in den häufig nach unten sich erweiternden Hauptbereich der Bünn (Bünnschornstein) gelangt.<sup>100</sup>

Quatzen waren die ersten Schiffe in der westlichen Ostsee, die im Schiffskörper so einen eingebauten Fischkasten hatten. Diese Schiffe »fraßen« sich sozusagen während der Fangfahrt mit Fisch voll, bevor sie diese im Hafen wieder »ausspuckten«, und diese bildliche Vorstellung spiegelt sich im Namen wider.

---

<sup>96</sup> Vgl. Rudolph: 1969, S. 35

<sup>97</sup> Vgl. Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München: dtv, 2000, 5. Aufl., S. 1068

<sup>98</sup> ausgesprochen »quaaßen«, vgl. Lexer, Mathias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch Bd. 2, Leipzig: S. Hirzel Verlag, 1872, Spalte 318, aufrufbar im *Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities*, [www.woerterbuchnetz.de/Lexer](http://www.woerterbuchnetz.de/Lexer)

<sup>99</sup> Vgl. Henking: 1929, S. 26

<sup>100</sup> Vgl. Illustriertes Fischerei-Lexikon, Neudamm: J. Neumann-Neudamm Verlag, 1936, S. 56

Die BÜnn bescherte den Schiffen bzw. ihren Eigentümern einen entscheidenden Vertriebsvorteil vor der Konkurrenz und erhöhte die Fangreichweite der Schiffe beträchtlich, was dazu führte, dass der Schiffstyp *Quatze/qvase/Quase* zum Standardtyp für Fischereischiffe an der westlichen Ostseeküste wurde und letztlich eine Sachbezeichnung für ein »seegängiges Fischereischiff mit BÜnn« war.<sup>101</sup> Dementsprechend konstruierte man im Lauf der Zeit die BÜnn so groß wie möglich. Typischerweise war sie bei den Quasen zehn bis zwölf Fuß (drei bis dreieinhalb Meter) lang und wurde in drei gleich große Abteilungen unterteilt (S. 43).

### 3.7.1.3. Segelquasen vor der Motorisierung

Die von den pommerschen Quatzen inspirierten und in Schleswig-Holstein nunmehr erneut »Quasen« genannten Schiffe waren ursprünglich als reine Segelschiffe konzipiert worden. Obwohl sie nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert laut Daniel »*die größten und modernsten Fischerfahrzeuge in der westlichen Ostsee*« waren (S. 43), gibt es in der Fachliteratur keine Abbildungen dazu. Sie werden zwar in der zeitgenössischen Literatur in fischereibezogenen Veröffentlichungen erwähnt,<sup>102</sup> sind aber erstaunlicherweise in schiffstechnischen Standardwerken entweder gar nicht zu finden<sup>103</sup> oder werden dort mit den Quatzen gleichgesetzt.<sup>104</sup>

Da zu Daniels Zeit der optische Unterschied zwischen schleswig-holsteinischen Quasen und pommerschen Quatzen allerdings nicht mehr groß ins Gewicht fiel, wird die nachstehende Abbildung einer Motorquatze auch für das Aussehen einer Motorquase einen ausreichenden Eindruck vermitteln können.

Es handelte sich bei Quasen ursprünglich um Schwertboote. Das sind Flachbodenschiffe, zu deren Stabilisierung und zur Verhinderung der Abdrift eine Platte aus Stahl oder Holz (oder heute Kunststoff) senkrecht nach unten aus dem Rumpf ins Wasser ragt. Im Gegensatz dazu erlangen Kielboote diese Stabilisierung durch einen spitz zulaufenden, mit Ballast beschwerten Kiel. Diese Technik kam beim Quasenbau erst später zur Anwendung (S. 43). Die Quasen waren besonders breit konstruiert, um möglichst viel Laderaum zu bekommen, ohne dass die Seetüchtigkeit übermäßig beeinträchtigt wurde, und hatten meistens drei Mann Besatzung. Mit Beginn der Motorisierung Anfang des 20. Jahrhunderts setzte sich als Bese-gelung, anders als noch bei den reinen Segelquasen, die klassische Kutterrigg mit Gaffel-großsegel, Vierkant-Toppsegel, Stagfock und Klüver durch.

### 3.7.1.4. Von der Segelquase zur Motorquase

Im Jahr 1902 (S. 42, 397) oder 1909 (S. 48) wurde der erste (Verbrennungs-)Motor in ein deutsches Ostseesegelschiff eingebaut.<sup>105</sup> Die Technik der Verbrennungsmotoren steckte

---

<sup>101</sup> Vgl. Rudolph: 1969 a.a.O.

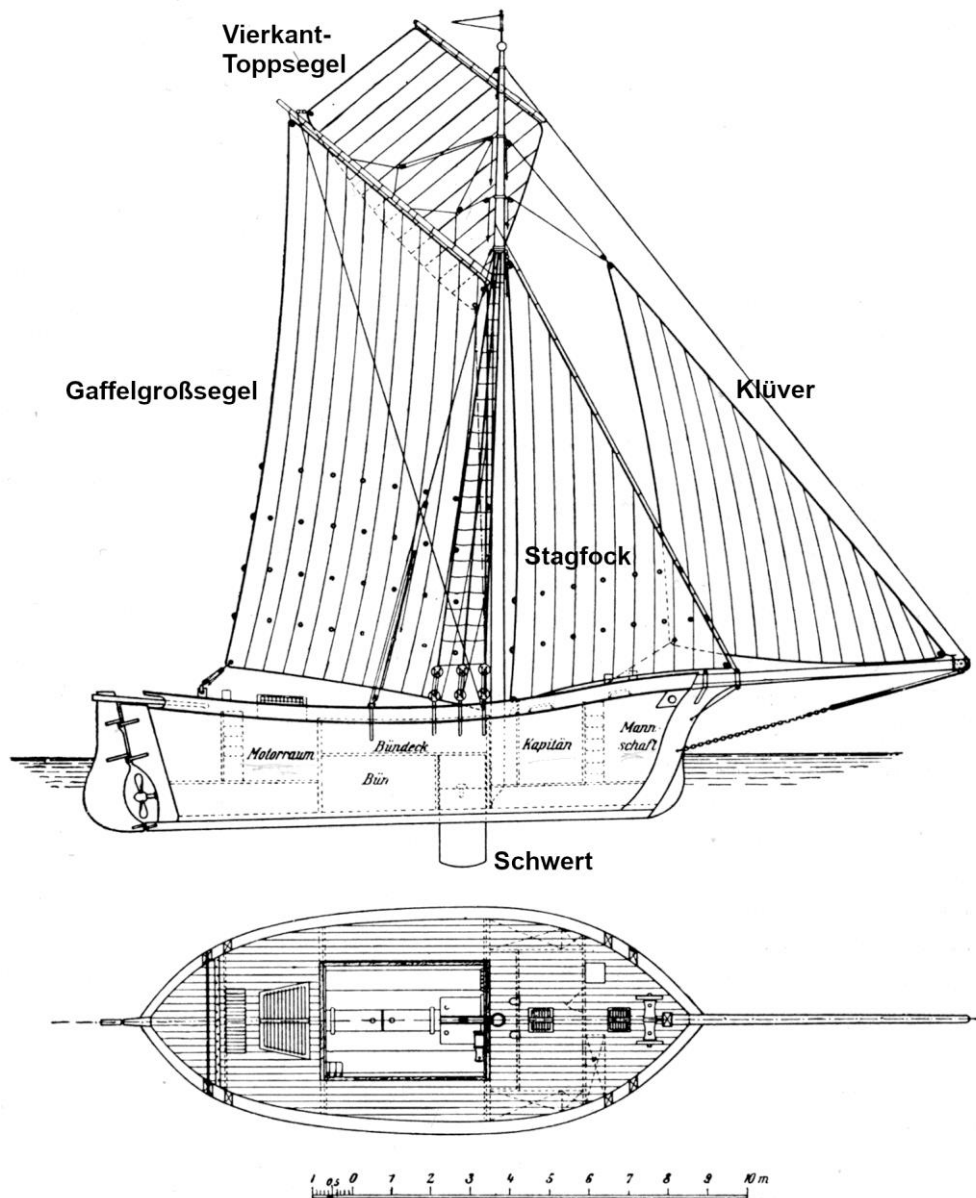
<sup>102</sup> z.B. bei Henking: 1929, S. 26

<sup>103</sup> Jedenfalls in Friedrich Ludwig Middendorfs bis heute maßgeblichem und lieferbarem Standardwerk zum Segelschiffbau »Bemastung und Takelung der Schiffe«, Berlin: Springer-Verlag 1903, 400 S., würde man eine Erwähnung erwarten.

<sup>104</sup> So z. B. bei Rudolph: 1969, S. 158

<sup>105</sup> Dieser Widerspruch im Manuskript konnte nicht aufgelöst werden.

zwar selbst noch in den Kinderschuhen, doch die wesentlich ausgereifere Technik des Antriebs durch Dampfturbinen war für die vergleichsweise kleinen Fischereischiffe nicht gut geeignet, da eine Dampfturbine bauartbedingt viel zu groß war, um auf kleineren Fischereifahrzeugen eingebaut werden zu können.<sup>106</sup> Daniel erwähnt auch, dass es in Eckernförde nur eine einzige Dampfquase gab (S. 29f).



Oderhaff-Quatze »Helene« (1911),<sup>107</sup> moderne Beschriftung vom Verf.

In der Folgezeit wurde schnell erkennbar, dass ein mit einem Motor ausgestattetes Schiff bedeutend mehr Unabhängigkeit von Wind und Wetter mit sich brachte, selbst wenn der Motor in der Anfangszeit mehr ein Hilfsmotor war. Hinzu kam, dass diese Quasen mit Motor bei ihrer typischen Größe von zwölf bis fünfzehn Metern Länge grundsätzlich gedeckte Schiffe waren, d. h. Schiffe mit einem vollständig vor Spritzwasser oder Regen geschützten

<sup>106</sup> Vgl. Henking 1929, S. 27

<sup>107</sup> Dittmer/Lieckfeld/Romberg: Motoren und Winden für die die See- und Küstenfischerei Teil 2, München/Berlin: R. Oldenbourg Verlag, 1911. S. 57, abgebildet in: Rudolph: 1969, S. 29

Bereich unter Deck, sowohl mit Laderaum als auch mit Kajüte. Sie erforderten damit keine mühsame Quartiersuche vor Ort mehr, sondern die Mannschaft konnte sich über Nacht in der Kajüte aufhalten, was gerade im Winter eine große Erleichterung bedeutete.

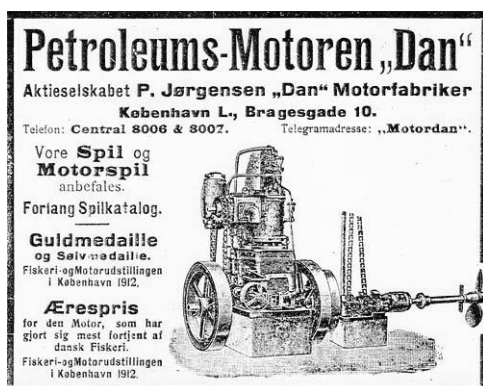
Für die Wadenfischerei hatte die Motorisierung noch einen weiteren großen Vorteil: Da Wadboote im Gespann zu zweit unterwegs waren (vgl. oben 3.6.1.), entfiel das mühsame Zerlegen der riesigen Wade, sobald eines der beiden Boote motorisiert war. Dann konnte nämlich die gesamte Wade relativ bequem in das unmotorisierte Boot gehievt und dieses vom Motorschiff in Schlepp genommen werden (S. 48).

In der Anfangszeit der deutschen Motorquasen waren dänische Firmen bei der Ausstattung mit Schiffsmotoren führend. So erwähnt Daniel Motorenhersteller aus Rudkøbing auf Langeland<sup>108</sup> und Randers in Jütland und natürlich auch den örtlichen Marktführer, Dan aus Kopenhagen, dessen 6-PS- und 8-PS-Viertaktmotoren bei der örtlichen Dan-Vertretung in Eckernförde bestellt und dann in die Segelquasen eingebaut wurden (S. 48). Daneben nennt Daniel Schiffsmotorenkonstrukteure aus (dem damals deutschen) Apenrade/Aabenraa, wo man einen 4-PS-Benzolmotor mit Magnetzündung baute, sowie Firmen aus Kiel und Dresden und nicht zuletzt Konstrukteur Karl Rebehn aus Eckernförde.<sup>109</sup>

### 3.7.1.5. Glühkopf und Boschöler

1. Das Schiff von Fiete Daniels Vater, auf dem Daniel 1918 und 1919 arbeitete, wurde 1904 (20.10.1918) in Eckernförde auf der Werft von Fritz Glasau gebaut, wie damals üblich als reines Segelschiff. Es war fast dreizehn Meter lang und hatte wegen seiner Größe untypischerweise statt des Schwertes einen Kielboden (S. 43), womit Glasau die spätere Entwicklung bereits vorwegnahm. Ein paar Jahre später ließen die Eigentümer, also Daniels Vater und Großvater und der Vater von Daniels Kollegen Fritz Mumm, einen Dan-Einzylinder-Glühkopfmotor mit 6 PS einbauen (20.10.1918). Glühkopfmotoren waren als Schiffsantrieb bis etwa 1930 gebräuchlich, bevor sie vom Dieselmotor abgelöst wurden. Im Landmaschinenbau kamen sie noch ein paar Jahrzehnte länger zum Einsatz, und heute finden sie wegen ihrer einfachen Konstruktionsweise in abgewandelter Form immer noch Verwendung

im Modellbau. Glühkopfmotoren sind wie Otto- und Dieselmotoren Hubkolbenmotoren. Anders als bei diesen Motoren ist die Innenwand des Brennraumes als Glühkopf ausgebildet, d.h. sie ist beim Betrieb tatsächlich rotglühend und wird nicht gekühlt. Der Treibstoff wird im Zylinder auf die glühende Fläche gespritzt, verdampft entsprechend und zündet gegen Ende der Kompression von selbst. Wie der Dieselmotor verbrennt der Glühkopfmotor Schwerölkraftstoff, hat wegen der Selbstzündung keine Zündkerzen und



Werbeannonce von 1918 der Schiffsmotorenfirma Dan aus Kopenhagen für ihren Glühkopfmotor mit Petroleumverbrennung, ausgezeichnet mit Goldmedaille, Silbermedaille und Ehrenpreis.

<sup>108</sup> Vgl. Daniel: 1984, S. 255

<sup>109</sup> Vgl. Daniel: 1980, S. 245

wegen der inneren Gemischbildung keinen Vergaser, doch anders als beim Dieselmotor gibt es keine Kompressionszündung, sondern die Zündung erfolgt durch den Glühkopf als Zündhilfe. Weil der Kraftstoff im Glühkopf verdampft, sind zudem keine Einspritzdüsen erforderlich. Ähnlich wie beim Ottomotor ist dabei der Arbeitsdruck relativ niedrig, und Gemischbildung und Verbrennung erfolgen in zwei getrennten Arbeitsphasen.<sup>110</sup> Wegen des Prinzips der Selbstzündung ist der Zündzeitpunkt im Glühkopfmotor kaum steuerbar, was ein schlechteres Verdichtungsverhältnis und damit eine reduzierte Drehzahl und eine geringere Schiffsgeschwindigkeit zur Folge hat. Wegen ihrer verminderten Effizienz haben Glühkopfmotoren auch einen höheren Kraftstoffverbrauch als Dieselmotoren. Trotzdem waren die Vorteile dieser Motoren damals beträchtlich: Sie waren so einfach aufgebaut, dass die vergleichsweise geringen Anschaffungskosten die höheren Betriebskosten wieder ausglich, und außerdem waren sie aufgrund ihrer »Primitivität« äußerst robust und wartungsarm.

2. Die heute vielleicht überraschendste Eigenschaft eines Glühkopfmotors ist seine Qualität als Vielstoffmotor. Er konnte nämlich mit einer ganzen Reihe von Kraftstoffen betrieben werden, d. h. außer mit gewöhnlichem Schiffsdiesel auch mit Petroleum, Paraffin, Tran und sogar mit Rohöl. Für Zeiten mit schwieriger Versorgungslage, wie es die Jahre während und nach dem Ersten Weltkrieg in besonderem Maße waren, konnte es zur Aufrechterhaltung der persönlichen Unabhängigkeit eines selbstständigen Fischers kaum einen passenderen Schiffsmotor geben, denn jeder Fischer durfte damit rechnen, dass in jedem Hafen zumindest irgendeine Art von Schweröl erhältlich war. Die Fehmarn-Touren von 1918 waren also auch in dieser Hinsicht alles andere als eine Abenteuerfahrt ins Ungewisse.

Erst vor dem Hintergrund des Vielstoffmotors werden manche Tagebucheinträge richtig verständlich, etwa wenn Daniel davon spricht, dass er einen Rohölverbrauch von 120 Pfund hatte (S. 513) oder er gelegentlich »Rohöl übernimmt« (z.B. 8.7.1918 und S. 553, 714). Heute würde man dazu einfach sagen, dass er »beim Tanken ist«.

Auch die Episode, als Daniels Vater als zusätzlichen Schadensersatz für die Beschädigung des Schiffes unter Marinekommando ein Zweihundert-Liter-Fass Petroleum bekommt (10.10.1918), erhält damit ein ganz anderes Gewicht: Dieses Petroleum war nicht etwa für die Schiffslampen gedacht, sondern war Treibstoff. Dass Daniel das Petroleum auf Fehmarn teilweise gegen Lebensmittel eintauscht, war jeweils nur der günstigen Gelegenheit geschuldet. Hätte er es nicht eintauschen können, hätte er es einfach in den Tank geschüttet.

3. An manchen Stellen erwähnt Daniel das erforderliche Nachfüllen des »Boschölers« (z. B. 18.10.1918). Aus rein anekdotischen Gründen sei darauf hingewiesen, dass es sich hierbei nicht um ein exotisches dänisches Spezialinstrument der frühen Motorschiffahrt handelt, sondern dass das die auch heute noch unter Oldtimerfreunden gebräuchliche Schreibweise für die 1909 von der Firma Bosch erfundene Schmierpumpe des Motors ist, des Bosch-Ölers, einer mechanischen, anfangs noch kurbelbetriebenen Vorrichtung, die das Schmieröl aus einem Vorratsbehälter holte und im Motor auf die einzelnen Schmierstellen verteilte.

---

<sup>110</sup> Vgl. dazu ausführlicher Sass, Friedrich: Geschichte des deutschen Verbrennungsmotorenbaues von 1860 bis 1918, Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer-Verlag, 1962, S. 415-417.

### 3.7.1.6. Das Ende

Daniels erstes Schiff muss selbst über fünfzehn Jahre nach seiner Fertigstellung noch in einem sehr guten Zustand gewesen sein, denn als sich 1919 die Frage stellte, ob das Schiff verkauft werden sollte, riet sogar der Konstrukteur Glasau davon ab. Schließlich sei das Schiff eines der besten, das er je gebaut habe, und die Ausstattung mit einem stärkeren Motor würde vollauf genügen, um es weiter sinnvoll in Betrieb zu halten (S. 477).

Daniel und sein Vater wussten schon seit November 1918, dass der von ihnen anvisierte 15-PS-Motor auf längere Sicht nicht lieferbar sein würde (9.11.1918) und ihnen nur somit übrig bliebe, den alten Motors von 6 auf 8 PS (18.12.1918) aufzurüsten. Im Frühling 1919 hatte sich die Liefersituation noch nicht verbessert, und sie wurden mit ihrer Bestellung auf den Sommer vertröstet (S. 422). Doch bis zum Herbst 1919 hatten sie immer noch keinen neuen Motor bekommen. Ersatzweise entschieden sich alle drei Schiffseigentümer, also Fiete Daniel (siehe dazu näher 4.1.6.1.), sein Vater und Fiete Mums Vater, letztlich Mitte Oktober für den Verkauf der Quase (S. 479) und bestellten zeitgleich bei Konstrukteur Fritz Glasau ein neues Schiff.

Dieser Entscheidung vorangegangen waren Tage der Diskussion unter den drei Miteigentümern über das richtige Vorgehen. Daniel selbst hätte das schon etwas angejahrte Schiff lieber behalten, doch die beiden anderen waren gewillt, das Schiff zu einem guten Preis zu verkaufen und das Risiko einzugehen, monatelang buchstäblich »auf dem Trockenen« zu sitzen, bis das neue Schiff fertig gebaut und der Motor dafür geliefert werden konnte (S. 475).

Ein Sylter Fischer hatte 26.000 Mark für die Quase geboten (S. 475), und Daniel war sogar bereit, für diesen Preis das Schiff selbst zu kaufen, obwohl er dafür hätte Schulden machen müssen: Wie er berichtet (S. 478), hätte er bei diesem Preis seinen Vater und Mumm senior mit insgesamt 17.000 Mark entschädigen müssen, wovon er 10.000 Mark als Ersparnisse von den Fehmarnfahrten besaß und über die restlichen 7.000 Mark ein Darlehen hätte aufnehmen müssen – ein nicht unerheblicher Betrag. Doch die beiden anderen Eigentümer wollten das nicht zulassen, und sein Vater wies ihn (in rechtlich korrekter Einschätzung) darauf hin, dass er mit seinen neunzehn Jahren wegen der fehlenden Volljährigkeit so einen Kauf gar nicht tätigen dürfe, schon zuvor den Anteil des Großvaters eigentlich nicht hätte übernehmen dürfen, weil er, der Vater, damit nicht einverstanden gewesen sei, und dass er für ein eigenes Schiff sowieso noch zu jung sei.

Also wurde die alte Quase an einen Fischer aus Wenningstedt auf Sylt verkauft. Der neue Eigentümer hatte sich vor der Übernahme ein paar Tage lang gründlich von Daniel senior in die Handhabung des Motors einweisen lassen und am 20.10.1919 das Schiff in bar bezahlt (S. 481), zuzüglich 1.000 Mark für Zubehör wie Netze, eine neue Ankerkette etc. Ein Teil dieses Erlöses diente den drei Verkäufern unmittelbar als Anzahlung für das neue Schiff.

Am 26.10.1919 machte sich der neue Eigentümer mit dem Schiff auf den Weg nach Sylt. Daniel, der gerade mit seinem Kollegen und Freund Mumm in der Eckernförder Bucht auf Fischfang war, sah, wie sein ihm ans Herz gewachsenes Schiff an ihm vorbeifuhr, und schreibt – obwohl sonst kein Freund gefühlsbetonter Worte – wie nahe ihm diese letzte Begegnung ging: »*Ich bin der Meinung, wäre ich alleine gewesen, mir wären die Tränen gekommen*« (S. 483).

Am nächsten Tag verschlechterte sich das Wetter rapide, der Wind drehte auf Sturm, und am folgenden Vormittag traf bei Daniel zu Hause ein Telegramm aus Sylt ein, demzufolge das Schiff unmittelbar nach der Ankunft in Wenningstedt sturmbedingt zerstört worden war. Wie sich im Anschluss herausstellte, hatte der neue Eigentümer die Sturmgefahr unterschätzt, war in Wenningstedt nicht im Hafen vor Anker gegangen, sondern hatte aus Bequemlichkeit außerhalb angelegt und hatte diesen Fehler erst so spät bemerkt, dass er das im starken Wind an der Ankerkette hin und her driftende Schiff nicht mehr erreichen konnte. Der Sturm war schließlich auf Windstärke 9 bis 10 angewachsen, und weil die Ankerkette weiter hielt, war das Schiff in der starken Brandung so oft gegen die nächstgelegene Steinbuhne geschleudert worden, dass es vollständig zerbrochen war (S. 484).

Daniel hat in seinem gesamten Tagebuch kein einziges weiteres Ereignis festgehalten, das ihm persönlich so nahe gegangen wäre. Sein Ton ist üblicherweise eher distanziert, doch den Untergang des vertrauten Schiffes erlebten er und seine Miteigentümer als »*Schock der uns [= seinem Vater und ihm] durch den Körper jagte*«, berichtet, dass Kollege Mumm »*Schneeweiss*« im Gesicht geworden sei und spekuliert darüber, dass womöglich das Schiff, ganz wie ein alter Baum, »*hat sich nicht verpflanzen lassen*« (S. 484).

### **3.7.2. Das Schiff der Dänemarkfahrten**

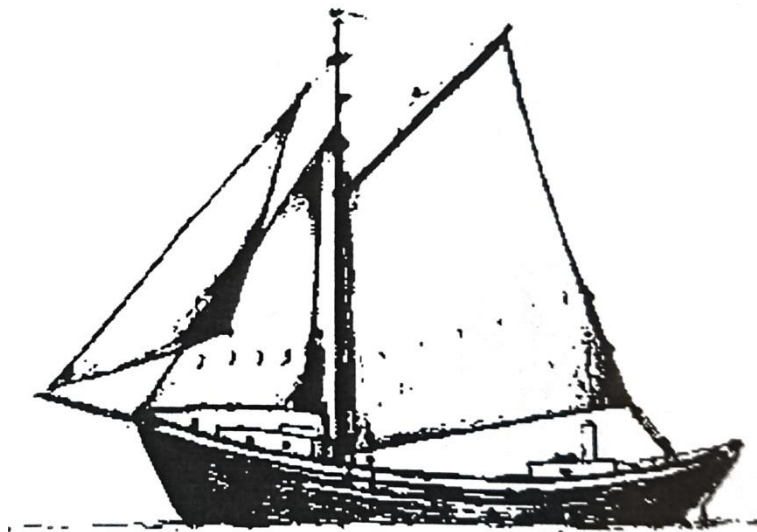
Die entscheidende Überlegung, sich zum neuen, leistungsstarken Motor gleich das passende Schiff neu bauen zu lassen, anstatt den Motor, wenn er denn endlich lieferbar wäre, ins alte Schiff einzubauen, beruhte auf der Einsicht, dass das alte Schiff konstruktionsbedingt möglicherweise nicht gut mit dem stärkeren Motor harmonieren würde. Daniel beugte sich der Argumentation seines Vaters, dass die zu erwartenden Belastungen des Schiffskörpers durch den wesentlich stärkeren Motor enorm seien und deshalb mindestens »*neue starke Fundamente, neu Spantenverstärkung im Achterschiff wie auch im Vorschiff*« und womöglich noch weitere Verstärkungen erforderlich würden (S. 423), so dass ein ganz neues Schiff die sinnvollere Lösung sei.

Der Bau dieses Schiffes stand anfangs unter keinem guten Stern. Mehrere Missverständnisse und Streitigkeiten zwischen Daniels Vater und Glasau führten zu Verzögerungen (S. 496), weswegen das Schiff erst im August 1920 fertig wurde (S. 500). Die Probefahrt mit dem neuen 15-PS-Motor der Konstrukteure Bauer und Lage aus Eckernförde wurde am 9.9.1920 erfolgreich absolviert, die Geschwindigkeit des Schiffes lag bei etwas über 7 kn (S. 504). Trotz der erheblichen Meinungsverschiedenheiten während des Baus des zweiten Schiffes hielt Daniel weiter große Stücke auf die Fähigkeiten des Konstrukteurs Glasau, denn er

notierte: »*Glasau seine Quatschen, sind zu der Zeit, die größten und modernsten Fischerfahrzeuge in der westlichen Ostsee u. weiter gewesen*« (S. 43).

Wir erfahren insgesamt nicht allzu viele Einzelheiten über dieses zweite, modernere und leistungsfähigere Schiff. Am wichtigsten ist in diesem Zusammenhang, sich zu vergegenwärtigen, dass die unter 4.5.3. geschilderten Dreiecksfahrten Eckernförde → Fanggründe vor Langeland → Sonderburg/Sønderborg → Eckernförde, mit denen Daniel den katastrophalen Auswirkungen der Inflationszeit entging, mit dem alten Schiff nicht durchführbar gewesen wären. Daniel fuhr diese Route im Sommer 1921 und 1922 alle paar Tage. Diese Strecke weitgehend ohne Motor zu segeln, wie es noch wenige Jahre zuvor Usus war, um Kraftstoff zu sparen, hätte zu lange gedauert, und eine überwiegende Motorfahrt hätte auf Dauer vermutlich die Leistungsfähigkeit des zwar generalüberholten aber nicht mehr zeitgemäßen 8-PS-Motors überstiegen.

Auch von Fiete Daniels zweitem Schiff ist kein Foto erhalten, doch immerhin gibt es in den Unterlagen der Familie eine kleine Skizze, die vermutlich im Rahmen der Konstruktion erstellt wurde und die einen groben Eindruck vom Aussehen vermittelt:



### **3.7.3. Die Zeit dazwischen**

Während des Dreivierteljahres, das zwischen dem Verkauf des alten und der Fertigstellung des neuen Schiffes lag, war Daniel ein selbstständiger Fischer ohne eigenes Boot. Er handelt diesen Zeitraum zwischen Herbst 1919 und Sommer 1920 kursorisch auf wenigen Tagebuchseiten ab: Zwar war er anfangs besorgt gewesen, wie er in dieser Zeit zurechtkommen würde, weil er ohne Schiff natürlich keine Schleppnetzfisherei mehr betreiben konnte, doch »*die Überbrückung dieser Zeit gestaltete sich besser, als ich gedacht*« (S. 488).

Daniel besaß mittlerweile sechs eigene Netze (siehe dazu auch 4.1.6.2.) und heuerte mit dieser Ausrüstung vorübergehend auf dem Boot eines Kollegen für den Heringsfang an. Er hatte diese Netze nach seinen Vorstellungen maßanfertigen lassen (20.12.1918) und erlebte nun

stolz »*wie ein König*« (S. 491), dass sich seine Heringsnetze als deutlich leistungsstärker herausstellten als die Netze seiner Kollegen. Damit avancierte er schnell zum geschätzten Mitglied der Heringsfänger. Daniel hält die Verblüffung seiner Kollegen im Tagebuch fest, die seinen Ertrag kommentieren mit Sätzen wie »*oha, dor sitt over een Barg Heern op*«<sup>111</sup> und »*Ick glöff an keen Glücksfall, ick glöff ehr, dat wie mit de Jung'n sien Netten noch een Barg Öwerraschung beleb'n dot.*«<sup>112</sup> (S. 491).

---

<sup>111</sup> »oho, da liegen aber ein Haufen Heringe drin!«

<sup>112</sup> »Ich glaube nicht an einen Glücksfall, ich glaube eher, dass wir mit den Netzen von dem Jungen noch einen Haufen Überraschungen erleben werden.«

## 3.8. Fangplätze

Wohin Daniel zum Fischfang aufbrach, hing natürlich vom jeweiligen Fischbestand ab, und je mehr sich die schleswig-holsteinischen Fischer in den Jahren nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der langsamen, aber stetigen Abnahme der Schollenfangerträge ausgesetzt sahen, desto wichtiger wurde erfahrungsbasiertes Wissen darüber, wo genau sich noch gewinnbringend fischen ließ. Jahreszeiten und Brutzyklen spielten dabei ebenfalls eine wichtige Rolle. So war zum Beispiel allgemein bekannt, dass jährlich zur Zeit der Fliederblüte die Erträge insgesamt geringer ausfielen, da dies die Wanderzeit für Schollenschwärme war (S. 36).

Auch die Windverhältnisse beeinflussten die Fangerträge. Ohne dass Daniel eine nähere Erklärung für das Phänomen gibt, erwähnt er mehrfach, wie die Fangmenge nach einem Nordoststurm bekanntermaßen wesentlich geringer ausfiel (29.11.1918) und bei tagelangem stürmischen Ostwind oder starkem Nordwind sogar bis auf beinahe null sank (S. 61; 30.6.1918).

### 3.8.1. Eckernförder Bucht

Zu Beginn seines Tagebuch, in Winter und Frühjahr 1918, war Daniel ausschließlich in der Innen- und der Außenförde auf Fischfang. Die Fangplätze der gesamten Eckernförder Bucht, die jeder Fischer kannte, entsprachen häufig den Wadenzügen (siehe 3.6.1.), d. h. vereinfacht ausgedrückt den Anlandeplätzen. Sie alle trugen Namen, oft nach den entsprechenden Landmarken, die von den Fischern zur Orientierung genutzt wurden. Als Landmarke konnte jedes topographisch auffällige Merkmal der Küstenlinie dienen: Felsformationen, Einbuchtungen, Untiefen, außergewöhnlicher Baumbestand oder einzelne Gebäude.

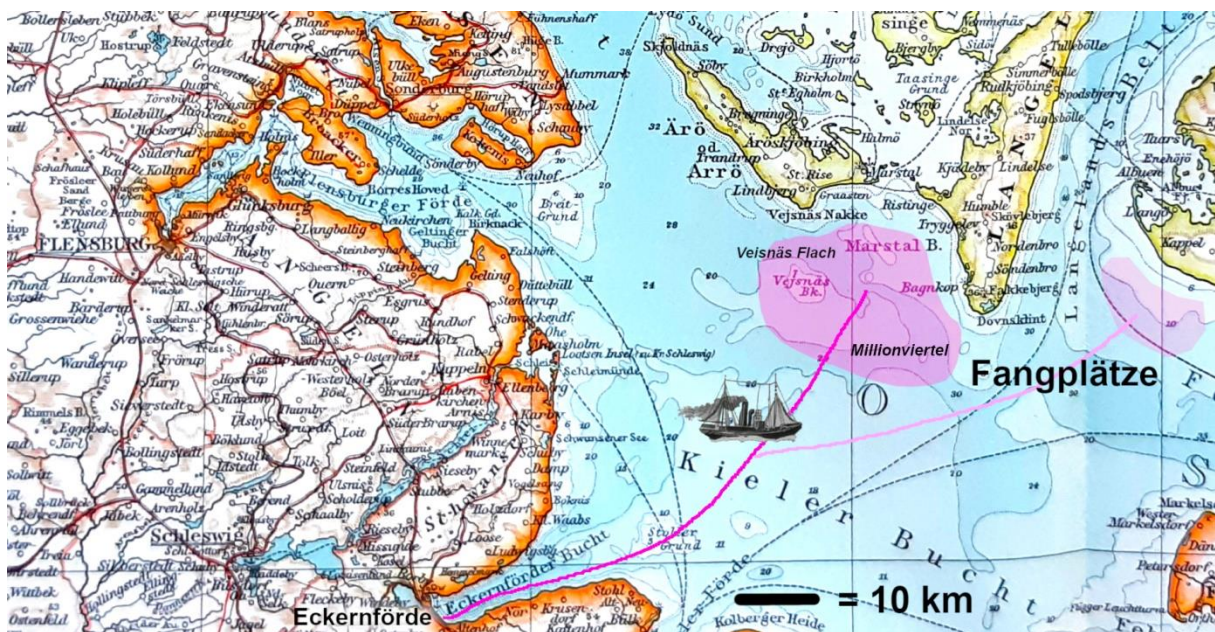
Die Namen selbst waren teilweise viele Generationen alt und bezogen sich manchmal auf Gegebenheiten, die schon lange nicht mehr existierten, so dass Daniels Zeitgenossen zwar genau wussten, wo sich ein bestimmter Fangplatz befand, ihnen aber nicht mehr unbedingt geläufig war, warum er so hieß. Die meisten dieser Namen können heute nicht mehr ohne Weiteres zugeordnet werden, jedenfalls nicht im Rahmen dieser Arbeit. Dies bedürfte einer gesonderten volkskundlichen Untersuchung. Einige der von Daniel genannten Orte/Wadenzüge und Landmarken sollen hier wegen ihrer teilweise sehr sprechenden Namen trotzdem kurz erwähnt werden:

*De Waabser Kark an de Südkant von't südlichste Boknisserholt, De Schönhagener Schloßturn eben fri vun de Tuhn, By de Kuhle, De Keteltog, Luchs-Kuhle, Deeptog, Schaar, Bektog, Fuhlbeek, Kronsport, Steenacker, Nordkehle, Südkehle, Haublock, Lindhöft-Mühle über'm Tannköst, Teedisch in der Mitte vom Bratberg.*

Daniel beschreibt teilweise die genaue Lage von einigen dieser Orte unter Zuhilfenahme heutiger topographischer Einzelheiten, wobei »heutig« jedoch die 1980er-Jahre meint, den Zeitraum der Abfassung des Textes. So führt er beispielsweise aus: Der Wadenzug »*De Keteltog*« war unterhalb Timms Holzlagers südlich von der heute noch stehenden Ulme bis wo die Wirtschaft »*Aurora*« ist« (S. 20).

### 3.8.2. Vor Ærø (Arrö) und Langeland

Im Frühling und Frühsommer 1918 stand Daniel im Dienst eines Kollegen seines Vaters und war auf Schollenfang nordwestlich von Eckernförde in der Nähe der dänischen Küste unterwegs, bevorzugt in Nähe der Landmarke »De Hull op veerte Holt« und an den tiefen Stellen der »Veisnitzer Rinne«. Erstere Bezeichnung lautet übersetzt »der Hügel über dem vierten Wäldchen«, doch eine Verortung aus heutiger Sicht gelingt nicht. Die von Daniel einge-deutschte Bezeichnung Veisnitz ist hingegen zweifellos Vejsnæs Nakke, der südlichste Punkt der dänischen Insel Ærø, und die erwähnte »Rinne« ist der Bereich zwischen der Küste von Ærø und der südlich davon gelegenen Untiefe, die auf der (zeitgenössischen) Übersichtskarte »Vejsnæs Bk.« (=Bank) genannt und von Daniel gelegentlich als »Vejsnæs-Flach« bezeichnet wird.



Daniels Hauptfangebiet (dunkler) und gelegentliche Fangplätze (heller); die deutsche Küste zeigt die Grenzziehung vor 1921

Das Gebiet zwischen der »Veisnitzer Rinne« und der Langeländer Küste wird von Daniel auch in den Folgejahren, als er als Miteigentümer zusammen mit seinem Vater auf seinem eigenen Boot unterwegs ist, in der Schollen-Fangsaision (jeweils ab dem Frühsommer) neben dem »Millionviertel« bevorzugt aufgesucht. Nur sehr gelegentlich ist Daniel 1922/23 noch ein Stückchen weiter östlich vor der Küste von Laaland (= Lolland) auf Schollenfang. Die Segelzeit von Eckernförde zu den Hauptfangplätzen betrug dreieinhalb (2.6.1918) bis fünfeinhalb (8.7.1918) Stunden. Eine solche Entfernung war im Rahmen eines zwölf- oder dreizehnstündigen Arbeitstages gerade noch als Tagestour machbar. Daniel beschreibt die Fangerträge als lohnend, wobei jedenfalls während des Ersten Weltkriegs die Touren bzw. die Fahrten dorthin durchaus herausfordernd waren: Daniel war zwar in internationalen Gewässern unterwegs und Dänemark hatte sich für neutral erklärt. Man hatte also von dieser Seite keine Schwierigkeiten zu befürchten, allerdings bot sich die Kieler Bucht gerade wegen der dänischen Neutralität wunderbar als Übungsgebiet für die deutsche Marine an, und Daniel musste achtgeben, um nicht den Schießübungen der Marineartillerie in die

Quere zu kommen. So befanden sich in Nähe der Untiefe »Stoller Grund« (siehe Karte) Artillerie-Schießscheiben, die großräumig zu umfahren waren (8.7.1918). Desgleichen gab es Netzsperrn gegen U-Boote, deren Lage man kennen musste, soweit sie nicht durch Wachschiffe markiert waren. Die Durchfahrtslücken zwischen den Netzen waren zwar mit Spierentonnen markiert, d. h. mit schwimmenden Tonnen, die eine dicke, augenfällige Stange trugen, doch diese Tonnen konnte man bei Nebel leicht verfehlen.

Das Fanggebiet selbst lag relativ nahe an den dänischen Inseln Ærø und Langeland, was bedeutete, dass deutsche Fischer aufpassen mussten, sich der Küste nicht zu sehr zu nähern, sondern sich konstant außerhalb der Drei-Meilen-Zone aufzuhalten, um kein Eingreifen der dänischen Küstenwache zu provozieren. Das traditionelle Seevölkerrecht gestand jedem Staat eine Küstenmeer-Zone von drei Seemeilen (ca. 5,4 km) Breite zu. Dieses »Territorialgewässer« galt als Staatsgebiet des angrenzenden Staates, auf welchem ausschließlich dieser Staat seine Hoheitsrechte ausübte. Im Laufe des 20. Jahrhunderts haben viele Staaten diese Zone einseitig auf sechs, zwölf oder auch zweihundert Seemeilen ausgedehnt. Die dadurch zwangsläufig entstandenen Konflikte der jeweiligen Anrainerstaaten sind heute meist in Staatsverträgen geregelt. In den Tagebucheinträgen von 1921 erwähnt Daniel ein paar Mal die »Veisnitzer Steinbake«, in deren Nähe die nunmehr mit Tonnen markierte deutsch-dänische Fischereigrenze verläuft, die er beachten musste (S. 532).

### **3.8.3. Im Fehmarnsund**

Eines der herausragenden Elemente des gesamten Tagebuchs sind Daniels Aufzeichnungen aus der zweiten Jahreshälfte 1918 über die Fangfahrten vor Fehmarn (siehe dazu im Einzelnen 4.5.) zusammen mit seinem Vater, der dieses Unternehmen geplant und umgesetzt hatte. Daniel segelte diese Strecke etwa einmal im Monat hin und zurück (es wurde aus Kostengründen so oft wie möglich ohne Zuhilfenahme des Motors gesegelt), und zwar im Wesentlichen, um »*unsere aufgesparten Lebensmittel nach Hause zubringen, frische Wäsche u. wie schon angegeben die uns zustehende Fettmarken zuholen.*« (28.8.1918)

Wo genau er im Fehmarnsund auf die außerordentlich ergiebigen Schollenfanggründe stieß, verrät Daniel nicht, doch sie müssen in der Osthälfte des Sunds gelegen haben, denn er begegnete immer wieder Fischern aus Travemünde, die von dort aus tageweise zum Fischen nach Norden gesegelt waren. Die einzigen Hinweise, die Daniel gibt, lauten: 1¼ Stunden Segelzeit von Heiligenhafen zum Fanggrund und dann ein Stück nach Südosten (31.7.1918) bzw. eine halbe Stunde Südsüdostkurs ab Burgstaaken und dann nach Süden (1.8.1918).

#### **3.8.3.1. Vorgeschichte: Heringe**

Fehmarn war trotz seiner Entfernung für Fischer aus Eckernförde keine unbekannte Größe. Bereits in den 80er-Jahren des 19. Jahrhunderts hatte der aus Eckernförde stammende (und von Daniel immer wieder repektvoll erwähnte) Pionier der Fischereiwirtschaft Oberfischmeister<sup>113</sup> Andreas Hinkelman mehrfach versucht, Eckernförder Fischer für die von ihm

---

<sup>113</sup> ausführlicher zum Amt des Oberfischmeisters unten 3.10.1., zu Hinkelman selbst unten 5.2.3.

untersuchten reichen Heringsfanggründe »unterhalb Kathrinenhof« vor Fehmarn zu begeistern. Doch das war Hinkelmann nicht gelungen, denn damals, als es ausschließlich unmotorisierte Segelquasen gab, hätte man den gefangenen Hering nicht rechtzeitig in Eckernförde anlanden können, bevor er verdorben wäre, und näher gelegene, geeignete Löschmöglichkeiten gab es nicht, zumal die Gegend um Fehmarn auch noch wegen ihrer unzuverlässigen Wetterverhältnisse berüchtigt war (S. 33).

Zwanzig Jahre später, im Herbst 1907, gab es erneut einen von Hinkelmann initiierten Versuch, vor Fehmarn Heringsfang im großen Stil zu betreiben. Auf Fehmarn selbst reichten die Kapazitäten dafür nicht aus: Im Hafen von Burgstaaken, dem einzigen relevanten Hafen von Fehmarn, hatte Hinkelmann seinerzeit nur sieben Quasen und vierzehn kleinere Boote gezählt.<sup>114</sup> Doch diesmal waren die (sogar telefonisch herbeigeordneten und nun mit Motorquasen ausgerüsteten) Eckernförder Fischer begeistert, und in der Folgezeit richtete man extra eine Frachtdampferlinie zwischen Burgstaaken und Eckernförde ein, um die Heringe dort möglichst schnell weiterverarbeiten und weitertransportieren zu können, ohne dass die Fischerboote Fehmarn verlassen mussten. Für die nächsten Jahre blieb der Heringsfang vor Fehmarn jeweils in den Monaten August und September eine feste Größe im Jahreskalender der Eckernförder Fischer (S. 34). Daniels Vater war einer dieser Fischer, die in den Jahren vor Kriegsbeginn den Heringsfang betrieben (31.7.1918), und er kannte dementspre-



<sup>114</sup> Henking, 1929, S. 14

chend nicht nur die ganze Gegend, sondern hatte sich damals schon mit dem als Fisch-  
aufkäufer der Schleswig-Holsteinischen Fischhandelsgesellschaft fungierenden ehemaligen  
Lotsen Friedrich Schwenn angefreundet, der später eine wichtige Rolle im Rahmen des  
Tauschhandelsnetzwerks spielen sollte (siehe dazu 4.2.)

### **3.8.3.2. Erster Schleppnetzfang vor Fehmarn**

Für die Eckernförder war Fehmarn ausschließlich im Rahmen des Heringsfangs interessant,  
nicht jedoch wegen des Schollenfangs. Die Gründe dafür sind unbekannt. Fiets Daniels  
Vater konnte im Vorfeld seiner eigenen Fahrten seine Kenntnisse über Örtlichkeiten und  
Umstände und seine alte Bekanntschaft mit Friedrich Schwenn noch vertiefen, denn er war  
im Kriegsdienst 3½ Jahre lang beim Küstenschutzkommando von Heiligenhafen stationiert  
(10.10.1918) und war dort erst kurz vor seiner ersten Fehmarn-Fangfahrt entlassen worden.  
Dementsprechend wusste Daniel senior aus erster Hand, dass sogar den Fehmarnern der  
Fehmarnsund als Schollenfanggebiet völlig unbekannt war.

Dabei gab es dort durchaus Schollenfang. Betrieben wurde er ausschließlich von den ver-  
gleichsweise wenigen Fischern aus Travemünde, die erfolgreich ihre Fänge in Burgstaaken  
anlandeten (31.7.1918). Die Travemünder fischten allerdings nicht mit Schleppnetzen, son-  
dern mit so genannten Takeln (siehe oben 3.6.7.). Warum sich in Travemünde der Schollen-  
fang mit dem Schleppnetz damals nicht durchgesetzt hatte, ist ebenfalls unbekannt.  
Daniel senior wusste also um die reichen Schollenfanggründe und den Fang mit Takeln von  
Travemünde aus, doch er war sich sicher, dass dort noch nie jemand Schleppnetzfang be-  
trieben hatte, da er trotz seiner langen Zeit in Heiligenhafen nie davon hatte reden hören  
(17.7.–28.7.1918). Er beschloss deshalb, gerade dort sein Glück zu wagen, und er wollte diese  
Unternehmung auch nicht alleine durchziehen, sondern bemühte sich, Eckernförder Kolle-  
gen zur Mitfahrt zu überreden. Dies war jedoch vergeblich, denn die Eckernförder taten  
Daniel seniors Idee als »Abenteurerei« ab (17.7.–28.7.1918). Um genau diese »Abenteurerei«  
möglichst gering zu halten, hatte Daniel senior im Vorfeld genaue Seekarten für die Ge-  
gend besorgt, und er erneuerte in Heiligenhafen alte Bekanntschaften, um sich im Vorfeld  
noch zusätzliche Landmarken erklären zu lassen (30.7.1918). Friedrich Schwenn stand ihm  
dazu in Burgstaaken die ganze Zeit mit Rat und Tat zur Seite.

### **3.8.3.3. Exkurs: Reisezeiten**

Eine nähere Betrachtung der Reisezeiten für diese Strecke soll die Umstände dieses Unter-  
nehmens besser nachvollziehbar machen. Von Eckernförde sind es über Land auf der kür-  
zesten Route knapp 120 Kilometer bis Fehmarn, eine Strecke, die heute mit dem Auto in  
weniger als zwei Stunden zu bewältigen ist und mit der Eisenbahn ziemlich genau drei  
Stunden dauert. Eine solche Entfernung zwischen Wohnort und Arbeitsort ist heutzutage in  
vielen Handwerksbranchen durchaus verbreitet, beispielsweise wenn Betriebe, die in der  
weiteren Region einer Großstadt angesiedelt sind, umfangreichere Aufträge in der Stadt  
ausführen und die Belegschaft deshalb auf Großbaustellen einen Wohncontainer bezieht  
und nur am Wochenende nach Hause pendelt.

Zu Fiets Danieles Zeiten wäre das keine Option gewesen, und erst wenn man sich den damaligen zeitlichen Rahmen solcher Fahrten in Erinnerung ruft, wird verständlich, wie sehr das Vorhaben von Daniels Vater, die weite Strecke nur gestützt auf seine noch nicht verifizierten Überlegungen zu den Fehmarn-Fischvorkommen zu segeln, völlig aus dem Rahmen fällt. Dementsprechend rief dieses Vorhaben bei seinen Eckernförder Kollegen auch nur unverständiges Kopfschütteln hervor. Schon allein wegen der langen Anreise galt ein Ort wie Fehmarn für jeden Fischer in Eckernförde als »verdammte weit weg«: Die Segelzeit betrug mindestens 9 bis 9½ Stunden (18.12.1918), manchmal über 10 Stunden (21.11.1918) vom Eckernförder Hafen bis zum Hafen Burgstaaken auf Fehmarn. Auch das viel näher liegende Heiligenhafen wurde erst nach 8 Stunden (29.7.1918) erreicht. Daniel war damit gezwungen, jeweils bis zu seiner Rückfahrt auf dem Schiff in Burgstaaken zu übernachten. Das nahm ein Küstenfischer damals nur ungern in Kauf. Er verbrachte den ohnehin sehr langen Arbeitstag auf seinem Schiff, manchmal notgedrungen auch mehrere hintereinander, aber er wollte zum Essen und Schlafen möglichst zu Hause sein.

Doch die über neun Stunden Segelzeit waren im zeitgenössischen Vergleich mit den Eisenbahnfahrzeiten nicht einmal besonders lang. Als Daniel im Herbst 1918 kurz vor Kriegsende seinen Einberufungsbescheid erhielt, verließ er seine Kollegen vor Fehmarn, die dort den Fischfang fortsetzten, und machte sich mit dem Zug auf in Richtung Eckernförde: »[...]um 6:15 Uhr fuhr mein Zug nach Fehmarn-Sund und mit der Fähre zum Festland Großenbrode, von dort nach Lütjenbrode, dann in den Zug der von Heiligenhafen kam, nach Neustadt dort umsteigen in den Zug nach Eutin, wiederumsteigen in den Zug von Lübeck nach Kiel, nochmal umsteigen nach Eckernförde. [...] so müßte ich Nachmittags um 5 Uhr in Eckernförde sein.« (1.11.1918).



Eisenbahn-Übersichtskarte, aus »Baedeker Nordost-Deutschland«, Ausgabe 1914

Die fahrplanmäßige Reisezeit betrug also einschließlich der Wartezeiten beinahe elf Stunden und erforderte viermaliges Umsteigen: Von der Kleinbahn auf Fehmarn in einen Nahverkehrszug, dann in einen weiteren Nahverkehrszug, in einen Schnellzug und schließlich noch einmal in einen Nahverkehrszug. Bis Daniel tatsächlich zu Hause ankam, hatte seine Reise letztlich noch ein paar Stunden länger gedauert als vorgesehen, weil es unterwegs kriegs- bzw. streikbedingte Zugausfälle gab. (Der von Historikern für die allerletzte Phase des Ersten Weltkriegs geprägte Begriff »Zusammenbruch« meint genau dieses Phänomen: Die Zivilgesellschaft war nicht mehr funktionsfähig.)

## 3.9. Die Netze

Wie genau das Fischernetz aussehen musste, welche Größe und welche Maschenweite es idealerweise haben sollte etc., hing zum einen von der Methode ab, für die es eingesetzt wurde, also ob z. B. als Wade oder als Schleppnetz, und zum anderen verlangte die Fischart, die man fischen wollte, dass die Netze bestimmten Kriterien entsprachen, vor allem hinsichtlich der Maschenweite. So mussten die Netzmaschen für den Heringsfang zwangsläufig deutlich kleiner sein als etwa für den Schollenfang.

### 3.9.1. Allgemeines

Maschinell hergestellte Netze hatten seit 1862 (S. 26) begonnen, die handgeknüpften abzulösen, und der Beruf des Netzmachers war zu Daniels Zeit bereits so gut wie ausgestorben. Daniel erwähnt eine ehemalige Netzmacherfamilie in seiner Straße, die sich in seiner Kindheit finanziell noch mit Spezialaufträgen über Wasser hielt (S. 26f). Alle Netze mussten häufig geflickt werden, da das Entlangschleifen der Netze am Meeresgrund Löcher hineintriss und die Netze auch gern von Krebsen oder Seespinnen angefressen wurden. Das Flicker selbst, »Böten« genannt, war eine Tätigkeit, die einiges an Geschick und Sorgfalt verlangte, jedenfalls wenn man als Zehn- oder Elffähriger dafür angelernt wurde. Daniel gibt zur Technik des Böten an anderer Stelle eine ausführliche Beschreibung.<sup>115</sup>

#### 3.9.1.1. Manilahanf

Ursprünglich bestanden alle Fischernetze aus einheimischen Pflanzenfasern, also aus Flachs oder Hanf, doch die ab dem 19. Jahrhundert eingeführte Baumwolle erwies sich als deutlich haltbarer und löste einheimisches Material ab. Dabei war Baumwolle nicht gleich Baumwolle: Für verhältnismäßig grobe Netze, in denen sich der Fisch mit dem ganzen Körper verfängt, also beispielsweise für den Schollenfang, verwendete man Louisiana-Baumwolle, während feinere Kiemennetze meist aus hochwertigerer ägyptischer Maco-Baumwolle bestanden.<sup>116</sup>

Als qualitativ überlegenes Konkurrenzprodukt zu Baumwollnetzen galten Netze aus einem Material, das landläufig Manilahanf genannt wurde, und auch Daniel benutzte für seine Netze gern Halteleinen (so genannte »Dellen«) aus diesem »Manila« (z. B. 6.9.1918 und S. 515). Die Bezeichnung »Hanf« ist allerdings irreführend und im Grunde völlig falsch, denn dabei handelt es sich um die bis zu zwei Meter langen, salzwasserresistenten Fasern einer in Südostasien heimischen Bananenart, Abacá oder Textilbanane genannt, deren ursprüngliches Hauptanbaugebiet die damals spanische Kolonie Philippinen war und die deshalb in Europa unter dem Namen ihres Hauptausfuhrhafen Manila bekannt wurde.<sup>117</sup> Auch wenn Textilbananen nicht essbar sind, gehören sie botanisch zur selben Gattung »Banane« (Musa) wie die handelsüblichen Ess- und Kochbananen.

---

<sup>115</sup> Daniel: 1984, S. 256

<sup>116</sup> Mehl, Heinrich: Eine Netzfabrik prägte Itzehoe, in: Mehl, Heinrich/Tillmann, Doris (Hg.), Fischer – Boote – Netze. Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens GmbH & Co. KG, 1999, S. 87

<sup>117</sup> Encyclopedia Britannica, Onlineversion, abrufbar unter <https://www.britannica.com/plant/abaca>. Im Alltag begegnen wir Manilahanf heute hauptsächlich bei Teebeuteln, Wursthüllen und Zigarettenpapier.

### 3.9.1.2. Der Netz-Marktführer in der Nachbarschaft

Produziert wurden die maschinell gefertigten Netze ursprünglich überwiegend in England, mussten also teuer importiert werden. Das änderte sich, als im holsteinischen Itzehoe 1873 eine Netzfabrik eröffnete, die in den folgenden Jahrzehnten zum größten Fischernetzproduzenten Kontinentaleuropas aufstieg.<sup>118</sup> Daniel und seine Kollegen hatten also den wichtigsten Netzlieferanten sozusagen in der Nachbarschaft, was ihnen sicher einen spürbaren Preisvorteil im Verhältnis zu den Fischern an weit entfernten Küstenabschnitten gebracht haben wird.



*Werbeanzeige der größten Fischernetzfabrik Europas, Anfang 20. Jahrhundert*

Als Daniel nach der Fehmarnfahrt seine ersten eigenen Netze kaufte, hielt er dies sicher nicht zufällig mit dem Hinweis im Tagebuch fest, dass er sie bei der Eckernförder Vertretung der Norddeutschen Netzwerke erstand (15.11.1918).

### 3.9.2. Maschenweite und Spinnrichtung

#### 3.9.2.1. Größere Maschen für größere Schollen

Beim jeweiligen Netztyp, also Heringsnetz oder Schollennetz, war die Maschengröße von Hersteller zu Hersteller ein wenig verschieden. Gerade dieser feine Unterschied beeinflusste jedoch zumindest laut Tagebuch die Erträge beim Schollenfang erheblich: Sehr häufig vertreten waren Maschen von 43 mm Weite (23.10.1918), die wohl auch bei den Kollegen aus Travemünde als Standard galten (20.10.1918). Nach Daniels Ansicht waren diese Maschen jedoch etwas zu klein, da sie mit der gesetzlichen Mindestlänge für Schollen<sup>119</sup> kollidierten, die bei 22 cm<sup>120</sup> lag. Kleinere Schollen durften nicht gefangen werden bzw. mussten wieder lebend ins Meer zurückgeworfen werden, und eine Maschenweite von 43 mm führte nach Daniels Ansicht dazu, dass zu viele untermäßige Schollen im Netz hängenblieben und überhaupt der gesamte Fang eher aus kleineren Schollen bestand, die beim Verkauf einen entsprechend geringeren Erlös erzielten. Deshalb plädierte er dafür, mindestens 45 mm Maschenweite zu benutzen (16.9.1918).

<sup>118</sup> Mehl: 1999, a.a.O.

<sup>119</sup> § 1 preuß. Fischereiordnung v. 29.3.1917 i.V.m. § 106 Abs. I Nr. 1 preuß. FischereiG v. 11.5.1916 legte die Mindestmaße unter anderem für Scholle und Flunder fest.

<sup>120</sup> Daniel irrt, wenn er immer wieder von 23 cm spricht (z.B. 15.7.1918; 16.9.1918); siehe zur Mindestlänge unten 3.9.3.

Daniel benutzte stattdessen Netze mit 48 oder 50 mm Maschenweite (20.10.1918 u. a.), und als sich das vor Fehmarn bewährte und seine Netze fast immer gut gefüllt waren, geht er noch einen Schritt weiter und stattete den Fangsack seiner Netze mit 55-mm-Maschen aus (29.11.1918), damit die ins Netz geratenen kleinen Schollen am hinteren Netzende wieder entweichen konnten. Das führte letztlich dazu, dass Daniels Fanganteil an kleinen Schollen, der so genannten »Klasse III«, ziemlich gering ausfiel und er deshalb trotz eines etwas geringeren Tagesfanggewichts oft einen höheren Verkaufspreis erzielte als die Konkurrenz aus Travemünde (20.10.1918; 18.12.1918), und das selbst dann, wenn er und die Travemünder am selben Fangplatz fischten (17.10.1918). Interessanterweise waren Netze mit der von Daniel bevorzugten 55er-Weite ohne weiteres bestellbar, auch wenn sie kaum gekauft wurden. So gelang es Daniel einmal, einen beim Fehmarnen Netzhändler seit Jahren im Lager liegenden Posten 55er-Netze zu kaufen, zum Sonderpreis und ohne Bezugsschein (23.10.1918), weil der Händler froh war, diesen Posten endlich los zu werden.

### 3.9.2.2. Erfolgsfaktor Zwirndrehung

Als Daniel im Anschluss an die Fehmarnfahrten in Eckernförde Heringsnetze kaufte und noch weitere bestellte, hat er mit der Bestellung ebenfalls Glück und bekam die gewünschten Netze ohne Bezugsschein, weil es sich um nicht abgerufene Vorkriegsware handelte. Daniel war begeistert über die gute Qualität (20.12.1918) und deckte sich ein mit Netzen mit einer Maschenweite von 19, 19½ und 23 mm (15.11.1918). Seine Netze besaßen noch ein weiteres außergewöhnliches Merkmal: Die Mehrzahl von ihnen war »mit Linksdrall« gesponnen, während ansonsten Fischernetze fast ausschließlich aus »mit Rechtsdrall« gesponnenem Garn bestanden. »Drall« ist die ältere Bezeichnung für die Zwirndrehung des Netzgarns.<sup>121</sup>

Hintergrund der Zwirndrehung ist folgender: Wenn die einzelnen Textilfasern versponnen werden, »können sie aufgrund ihrer begrenzten Länge nur durch Drehung aneinander-



gepresst werden und ergeben so durch die gegenseitige Reibung ein langes Garn«. <sup>122</sup> Diese Drehung nennt man Verzwirnung oder Verdrahtung. Üblicherweise werden die Grundbestandteile jedes Zwirns, die Einfachgarne, in so genannter Z-Richtung verdrahtet, während die eigentliche Verzwirnung, also die Verdrehung der Einfachgarne zu einem festen, wegen der Verdrehung dann »Zwirn« genannten Garn, in gegenläufiger S-Richtung geschieht, damit das Garn als »glatter Zwirn« mehr Volumen bekommt und der Zwirn selbst ausbalancierter und spannungsfreier wird. (Die Buchstaben S und Z

sind nur optische Hinweise auf die Drehrichtung, da bei einem Blick von oben auf das betreffende Garn dessen Struktur entweder an ein S oder an ein Z erinnert.) Bei einer Verdrahtung in der selben Richtung wie die Einfachgarne, also ebenfalls in Z-Richtung oder »nach links«, wie Daniel gesagt hätte, entsteht bei identischer Reißfestigkeit ein etwas groberes, festes und kompaktes Garn.<sup>123</sup> Daniel führt seinen eigenen Fangerfolg auf genau

<sup>121</sup> Vgl. Schenek, Anton: Lexikon Garne und Zwirne, Frankfurt a. M.: Deutscher Fachverlag GmbH, 2006, S. 99

<sup>122</sup> Weber, Wolfgang (Hg.): Seilereilexikon, Bd. 1: A-M, Ulm: Aegis-Verlag, 1989, S. 73

<sup>123</sup> Vgl. Schenek: 2006, S. 105

diese selten anzutreffende Zwiwindrehung seiner Netze zurück und weist darauf hin, dass er nur die langjährige Praxis und Erfahrung der beiden anderen Teilnehmer der so erfolgreichen Fehmarnfahrten nachgeahmt hat (S. 494).

### 3.9.3. Exkurs: Die preußischen Mindestmaße für Schollen

Wie oben erwähnt, gab es eine gesetzliche Mindestlänge für den Schollenfang, die per Rechtsverordnung bestimmt wurde. Die Rechtsgrundlage dafür stellte § 106 Abs. I Nr. 1 des preußischen Fischereigesetzes vom 11.5.1916<sup>124</sup> dar. Diese Rechtsverordnung vom 29.3.1917 – mit offiziellem Namen »Polizeiverordnung zum Fischereigesetz (Fischereiordnung)«<sup>125</sup> – bestimmte in § 1 zweiundzwanzig Fischarten, bei denen der Fischfang nur ausgeübt werden durfte, wenn die Fische bestimmte Mindestlängen erreichten. Dabei sind die für Schollen getroffenen Regelungen in zweierlei Hinsicht bemerkenswert:

Für alle anderen Fischarten wurde eine einzige Mindestlänge bestimmt, nur für Scholle (und Flunder) galten, abhängig vom Fanggebiet, verschiedene Mindestlängen. Für Nordseeschollen gab es überhaupt kein Mindestmaß,<sup>126</sup> und Ostseeschollen waren in drei Zonen eingeteilt. Westlich der Linie »Hyllekrog Leuchtturm (auf Laaland) nach Staber Huk (auf Fehmarn)« durften 22 cm nicht unterschritten werden, östlich davon »bis zur Linie Gedser nach Ahrenshoop« waren es 21 cm, und noch weiter östlich galten 18 cm. Außerdem waren Schollen (und Flundern) die einzige Fischart, deren Länge auf zwei verschiedene Weisen gemessen werden durfte. § 2 der Fischereiordnung bestimmte dazu, dass – nur in der westlichen Ostsee – neben der ansonsten in § 1 vorgeschriebenen Messweise »von der Kopfspitze bis zum Ende des längsten Teils der Schwanzflosse« auch die »Entfernung der Kopfspitze bis zur Wurzel der Schwanzflosse« statthaft war. Wenn man letztere Messweise anwandte, dann verringerte sich die Mindestlänge auf 18 cm (westlicher Sektor der westlichen Ostsee) bzw. 17 cm (östlicher Sektor der westlichen Ostsee).<sup>127</sup>

Dass der Verordnungsgeber, also das preußische Landwirtschaftsministerium, derart detaillierte Regelungen in der Verordnung selbst traf und sie nicht im Rahmen von Ausführungsbestimmungen (Verwaltungsvorschriften) einer nachgeordneten Behörde überlassen wollte, spricht für den hohen Stellenwert, den der preußische Staat den Mindestmaßen beim Schollenfang einräumte. Die Frage, ob dem allem bereits Überlegungen zur Nachhaltigkeit zugrunde lagen, wie wir sie heute anstellen, wird unter 5.2.2.2 näher untersucht. Unabhängig davon musste das preußische Landwirtschaftsministerium davon ausgehen, dass für den nichtpreußischen Teil der deutschen Ostseeküste, d. h. die mecklenburger

<sup>124</sup> veröffentlicht in: Preußische Gesetzessammlung 1916, S. 55

<sup>125</sup> veröffentlicht in: Ministerialblatt der Preußischen Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten 1917, S. 153

<sup>126</sup> Das steht wörtlich so in § 1 Fischereiordnung. Die Verwaltungsvorschriften zur Rechtsverordnung gehen dazu näher auf den Sprachgebrauch ein und präzisieren überraschenderweise, dass mit Flunder der »Butt der Nordsee« gemeint sei. Vgl. Ausführungsanweisungen zum Fischereigesetz vom 16.3.1918, abgedruckt in: Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten (Hg.): Das Preußische Fischereirecht. Sammlung der auf dem Gebiete des Fischereirechts in Preußen geltenden gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften, Berlin: Parey, 1919, S. 221

<sup>127</sup> Nur zum Vergleich: Heute gilt für Schollen und Flundern in der Ostsee eine Mindestlänge von 25 cm, vgl. Anlage 1 Nr. 9 und 10 zu § 2 Abs. I schl.-holst. KüFVO (Küstenfischereiverordnung) v. 3.12.2018.

Küste und die kleinen Abschnitte Lübecks und Oldenburgs,<sup>128</sup> von den dortigen Ministerien möglicherweise Verordnungen mit ganz anderen Regelungen erlassen würden, die den dortigen Fischern bzw. Fischmärkten unter Umständen einen deutlichen Wettbewerbsvorteil eingeräumt hätten.<sup>129</sup>

---

<sup>128</sup> Die Stadt Lübeck (mit Travemünde) hatte als freie Reichsstadt den verfassungsrechtlichen Status eines Bundesstaates, die Küste um Haffkrug und Scharbeutz war Teil des Bundesstaates Oldenburg, und die sich östlich an Lübeck anschließende Küste gehörte bis Ahrenshoop zum Bundesstaat Mecklenburg-Schwerin.

<sup>129</sup> Raillards Einteilung der Zuständigkeiten für den Erlass fischereirechtlicher Vorschriften ist disbezüglich ungenau, vgl. Raillard 2012, S. 30: »Zuständig für den Erlass der fischereigesetzlichen Bestimmungen« waren nicht primär das Preußische Landwirtschaftsministerium, die Oberpräsidenten und Regierungspräsidenten, sondern der preußische Gesetzgeber, der 1916 das PrFischG erlassen hatte. Landwirtschaftsministerium und nachgeordnete Behörden waren, im PrFischG dazu wie üblich ermächtigt, Ordnungsgeber und erließen so genannte »Polizeiverordnungen«. Diese waren jedoch nicht per se von nur regionaler Bedeutung, weswegen für ihren Erlass auch nicht unbedingt eine Regionalbehörde zuständig war. Beispielsweise hieß die PrFischO offiziell »Polizeiverordnung zum Fischereigesetz«, und wegen ihrer überregionalen Geltung im gesamten preußischen Staatsgebiet war das Landwirtschaftsministerium als oberste Landesbehörde für den Erlass zuständig.

## 3.10. Begriffsbestimmungen

In der vorliegenden Arbeit werden Begriffe und Berufsbezeichnungen bzw. Titel erwähnt, deren Definition und Abgrenzung dem heutigen Leser nicht ohne Weiteres geläufig sind. Deshalb folgt an dieser Stelle eine Zusammenstellung und Erläuterung der wichtigsten Begriffe:

### 3.10.1. Oberfischmeister

Oberfischmeister war in Preußen die Amtsbezeichnung für einen höheren Fischereibeamten auf der Grundlage von § 119 FischereiG (bzw. vor 1916 nach § 46 FischereiG 1874). Dieses Amt wurde 1874 in Schleswig als Aufsichtsbehörde für die westliche Ostseefischerei eingerichtet<sup>130</sup> und später nach Kiel verlegt, wo sie (bei mehrfach geändertem Behördenaufbau) als Landesamt für Fischerei bis 1998 existierte. Insgesamt gab es entlang der preußischen Ostseeküste bis Ende des Ersten Weltkriegs fünf<sup>131</sup> Oberfischmeister, die zuständig waren für die »Überwachung der gesamten Fischereiausübung«,<sup>132</sup> also für die Einhaltung sämtlicher fischereirechtlicher Vorschriften. Der Oberfischmeister war dabei als »besonderer Staatsbeamter« in seinen Entscheidungen unabhängig von den örtlichen Sicherheitsbehörden (§ 119 Abs. I FischereiG).

Verwirrenderweise war »Oberfischmeister« nicht nur die Amtsbezeichnung des Behördenleiters. Auch die Behörde selbst hieß so. Der Oberfischmeister »ist« also die Fischereibehörde, wie es in § 119 Abs. III FischereiG wörtlich heißt. Er wurde bei der Erfüllung seiner Aufgaben von ihm zugeordneten Fischmeistern, Fischereiaufsehern und Hilfsfischereiaufsehern (»Hilfskieper« und »Fischerschulzen«) unterstützt und war als »Exekutivpolizeibeamter« mit einem Revolver bewaffnet.<sup>133</sup>

Als herausragender Repräsentant der staatlichen Ordnung unterlag der Oberfischmeister zahlreichen Vorschriften, die sein Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit regelten. So war seine Dienstuniform minutiös durch die »Allerhöchsten« Erlasse vom 28.9.1877, 9.2.1885 und 15.7.1896 festgelegt, die sogar die Ausführung der Knöpfe und den zu tragenden Säbeltyp bestimmten.<sup>134</sup> Bei der täglichen Arbeit dürfte der Säbel eher hinderlich gewesen sein, doch hatte er keine rein repräsentative Funktion: Der Oberfischmeister war explizit angehalten, vorrangig vom Säbel Gebrauch zu machen, bevor er seine Schusswaffe einsetzte.<sup>135</sup> Für seine Fischereifahrzeuge galten ähnlich akribische Vorschriften zur Beflaggung, und je nach Einsatzgebiet war das Schiff des Oberfischmeisters sogar unter preußischer

---

<sup>130</sup> Hering, Rainer (Hg.): Kommentierte Beständeübersicht des Landesarchivs Schleswig-Holstein. Bestandsaufnahme zum 150-jährigen Bestehen, Hamburg: Hamburg University Press, 2020, S. 246, online abrufbar unter <https://d-nb.info/1208216767/34>

<sup>131</sup> Neben Kiel waren das die Behörden in Stralsund, Swinemünde/*Świnoujście*, Neufahrwasser/*Nowy Port*, Memel/*Klaipėda* und Pillau/*Baltijsk*, vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 6: 1904, S. 617

<sup>132</sup> §§ 119-122 Begründung des Fischereigesetz-Entwurfs. Drucksache Nr. 12 des Herrenhauses Session 1916, abgedruckt in: Das Preußische Fischereirecht, 1919, S. 77

<sup>133</sup> Ministerielle Verfügung betreffend die Bewaffnung der Fischereiaufsichtsbeamten vom 16.4.1879, I S. 5375

<sup>134</sup> Vgl. «Reglement für die Uniformierung des königlichen Fischereiaufsichtspersonals», abgedruckt in: Das Preußische Fischereirecht, 1919, S. 294-295

<sup>135</sup> § 6 »Instruktion über den Waffengebrauch im Dienste für die Fischereiaufsichtsbeamten« vom 29.5.1879

Kriegsflagge unterwegs.<sup>136</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Uniform allerdings weniger aufwändig gestaltet, und die Bewaffnung bestand wie bei der Polizei nurmehr aus einer Schusswaffe.

Als oberstes Fischereiaufsichtsorgan war der Oberfischmeister außerdem zuständig für »die Vorbereitung, Ausführung und Prüfung der im Interesse der Fischerei erforderlichen Maßnahmen und Anlagen«. <sup>137</sup> Dieser Aufgabenkomplex ging weit über das reine Obrigkeitsverhältnis zwischen Behörde und individuellem Fischer hinaus. Er erforderte eine umfassende persönliche Qualifizierung, da der Oberfischmeister auch fischereifachlich und fischereiwissenschaftlich wirkte und zudem in wirtschaftlichen Fragen beratend tätig war. <sup>138</sup> In diesem Zusammenhang hat die Art der Qualifizierung zu Fiete Daniels Zeiten einen Wandel erfahren: Andreas Hinkelmann war noch ein Praktiker gewesen, zwar ohne akademische Ausbildung, doch dafür mit langjähriger Erfahrung als Fischer in Eckernförde, die er in seine Tätigkeit als Oberfischmeister einfließen lassen konnte. Im Jahr 1919 wurden die Voraussetzungen für die Berufung in dieses Amt geändert. Erforderlich war nunmehr eine wissenschaftliche Ausbildung zum Fischereibiologen <sup>139</sup> samt der sich daran anschließenden Promotion an der Preußischen Landesanstalt für Fischerei in Berlin. <sup>140</sup>

Fiete Daniel erwähnt in seiner Einführung zum Tagebuch mit leisem Bedauern, dass Hinkelmanns akademisch qualifizierte Nachfolger durchweg kaum praktische Kenntnisse über die Fischerei mitbrachten, weswegen sie vollkommen auf die Sachkunde der ihnen nachgeordneten Fischmeister angewiesen waren, um ihr Amt ausfüllen zu können (S. 38).

### 3.10.2. Fischmeister

Auch der Fischmeister war ein (ebenfalls bewaffneter) Beamter der preußischen Fischereibehörde. Er hatte die Aufgabe, die Einhaltung der Fischereivorschriften sicherzustellen, die damit im Zusammenhang stehenden Streitigkeiten unter den Fischern zu schlichten und dem Oberfischmeister zuzuarbeiten. Daniel erwähnt ein häufiges Vorkommnis, das das Eingreifen des Fischmeisters erforderlich machte, wenn die betroffenen Fischer sich nicht einigen konnten (S. 36f): An den Fanggründen, an denen sowohl Stellnetz- als auch Schleppnetzfisherei betrieben wurde, genossen die Stellnetze rechtlichen Vorrang vor den Schleppnetzen (vgl. dazu näher 3.6.6.2.). Trotzdem kamen Schleppnetzfischer gelegentlich den Stellnetzfishern in die Quere. Die Stellnetze wurden dann von den Scherbrettern des darüber hinwegschleifenden Schleppnetzes aus ihrer Verankerung gerissen und mitgezerrt, der Stellnetzfisher erlitt einen Sachschaden (am Netz) und einen Vermögensschaden (entgangener Gewinn), und er wandte sich deshalb gegebenenfalls mit einer förmlichen Anzeige an den Fischmeister.

---

<sup>136</sup> Nr. 5 zu §§ 119-123 der Ausführungsanweisung zum Fischereigesetz vom 16.3.1918, M.-Bl. f. Landw. 1918, S. 52

<sup>137</sup> §§ 119-122 Begründung des Fischereigesetz-Entwurfs. Drucksache Nr. 12 des Herrenhauses Session 1916, abgedruckt in: Das Preußische Fischereirecht, 1919, S. 77

<sup>138</sup> Illustriertes Fischerei-Lexikon: 1936, S. 97

<sup>139</sup> Zehn Jahre Preußisches Landwirtschafts-Ministerium 1919-1928, Berlin: o. V., 1929, S. 182

<sup>140</sup> Vgl. Illustriertes Fischerei-Lexikon: 1936, S. 98

Für die Küstenfischerei in Schleswig-Holstein gab es im 19. Jahrhundert zwei, später dann drei Fischmeisterbezirke,<sup>141</sup> wobei das Amt des Fischmeisters als solches deutlich älter ist als der preußische Staatsapparat. Fischmeister gab es schon im Vorläufer Preußens, dem Deutschordensstaat. Aus der ursprünglichen Aufgabe der Fischmeister, der Sicherstellung der Versorgung der Ordensmitglieder mit der wichtigsten Fastenspeise Fisch, entstand eines der ältesten Ordensämter, das bereits in den frühesten erhaltenen Ordensregeln des 14. Jahrhunderts erwähnt wird.<sup>142</sup> Im Großen Ämterbuch des Deutschen Ordens, einer Art zentral geführtem Wirtschaftsbuch des Ordens, das im Jahr 1400 begonnen wurde und auf noch älteren Wirtschaftsbüchern aufbaut, ist mehrere Dutzend Male vom »fiszmeister« die Rede, oft sogar mit Namensnennung des Amtsträgers.<sup>143</sup>

Zum Fischmeisteramt gehörte die Aufsicht über die Fischteiche<sup>144</sup> der jeweiligen »Kommande«, wie die Niederlassungen des Deutschen Ordens genannt wurden, woraus sich in der Folgezeit zusätzliche Kontrollfunktionen entwickelten.<sup>145</sup> Ursprünglich benannt nach dem ehemaligen Sitz des Amtes, heißt ein Stadtbezirk der estnischen Hauptstadt Tallinn noch heute »Vismeistri«.

Neben dem preußischen Amtsträger gab es, beschränkt auf die Binnenfischerei, den Fischmeister auch als eine eher inoffizielle Bezeichnung für »teichwirtschaftliche Angestellte aller Art und verschiedenartiger Ausbildungsgrade«, ohne dass damit »irgendwelche allgemeine Gewähr für Fachkenntnisse«<sup>146</sup> verbunden gewesen wäre.

### 3.10.3. Fischermeister, Fischobermeister und Erster Fischmeister

Ebenfalls nicht zu verwechseln mit dem Fischmeister als Amtsbezeichnung ist der Fischermeister als Berufsbezeichnung. Man konnte im Rahmen der gesetzlichen Gewerbefreiheit den Beruf des Fischers ohne Weiteres auch ohne Ausbildung ausüben. Trotzdem gab es die Möglichkeit, in diesem Beruf die handwerkliche Meisterprüfung abzulegen und so die eigene Sachkunde und Erfahrung unter Beweis zu stellen. Ein Fischermeister war also ein »beruflich voll ausgebildeter, zur selbstständigen Leitung eines Fischereibetriebes auf natürlichen Gewässern befähigter Fischer«.<sup>147</sup> Das Führen des Meistertitels unterlag im Einzelnen den Regelungen in §§ 133ff HandwerkerGesetz.<sup>148</sup>

Abschließend gilt es noch Fischobermeister und Ersten Fischmeister voneinander zu unterscheiden: »Erster Fischmeister« war eine Beförderungsstufe des Fischmeisters und berechtigte zur Vertretung des Oberfischmeisters,<sup>149</sup> während der »Fischobermeister« genau ge-

---

<sup>141</sup> Hering: 2020, S. 246

<sup>142</sup> Perlbach, Max: Die Statuten des Deutschen Ordens nach den ältesten Handschriften, Halle a. d. Saale: Max Niemeyer, 1890, S. 147 und 151

<sup>143</sup> Vgl. Ziesemer, Walter (Hg.): Das Große Ämterbuch des Deutschen Ordens, Danzig: Kafemann, 1921, S. 859

<sup>144</sup> Militzer, Klaus: Die Geschichte des Deutschen Ordens, Stuttgart: Kohlhammer, 2. Aufl. 2012, S. 43

<sup>145</sup> Vgl. Sarnowsky, Jürgen: Der Deutsche Orden – Entwicklung und Strukturen im Mittelalter, Universität Hamburg: 2005, Website zur Preußischen Landesforschung, online abrufbar unter <https://www.spaetmittelalter.uni-hamburg.de/Landesforschung/Literatur/Entwicklung.html>

<sup>146</sup> Illustriertes Fischerei-Lexikon: 1936, S. 318

<sup>147</sup> a.a.O., S. 104

<sup>148</sup> eigentlich »Gesetz, betreffend die Abänderung der Gewerbeordnung. Vom 26. Juli 1897«

<sup>149</sup> Zehn Jahre Preußisches Landwirtschafts-Ministerium: 1929, S. 182

nommen weder Berufs- noch Amtsbezeichnung war, sondern als Ehrentitel denjenigen Fischermeistern zugestanden wurde, die im Rahmen der berufsständischen Vertretungsorgane eine leitende Funktion innehatten, zum Beispiel als Vorsitzender der örtlichen Fischerinnung.<sup>150</sup>

### 3.10.4. Fischereivereine

Fischereivereine waren damals wie heute die örtlichen Interessensvertreter der Fischereiwirtschaft für »den Schutz und die Förderung der Fischerei und ihrer Belange in jeder Hinsicht«. <sup>151</sup> Es gab sie in jedem größeren Ort, an dem Fischerei eine Rolle spielte, zumeist seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der erste Eckernförder Fischereiverein wurde sehr früh ins Leben gerufen, Daniel zufolge bereits 1833 (S. 1 und 21). Wie aus einem (vom Transkribenten dem Tagebuch hinzugefügten) Text hervorgeht, hatte Fiete Daniel im Eckernförder Fischereiverein das Amt des Zweiten Vorsitzenden inne (Hüdepohl-PDF S. 279).

#### 3.10.4.1. Tätigkeitsbereich

Ein wichtiges Tätigkeitsfeld des Fischereivereins war die Selbstorganisation seiner Vereinsmitglieder. So oblag in Eckernförde dem Fischereiverein beispielsweise die Einteilung der Wadenzüge, also die Einteilung der Vorrichtungen bzw. Plätze, an denen die Netze angelandet werden können (näher dazu oben 3.5.1.2.). Traditionell war die Einteilung der Wadenzüge einer der größten Streitpunkte unter den Fischern, weswegen der Fischereiverein diese Züge nicht nur topographisch genau festlegte, sondern auch die personelle Berechtigung für jeden Wadenzug jährlich neu bestimmte. Fiete Daniel beschreibt dazu an einer Stelle das Losverfahren zur Ermittlung der Züge. An dessen Ergebnis hatten sich dann alle Fischer zu halten: »*De gedrückte Töggzettel weer vör de ganze Saison gültig un vör jeden Waadfischer verbindli.*«<sup>152</sup>

Die genaue Festlegung und Zuteilung der Wadenzüge verlieh zumindest in Schleswig-Holstein dem Fischereiverein beträchtlichen Einfluss auf die örtliche Fischerei, da der Küstenfischfang außerhalb der Wadenzüge durch die »Bekanntmachung über die Fischerei im Regierungsbezirk Schleswig« vom 7.4.1917<sup>153</sup> i.V.m. § 44 PrFischO<sup>154</sup> explizit verboten war.

Eine von Daniel ausführlich geschilderte Episode zum Tätigkeitsbereich des Fischereivereins hat sich am 17.3.1919 zugetragen: Daniel hatte mit seiner Wade den ganzen Tag im dichten Nebel gefischt und war am Ende des Fangtages mit gut gefülltem Netz in den Hafen zurückgekehrt. Dort unterstellte ihm ein Kollege, der an einem benachbarten Wadenzug gefischt hatte, wutentbrannt, Daniel habe ihn und einen weiteren Fischer so sehr beim Aussetzen ihrer jeweiligen Waden behindert, dass beide den Fang hätten abrechen müssen. Dies sei Grund genug, Daniels Tagesfang zu konfiszieren (S. 409/410). Die Streiterei

<sup>150</sup> Vgl. Illustriertes Fischerei-Lexikon: 1936, S. 227

<sup>151</sup> a.a.O., S. 95

<sup>152</sup> Daniel: 1982, S. 262

<sup>153</sup> M.-Bl. f. Landw. (= Ministerialblatt der Preußischen Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten) 1917, S.

211

<sup>154</sup> Die preußische Fischereiordnung vom 29.3.1917, eigentlich »Polizeiverordnung zum Fischereigesetz«, war eine auf der Rechtsgrundlage von § 106 Abs. I Nr. 1 des preußischen Fischereigesetzes vom 11.5.1916 erlassene Rechtsverordnung.

eskalierte und der erboste Kollege rief im Anschluss den Fischereiverein als Schiedsrichter an. (Diesen Vorfall hat Daniel auf Platt und vermutlich deutlich entschärft im Tagebuch festgehalten: »*Iß hee besoppen oder hett de Mann een Vogel kreeg'n?*«, S. 411). Zwecks Klärung der Angelegenheit wurde ein offizieller Ortstermin anberaumt, bei dem das fragliche Geschehen mit Bojen, die die Liegeplätze der einzelnen Fischerboote markierten, nachgestellt wurde. Dann wurden die jeweiligen Abstände zueinander vermessen, und die Beschwerde gegen Daniel wurde auf ganzer Linie abgewiesen (S. 421).

### 3.10.4.2. Deutscher Seefischereiverein

Dachverband der Fischereivereine der Küstenfischerei war der 1885 gegründete Deutsche Seefischereiverein.<sup>155</sup> Das vielfältige Aufgabengebiet dieser Organisation ging weit über reine Lobbyarbeit hinaus. So gab es beispielsweise für die Küstenfischerei lange keine formale Ausbildungsmöglichkeit, doch bot der Deutsche Seefischereiverein ab den 1920er-Jahren Kurse zu den Themen Schiffsmotorenteknik und Nautik an.<sup>156</sup>

Weitgehend staatliche Finanzierung sorgte dafür, dass der Seefischereiverein nicht nur »den staatlichen Behörden mit Auskunft, Rat und Übernahme bestimmter Aufträge zur Hand« ging, wie es dazu zeitgenössisch in Meyers Großem Konversations-Lexikon heißt, sondern sich zum Beispiel für sicherheitstechnische Verbesserungen von Schiffen und Hafenanlagen einsetzte und Schiffsversicherungskassen einrichtete.<sup>157</sup> Da auch die Mitarbeit an der Meeresforschung explizit zu seinen Aufgaben gehörte, kam der Deutsche Seefischereiverein sogar für die Betriebskosten des »Reichsforschungsdampfers Poseidon« auf und finanzierte die »Deutsche Wissenschaftliche Kommission für internationale Meeresforschung« – ein frühes Beispiel für privat initiierte, indirekt staatlich finanzierte und wirtschaftsnahe Forschung.

### 3.10.5. Fischereigenossenschaft

#### 3.10.5.1. Die Eckernförder Fischer-Genossenschaft

In Fiete Daniels Tagebuch wird auf die die heute noch bestehende »Eckernförder Fischer-Genossenschaft« nicht eingegangen. Daniel hat allerdings für den Eckernförder Heimatverein einen Jahrbuch-Artikel zur Eckernförder Genossenschaft verfasst.<sup>158</sup> In diesem Bericht nehmen die Differenzen zwischen Genossenschaftern und Nichtmitgliedern und die diversen Unstimmigkeiten der Genossenschafter untereinander sowie zwischen Genossenschaftern und Vorstand großen Raum ein. So dokumentiert Daniel insbesondere, wie es 1920

---

<sup>155</sup> Diese Interessensvertretung heißt heute Verband der Deutschen Kutter- und Küstenfischerei e. V. und ist nicht zu verwechseln mit dem Deutschen Fischereiverein einerseits, 1870 gegründet und heute als Deutscher Fischerei-Verband e. V. Dachverband der gesamten Fischereiwirtschaft, sowie dem Deutschen Hochseefischerei-Verband e. V. andererseits, dem 1918 gegründeten Interessensverband der Großen Hochseefischerei.

<sup>156</sup> Illustriertes Fischerei-Lexikon: 1936, S. 318/319

<sup>157</sup> Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 18: 1908, S. 252, führt noch eine ganze Reihe weiterer Aufgaben an. Dass diese vielfältige Aufgabenpalette dem einzelnen Berufsfischer trotzdem nur einen Jahresbeitrag von 1,50 Mark abverlangte, dürfte heutzutage jeden verblüffen, der mit den teilweise erstaunlich hohen Beiträgen zu berufsständischen Organisationen vertraut ist.

<sup>158</sup> Daniel: 1986, S. 87-90

anlässlich des genossenschaftlich betriebenen Ersteinsatzes einer Ringwade an der deutschen Ostseeküste zu großen Streitigkeiten unter den Fischern kam. Daniel erwähnt diesen Punkt auch noch an einer anderen Stelle (S. 424), was die Bedeutung dieser Zwistigkeit unterstreicht. Der Ringwadeneinsatz war zwar so erfolgreich verlaufen, dass auch andere Fischereigenossenschaften entlang der Küste diese durchaus kostspielige Anschaffung tätigten, doch ausgerechnet in Eckernförde wurde der Kauf der Ringwade letztlich wieder rückabgewickelt, weil die Streitigkeiten unter den Genossenschaf tern nicht beigelegt werden konnten. Insgesamt lesen sich Daniels diesbezügliche Aufzeichnungen so, als hätte die Genossenschaft der Eckernförder Fischerei mehr Fluch als Segen gebracht.

Die Problematik des Einsatzes einer derart fangintensiven Methode fand sogar Widerhall auf Landesebene: Die 1929 herausgegebene »Denkschrift« des preußischen Landwirtschaftsministeriums über seine Tätigkeit in den zehn Nachkriegsjahren bis 1928 erwähnt explizit die Eckernförder Ringwade: Ohne Nennung entsprechender Details ist im Bericht davon die Rede, dass wegen der Verschärfung der Interessensgegensätze »Sondermaßnahmen zur Regelung [...] der Ringwadenfischerei in der Eckernförder Bucht [...] getroffen werden mußten.«<sup>159</sup>

Wann genau die »Eckernförder Fischer-Genossenschaft« gegründet worden war, erwähnt Daniel nicht, doch ist davon auszugehen, dass die Gründung wie in allen anderen Orten an der Ostseeküste zwischen 1913 und 1919 erfolgte.<sup>160</sup> Die rechtliche Organisation einer Genossenschaft der Küstenfischerei richtete sich damals ausschließlich nach dem immer noch geltenden Genossenschaftsgesetz von 1889.<sup>161</sup> Dies klingt vor allem für Juristen nach einem Gemeinplatz, doch für Fischereigenossenschaften gibt es eine juristische Besonderheit, auf die an dieser Stelle kurz eingegangen werden soll:

Ein umfangreicher Abschnitt des PrFischG, nämlich die §§ 36 bis 85, behandelte die Einrichtung von Fischereigenossenschaften und stellte diesbezüglich eine Spezialvorschrift zum GenG dar.<sup>162</sup><sup>163</sup> Trotzdem spielte das PrFischG bei den Genossenschaften der Küstenfischerei – anders als bei der Binnenfischerei – keine Rolle, d. h. diese Vorschriften kamen bei keiner einzigen Küstenfischerei-Genossenschaft zur Anwendung.<sup>164</sup> Grund dafür ist die völlig unterschiedliche Zielrichtung von PrFischG und GenG.

---

<sup>159</sup> Zehn Jahre Preußisches Landwirtschafts-Ministerium: 1929, S. 186

<sup>160</sup> Vgl. Klein, Friedrich/Berlin, Henning: Die Fischereigenossenschaften in der Bundesrepublik Deutschland und ihre steuerliche Behandlung, ZFGG (Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen) 1963, S. 198

<sup>161</sup> genauer »Gesetz, betreffend die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften« vom 1.5.1889, heute »Genossenschaftsgesetz« in der Fassung der Bekanntmachung vom 16.10.2006 (BGBl. I S. 2230), zuletzt geändert durch Artikel 6 des Gesetzes vom 20.7.2022 (BGBl. I S. 1166)

<sup>162</sup> Die §§ 36-85 enthalten äußerst detaillierte Regelungen, vor allem im Vergleich zum Vorgängergesetz von 1874, wo von Fischereigenossenschaften nur in den §§ 9, 10 die Rede war, und stellen auf den ersten Blick Parallelregeln zum GenG dar.

<sup>163</sup> Das PrFischG galt auch nach dem Untergang des Bundesstaates Preußen nach dem Zweiten Weltkrieg in Schleswig-Holstein als Landesrecht unverändert fort. Heute ist an seine Stelle das Landesfischereigesetz (LFischG) von 1996 getreten, das in den §§ 22-25 erneut Bestimmungen für Fischereigenossenschaften trifft.

<sup>164</sup> Vgl. Klein /Berlin: 1963, S. 198

### 3.10.5.2. Abgrenzungsfragen

Das Tätigkeitsfeld einer Genossenschaft umfasst in der Küstenfischerei traditionell neben dem Absatz von Fischen und Garnelen den An- und Verkauf von Bedarfsartikeln der einzelnen Genossenschafter (Berufskleidung, Fangnetze, Schiffstau, Treibstoff), die dafür erforderliche Kreditvergabe und im Falle von genossenschaftlich betriebenen Fischereifahrzeugen auch deren gesamte Ausrüstung, wobei die Genossenschaft als solche Rechnungs- und Gefahrträgerin ist. Dazu kommen gegebenenfalls Fischverarbeitungs-, Transport- und Lagereinrichtungen sowie die Eisfabrikation. Damit sind Küstenfischerei-Genossenschaften klassische Wirtschaftsgenossenschaften und fallen als so genannte Bezugs- und Absatzgenossenschaften (und, soweit auch die Fischverarbeitung berührt ist, als Verwertungs-genossenschaften) in den Anwendungsbereich des GenG.<sup>165</sup>

Das PrFischG sprach zwar ebenfalls von Wirtschaftsgenossenschaften sowie von Schutzgenossenschaften, doch in beiden Fällen verlangte das Gesetz bestimmte Tatbestandsmerkmale, die von der Küstenfischerei nicht erfüllt wurden.<sup>166</sup> So bestimmte § 36 PrFischG als Zweck der Genossenschaft die »geregelte Aufsichtsführung und gemeinschaftliche Maßnahmen zum Schutz des Fischbestandes« sowie die »gemeinschaftliche Bewirtschaftung und Nutzung der Fischgewässer«. Im Vordergrund steht hier die genossenschaftliche Ausübung von Fischereirechten und nicht wie beim GenG die Lösung wirtschaftlicher Fragestellungen in Bezug auf Fangverwertung und Beschaffung von Ausrüstung. Das Fischereirecht wird aber in der Küstenfischerei gerade nicht durch die Genossenschaft selbst ausgeübt, sondern verbleibt beim einzelnen Fischer.

Die Subsumtion der Küstenfischerei-Genossenschaften unter die Vorschriften des GenG bedeutet zugleich, dass die Küstenfischerei-Genossenschaften rein privatrechtlichen Charakter aufweisen, während im Gegensatz dazu die Binnenfischerei-Genossenschaften als Körperschaften des öffentlichen Rechts organisiert sind.<sup>167</sup>

### 3.10.6. Fischerinnung

Die Fischerinnung war und ist die Standes- und Berufsvertretung derjenigen selbstständigen Berufsfischer, die einen eigenen Fischereibetrieb führen, doch im Gegensatz zur Zwangsmitgliedschaft in der Handwerkskammer ist die Mitgliedschaft in der Innung freiwillig. In der Nachfolge der mittelalterlichen Zünfte verstehen sich Innungen als Interessensgemeinschaften zur Förderung von beruflichen Belangen und sind traditionell für die Berufsausbildung zuständig. Zu Fiete Daniels Zeiten beschränkte sich die förmliche Berufsausbildung zum Fischergesellen allerdings auf die Binnenfischerei; für die Küstenfischerei gab es keine Fachausbildung. Die Innungen der einzelnen Küstenlandkreise waren zusammengeschlossen im »Bund Schleswig-Holsteinischer Ostseefischer«.

---

<sup>165</sup> Lang/Weidmüller: Genossenschaftsgesetz, Berlin/Boston: Walter de Gruyter GmbH, 40. Aufl. 2022, S. 49

<sup>166</sup> Klein/Berlin: 1963, S. 216

<sup>167</sup> Für die Fischereigenossenschaften nach PrFischG war der Rechtscharakter noch nicht offensichtlich, vgl. dazu ausführlich Klein/Berlin: 1963, S. 219-232, während § 22 Abs. 1 S. 2 SchlHLFischG dies für Schleswig-Holstein heute klar definiert.

## 4. Wirtschaftliche Auswertung

In Kapitel 2. wurde die mehr als fragwürdige Authentizität der Aufzeichnungen untersucht und die unter 3. als Allgemeiner Teil dieser Arbeit dargestellten zehn Kapitel dienen dazu, alle Angaben in Daniels Tagebuch, die konkreten wirtschaftlichen Informationsgehalt besitzen, vorbereitend in einen historischen Kontext zu bringen und im Spiegel der Zeit nachvollziehbar und in ihrer Auswirkung besser verständlich zu machen.

Dieser Teil widmet sich nun einzelnen (betriebs-)wirtschaftlichen Fragestellungen, die das Tagebuch aufwirft. Relevante Angaben gibt es dazu im Text durchaus häufig, wenngleich sie manchmal erst auf den zweiten Blick ins Auge fallen: Daniel unterscheidet in seinem Tagebuch nicht zwischen – aus unserer Sicht – wichtigen und eher belanglosen Informationen und bringt Angaben, die wir heute als außergewöhnlich und einer näheren Betrachtung wert einstufen, manchmal nur in einem Nebensatz unter, den man leicht überliest. Dazu kommt, dass der gesamte Text in seiner Unstrukturiertheit den Blick auf Wesentliches oft zusätzlich verschleiert.

Der vielleicht überraschendste Aspekt des wirtschaftlichen Gehalts des Tagebuchs ist nicht nur eine geradezu versteckte, sondern auch erstaunlich modern wirkende Botschaft, und sie soll deshalb den Auftakt bilden:

### 4.1. Die Fehmarnfahrten als Businessratgeber

Daniels Schilderungen, wie er in der zweiten Jahreshälfte 1918 zusammen mit seinem Vater und dem Sohn eines alten Kollegen seines Vaters (also in der üblichen Besatzungstärke von drei Mann, siehe dazu oben 3.7.1.3.) bis nach Fehmarn segelt, dort jeweils ungefähr vier Wochen lang auf Schollenfang geht und anschließend, nach jeweils sehr erfolgreichen Wochen, für ein paar Tage wieder nach Hause segelt, bevor er wieder nach Fehmarn zurückkehrt, stellen den Großteil von Daniels Aufzeichnungen aus dem Jahr 1918 dar, und das Jahr 1918 selbst nimmt im Tagebuch eine herausragende Stellung ein und umfasst knapp ein Viertel des gesamten Textes (inklusive dessen nicht-chronologischer, bis 1951 reichender Teile). Es ist also nicht übertrieben zu behaupten, dass die Fehmarnfahrten eine der entscheidenden Episoden des gesamten Tagebuchs ausmachen. So wichtig sie subjektiv für Fiete Daniel waren, so interessant werden die Fehmarnfahrten bei eingehender Betrachtung auch für den heutigen Leser.

Dass es sich insgesamt um eine außergewöhnliche Erfolgsgeschichte handelt, erschließt sich bereits auf den ersten Blick. Weniger augenfällig ist, dass dieser Erfolg nicht so sehr auf dem Zusammenwirken von vielen glücklichen Zufällen beruht, sondern hauptsächlich darauf, dass alle berechenbaren Faktoren, die den wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens bestimmen, konsequent berücksichtigt worden waren. Fiete Daniel (und sein Vater als Planer und Leiter des Unterfangens) machen alles richtig, was man aus unternehmerischer Sicht richtig machen kann, und wenn ihnen zwischendurch auch noch die Umstände gewogen sind, ist das nichts weiter als das sprichwörtliche Glück des Tüchtigen.

Die Chronologie des Tagebuchs verschleiert dabei die einzelnen Elemente und deren Zusammenwirken, und möglicherweise war Daniel dieser Zusammenhang auch gar nicht umfassend bewusst, als er sein Tagebuch schreibt. Wenn man den Text jedoch heute entsprechend hinterfragt, stellen die Fehmarnfahrten tatsächlich eine Art Businessratgeber *avant la lettre* dar. Die maßgeblichen Faktoren besitzen objektiven, also von der Person losgelösten, Charakter (4.1.1. bis 4.1.4.) oder sind subjektiver Natur (4.1.5.) und sollen im folgenden näher aufgeschlüsselt werden. Daniel trifft darüber hinaus unmittelbar im Anschluss an den Erfolg die unternehmerisch gebotenen Folgemaßnahmen, die auch in der Zukunft sein wirtschaftliches Wohlergehen sicherstellen sollen (4.1.6.).

#### **4.1.1. Standortanalyse**

Noch vor dem Beginn der eigentlichen Fahrten hatte Daniels Vater eine Aufgabe bewältigt, die zwar von Daniel nur kursorisch erwähnt wird, die aber zu den wichtigsten vorbereitenden Maßnahmen eines Unternehmers gehört: Er hatte ausgelotet, inwieweit Fehmarn ein guter Standort für den Schollenfang sein würde. So ähnlich, wie jeder Einzelhändler, der ein Geschäft eröffnen möchte, sich intensiv darüber Gedanken machen muss, ob er seine Ware am gewählten Ort wird verkaufen können, musste Daniels Vater im Vorfeld überlegen, ob er vor Fehmarn so viel Scholle würde fangen können, dass dies den kostenbezogenen Mehraufwand im Verhältnis zum Schollenfang in den üblichen, viel näher bei Eckernförde gelegenen Fanggründen würde rechtfertigen können.

Im Einzelhandel gilt die so flapsig wie zutreffend formulierte Regel, dass die drei wichtigsten wirtschaftlichen Faktoren »Standort, Standort und Standort« lauten. Gleiches gilt für Daniels Schollenfangpläne, denn wenn die anvisierten Fanggründe keine Erträge liefern, spielt es keine Rolle mehr, wie perfekt alle anderen unternehmerischen Faktoren ausgestaltet sind.

So, wie Daniel die Fehmarnfahrten schildert, wirken sie ein wenig wie eine Fahrt ins Blaue, und möglicherweise sind sie für Daniel selbst tatsächlich ein Aufbruch ins Unbekannte, doch für seinen Vater trifft das keineswegs zu. Daniels Vater ist zwar auf der Suche nach neuen Fanggründen, die möglichst ergiebiger sein sollten als die bisherigen Reviere, deren Erträge zusehends nachlassen. Doch dabei kommt ihm der Umstand zugute, dass er, anders als viele Fischerkollegen in Eckernförde, bereits Jahre zuvor vor Fehmarn gefischt hatte, wenn auch nicht nach Scholle, sondern nach Hering. Er war in diesem Zusammenhang bereits damals mit dem örtlichen Fischaukäufer Friedrich Schwenn, also seinem direkten zukünftigen Geschäftspartner, gut bekannt geworden (siehe dazu oben 3.8.3.1.).

Daniel senior erweiterte seine Kenntnisse über den örtlichen Fischbestand anschließend noch erheblich, weil er für seinen Kriegsdienst dreieinhalb Jahre lang in Heiligenhafen stationiert war, dem Ort, der Fehmarn auf dem Festland beinahe gegenüber liegt. Während dieser Zeit hatte sich die Bekanntschaft mit dem Fischaukäufer zur Freundschaft entwickelt, und auch dieser Umstand kommt dem »Unternehmen Fehmarn« zugute, da in der Folgezeit Friedrich Schwenn für Daniels Vater dauerhaft zur Informationsquelle wurde und ihn über die aktuellen örtlichen Gegebenheiten auf dem Laufenden hielt. Daniels Vater

wusste dementsprechend, dass in der Gegend südöstlich von Fehmarn gute Schollen-Fanggründe existierten und dass dort der Schollenfang bereits erfolgreich mit Takeln betrieben wurde. Er hatte allerdings in seiner gesamten Zeit in Heiligenhafen nie davon gehört, dass in diesen Fanggründen auch mit Schleppnetzen nach Scholle gefischt worden wäre (siehe insgesamt dazu oben 3.8.3.2.). Deshalb entschließt er sich, genau dies zu versuchen – und fängt Scholle in rekordverdächtigen Mengen.

Ein Beispiel, wie Daniel von Anfang an von Friedrich Schwenns Kenntnissen profitiert, ist der Eintrag anlässlich seiner Ankunft im Fehmarner Hafen Burgstaaken (31.7.1918), als Daniel verblüfft feststellt, dass der dortige Hafen bereits voller Fischerboote ist, und Schwenn ihn dahingehend beruhigt, dass es sich nicht um »normale« Konkurrenz, sondern »nur« um Segelschiffe von außerhalb handle, die im Marineauftrag fischten, und dass es deshalb so viele auf einmal seien, weil wegen Windstille keines von ihnen ausgelaufen war.

#### **4.1.2. Vertriebliche Infrastruktur**

Eng mit der Standortanalyse verknüpft ist die Frage nach den vertrieblichen Rahmenbedingungen. Die Tatsache des erfolgreichen Schollenfangs allein sicherte noch nicht den unternehmerischen Erfolg, sondern Daniel muss – und hier ähnelt seine Tätigkeit in besonderem Maß der eines Einzelhändlers – seine Ware auch noch möglichst fangfrisch verkaufen. Auch hier wusste Daniels Vater bereits im Vorfeld wegen seiner langjährigen Freundschaft mit Schwenn, dem staatlich bestellten und offiziell einzigen Abnehmer und Geschäftspartner Daniels, dass Fehmarn vertriebstechnisch ein sinnvoller Fangplatz sein würde und ihm in dieser Hinsicht keine Probleme drohten, ganz im Gegenteil: Ein weiteres handfestes Beispiel, wie er von dieser Freundschaft mit Friedrich Schwenn profitiert, zeigt sich im Eintrag vom 22.10.1918: Der gut informierte Schwenn teilt Daniel senior im Vertrauen mit, dass der örtliche Teibstoffhändler Lieferschwierigkeiten habe, und er rät ihm, sich möglichst schnell um einen Treibstoffvorrat zu bemühen. Dies gelingt Daniel auch, und er kauft alles Öl auf, das der Treibstoffhändler ihm verkaufen kann (dieser behält nur etwas Öl für die einheimischen Fischer zurück).

Die Insel Fehmarn wirkt zwar in Bezug auf größere Fischmärkte und die fischverarbeitende Industrie geographisch auf den ersten Blick ein wenig abgelegen, aber dies führte letztlich zu keinen Nachteilen, denn Fehmarn hatte – anders als viele Fischerorte – einen Eisenbahnanschluss mit direkter Zuganbindung zum Festland. Auch wenn diese Verbindung nur eine Schmalspurbahn war (vgl. oben 3.8.3.3.), war der Transport der Fische beispielsweise nach Kiel gesichert, solange die Fänge nachmittags nur rechtzeitig genug gelöscht wurden, so dass sie in den täglichen 18-Uhr-Zug verladen werden konnten (28.9.1918). Diese Zugverbindung für die eigene Ware in Anspruch zu nehmen, wäre auch anderen Fischern möglich gewesen, doch es gab keine Kollegen von außerhalb, die Fehmarn als ihre Fangbasis nutzen, sondern die Konkurrenz kam durchweg aus Travemünde, segelte nach dem Löschen des Tagesfangs wieder nach Hause und wusste dementsprechend nichts von diesem Zug und seiner Abfahrtszeit.

### **4.1.3. Konkurrenzanalyse**

Dieser soeben beschriebene Unterschied beim Umgang mit dem täglichen Fang führt unmittelbar zum nächsten wichtigen Faktor von Daniels Erfolg, der Konkurrenzanalyse: Daniel senior hatte im Rahmen seiner Planungen herausgefunden, dass den Fehmarnern die Gegend um Fehmarn nicht als Schollenfanggebiet vertraut war, dass also von den Einheimischen selbst überhaupt keine direkte Konkurrenz drohte, wobei diese vielleicht ohnehin nicht übermäßig ins Gewicht gefallen wäre, denn Daniel berichtet nicht, dass auf Fehmarn so große Schiffe wie die Quasen in Gebrauch gewesen wären, sondern übernimmt in diesem Zusammenhang Schwenns Formulierung »*hiesige Kleinfischers*« (22.10.1918).

Es gab allerdings andere Konkurrenz vor Ort, denen die ergiebigen Fanggründe sehr wohl bekannt waren, nämlich zum einen eine Handvoll Fischer aus dem nicht allzu weit entfernten Travemünde, die tageweise von Travemünde nach Norden segelten, um vor Fehmarns Südküste nach Scholle zu fischen, und zum anderen waren dort Fischer aus Pommern im Auftrag des Kieler Marinekommandos zugange. Man kam sich am Fangplatz selbst nicht weiter in die Quere, was wohl an der Größe des Fanggebiets und am Umfang der Schollenbestände lag. Dass dabei der »Newcomer« Daniel regelmäßig die qualitativ hochwertigsten Fänge verzeichnete und die Konkurrenz sozusagen auf Abstand hielt, dürfte folgende Ursache gehabt haben: Daniels Vater war sich nach Auswertung aller seiner Informationsquellen sicher, dass vor Fehmarn beim Schollenfang zwar eine ganz gute Ausbeute erzielt wurde, dass die Schollenfischerei aber noch nie mit dem Schleppnetz versucht worden war (17.7.-28.7.1918 [= ein Eintrag]), und er hielt sein Schleppnetz den Travemünder Takeln überlegen, jedenfalls bei Driften auf weichem Grund (vgl. dazu oben 3.6.6. bzw. 3.6.7.).

Die pommerschen Marinefischer mussten aus einem ganz anderen Grund nicht als ernsthafte Konkurrenz betrachtet werden, denn im Unterschied zu Daniel hatten sie reine Segelschiffe ohne Motor, die bei Windstille im Hafen bleiben mussten (31.7.1918). Im Gespräch mit Daniel räumten sie selbst ein, dass dessen Erträge alles in den Schatten stellten (20.10.1918).

Diese Feststellung führt unmittelbar zum nächsten Erfolgsfaktor: Daniels Schiff war den Konkurrenten überlegen, aber auch darüber hinaus war seine Ausstattung erstklassig:

### **4.1.4. Technische Ausstattung**

#### **4.1.4.1. Das bessere Schiff**

Wie oben 3.7.1. ausführlicher beschrieben, fischte Daniel mit einer Motorquase, die mit einem fast fünfzehn Jahre alten 6-PS-Motor ausgestattet war. Dass die Motorquase den reinen Segelquasen schon deshalb überlegen war, weil sie nicht mehr auf günstige Windverhältnisse angewiesen war, liegt auf der Hand. Sie konnte daneben auch wegen der durch den Motor gesteigerten Zugkraft bei jeder Drift die Scherbretter des Schleppnetzes weiter auseinander halten als die Segelquasen, d.h. die Öffnung des Netzes war größer und das Netz bekam damit eine größere Reichweite (20.10.1918).

Der 6-PS-Motor war von seiner Leistung her nicht mehr ganz auf der technischen Höhe der Zeit. Es gab bereits Quasen, die mit einem Motor von 10 oder sogar 20 PS unterwegs waren, doch Daniels Vater war der Ansicht, dass dies fast schon einer Übermotorisierung gleichkam und jedenfalls beim Schleppnetzfang keine Ertragssteigerung bewirkte, sondern dass im Gegenteil der stärkere Motor die bei der Drift erforderliche langsame Fahrt erschwerte und seine eigenen Erträge auch deshalb die höheren waren (20.10.1918).

#### 4.1.4.2. Das bessere Netz

So, wie Daniels Schiff der Konkurrenz überlegen war, waren auch seine Netze bessere Fanggeräte als die der Konkurrenz. Nicht nur, dass Daniels Vater das Schleppnetz an sich als Fangmethode für geeigneter hielt als die Travemünder Stellnetze, sondern er sah sich durch die Erträge auch in seiner Auswahl der spezifischen Netzeigenschaften bestätigt: Üblicherweise wurden zum Schollenfang Netze mit einer Maschenweite von 43 mm oder noch darunter benutzt (vgl. dazu ausführlicher oben 3.9.2.1.). Daniels Netze hatten eine Maschenweite von 48 bzw. 50 mm. Die größeren Maschen haben zur Folge, dass die kleineren Schollen sich nicht so leicht verfangen, sondern eher durch die Maschen schlüpfen können. Diese kleineren Schollen durften zwar gefangen werden, solange sie die gesetzliche Mindestlänge erreichten, und sie waren auch ohnehin Bestandteil jedes Fangs jedes Fischers, aber sie galten qualitativ nur als »Klasse III« und wurden von Aufkäufer wesentlich geringer vergütet als ihre größeren Artgenossen.

An einer Stelle im Tagebuch (20.10.1918) geht Daniel ausnahmsweise konkret auf die finanziellen Auswirkungen der unterschiedlichen Maschengröße ein und ermöglicht damit jedenfalls einen kleinen einigermaßen aussagekräftigen Vergleich: Sein Verkaufserlös des Tagesfangs lag um 150 Mark höher als bei den Travemünder Kollegen. Im Jahr 1918 hatte die Geldentwertung zwar kriegsbedingt schon begonnen, war aber noch – vergleichsweise – moderat, und ein um 150 Mark höherer Tagesumsatz machte immer noch einen bedeutenden Unterschied aus:

Während des Krieges waren die Preise nur langsam gestiegen, und die Parität von Papiermark und Goldmark<sup>168</sup> blieb lange halbwegs gewahrt. Für das Jahr 1918 errechnet man einen Wertverlust der Mark um den Faktor 1,8 im Verhältnis zum Vorkriegsniveau.<sup>169</sup> Allerdings handelt es sich bei diesem häufig genannten Wert um einen Jahresdurchschnittswert, der keine konkrete Aussagekraft hat, da die Inflation im Laufe des Jahres 1918 äußerst unterschiedlich verlief. Im Januar war sie im Vergleich zu 1914 noch kaum verändert, stieg aber im Lauf des Jahres immer weiter an, je mehr sich abzeichnete, dass das Deutsche Reich den Krieg verlieren würde, und erreichte im Oktober, als Daniel seinen Tagebucheintrag macht, den Faktor 2,38<sup>170</sup> (bezogen auf die Lebensmittel-Großhandelspreise).

---

<sup>168</sup> Siehe zum Unterschied und zu den Hintergründen der Inflation im einzelnen Kapitel 4.5.

<sup>169</sup> Vgl. Deutsche Bundesbank: Übersicht über Kaufkraftäquivalente, abrufbar unter <https://www.bundesbank.de/resource/blob/615162/13c8ab8e09d802ffc2e5a8ae509829c/mL/kaufkraftaequivalente-historischer-betraege-in-deutschen-waehrungen-data.pdf>

<sup>170</sup> Statistisches Reichsamt (Hg.): Zahlen zur Geldentwertung in Deutschland von 1914 bis 1923, Sonderhefte Wirtschaft und Statistik. 5. Jahrgang Sonderheft 1, Berlin: Hobbing, 1925, S. 16

In Daniels Fall entsprechen die 150 Mark Mehrerlös also etwa 60 Goldmark. Rein rechnerisch ergibt ein um diesen Betrag gesteigerter (Werk-)Tagesumsatz in einem Monat eine Umsatzsteigerung von ungefähr 1.400 Mark, was beinahe das durchschnittliche Jahres(!)-einkommen eines Arbeiters des Jahres 1917<sup>171</sup> ausmacht.

(Dieser Vergleich ist zugegebenermaßen alles andere als exakt und soll nur grob verdeutlichen, um wieviel höher Daniels Umsatz im Verhältnis zu dem seiner Kollegen war. Genau genommen ist es natürlich nicht statthaft, Umsatz einerseits zu Einkommen andererseits ins Verhältnis zu setzen.)

Dass nicht nur Daniel senior seine Netze für überlegen hält, sondern dass auch die Konkurrenz das zähneknirschend anerkennen muss, schildert der Tagebucheintrag vom 17.10.1918, als Daniel und die Travemünder Kollegen am selben Fangplatz fischen, er jedoch anschließend die weit bessere Fangqualität abliefert, und niemandem eine bessere Erklärung dafür einfällt, als dass eben die Maschenweite dafür ausschlaggebend sein muss. Von den bootstechnisch unterlegenen Marinefischern wird Daniel wegen der Qualität seiner Fänge ohnehin bewundert (18.10.1918; 22.10.1918).

Außer der Maschenweite trägt zu Daniels Erfolg bei, dass er darauf achtet, nur Netze aus erstklassigem Material, nämlich aus »Manilahanf« zu benutzen (vgl. dazu ausführlicher 3.9.1.).

Des weiteren kam es zumindest nach Daniels Meinung darauf an, dass die Drehrichtung des Netzgarns nicht die allgemein übliche sein durfte, sondern dass der Zwirn in doppelter Z-Richtung versponnen sein sollte (vgl. dazu ausführlicher 3.9.2.2.).

#### **4.1.4.3. Die besseren Seekarten**

Als letztes Element von Daniels Ausstattung seien die Seekarten erwähnt, die Daniel senior schon vor der Abfahrt gerade im Hinblick auf die »unerforschten« Fehmarn Fanggründe besorgt hatte (30.7.1918). Was für Karten das genau waren und beispielsweise welchen Maßstab sie hatten, beschreibt Daniel nicht eingehender, aber es müssen seiner Formulierung nach jedenfalls außergewöhnlich genaue Karten gewesen sein, die die Wassertiefe rund um Fehmarn besonders detailliert angaben und vor allem anzeigten, ob der Meeresgrund eher steinig oder eher weich war (31.7.1918), was für die Einschätzung der Schollen-vorkommen natürlich besonders wichtig war.

Anders, als man vielleicht erwarten würde, gehörten solche genauen Seekarten offenbar keineswegs zur Standardausrüstung eines Ostseefischers, denn als Daniel senior einmal den Marinefischern Fragen zum Fangplatz beantwortete, musste er das mithilfe seiner eigenen Karten tun, da den Kollegen offenbar keine qualitativ vergleichbare Karte zur Verfügung stand (4.9.1918).

---

<sup>171</sup> Vgl. Anlage 1 zu SGB VI (=Sechstes Buch des SGB). Dort sind die historischen »Durchschnittsentgelte« aufgeführt. Das Durchschnittsentgelt ist die im Sozialversicherungsrecht maßgebliche Berechnungsgröße für die Sozialbeiträge, also vergleichbar mit dem tatsächlichen Durchschnittseinkommen eines Arbeitnehmers.

#### 4.1.5. Qualitätsorientierung

Nach den objektiv berechenbaren Kriterien waren die Fehmarnfahrten also in ganzer Linie auf Erfolg ausgerichtet. Dafür, dass der unternehmerische Erfolg auch tatsächlich eintritt, reicht das allerdings noch nicht aus, sondern ein Unternehmer muss zusätzlich auch eine Reihe von subjektiven Kriterien erfüllen, muss also in Wesensart und Charakter bestimmte Eigenschaften mitbringen, um letzten Endes »am Markt« zu reüssieren.

Persönlichkeitsmerkmale und Charakterzüge sind naturgemäß nicht quantifizierbar, und es lässt sich auch keine Rangliste aufstellen, welche dieser Eigenschaften die wichtigste ist und welche vielleicht verzichtbar wäre oder wieviele man insgesamt braucht, weswegen solche *soft factors* häufig unterschätzt werden. Zumindest in Daniels Fall, also bei einem Unternehmer in kleinerem Stil, der die Geschäfte selbst führt und mit seinen Geschäftspartnern bzw. Kunden ausgeprägten persönlichen Umgang hat, kann die Bedeutung und die Wirkungsweise der persönlichen Eigenschaften nicht hoch genug eingestuft werden. Banal formuliert, handelt es sich letztlich um nichts anderes als die Feststellung, dass jeder von uns lieber mit solchen Menschen Geschäfte macht, die er als Person schätzen gelernt hat, als mit solchen, mit denen er aus verschiedenen Gründen »nicht warm wird«.

Daniels Ton in seinem Tagebuch ist ein durchwegs sehr bescheidener. Er lässt nur manchmal ein wenig Freude und Stolz darüber durchscheinen, was ihm, seinem Vater und dem dritten Mann an Bord Fiets Mumm vor Fehmarn alles gelungen ist und dass sie bei diesem Unternehmen gutes Geld verdient haben. Doch an keiner Stelle streicht er heraus, dass die drei sich als etwas Besonderes gefühlt hätten, oder protzt mit seinen Fängen. Im Gegenteil: Um zu erkennen, dass Daniel (ebenso wie sein Vater) auch im persönlichen Bereich die richtigen Voraussetzungen für den Geschäftserfolg mitbrachten, muss man immer zwischen den Zeilen lesen. Daniels Aufzeichnungen lassen dabei folgende unternehmerisch relevanten Persönlichkeitsmerkmale erkennen:

##### 4.1.5.1. Berufsethos und Zuverlässigkeit

Daniel ist von Anfang an darauf bedacht, gute Ware abzuliefern, und er stellt an sich selbst hohe Ansprüche hinsichtlich der Qualität seiner Fänge. Konkret bedeutet das nicht nur, dass der Anteil an kleinen Schollen relativ gering ist, sondern Daniel liefert seine Fänge auch noch sauber vorsortiert ab. Dies wird natürlich entsprechend gewürdigt, und zwar nicht nur immer wieder von Aufkäufer Schwenn (z.B. 4.9.1918; 16.9.1918; 5.10.1918: »*Schwenn war begeistert vom Fang u. der Qualität*«), sondern darüber hinaus auch von dessen Abnehmern. So berichtet Daniel gleich zu Anfang der Fehmarn-Touren von der Rückmeldung eines Kunden von Schwenn, bei dem der Kunde sich hoch erfreut über Qualität und Sortierung der von Daniel stammenden Ware äußert (1.8.1918). Auch bei der Konkurrenz aus Travemünde spricht sich bald herum, wie gut die Ware der Eckernförder ist, und man erkundigt sich bei Daniel nach den Gründen (16.10.1918).

Dabei macht Daniel kein großes Aufhebens um die korrekte Sortierung, also um die größenbezogene Einteilung der Schollen in Klasse I, II und III. Für ihn steht das außer Frage, weil es zu seinem Grundverständnis seines Berufes gehört, zu seinem Berufsethos: »[...] wir

*sagten so sei die bei uns in Eckernförde bestimmte Sortierung vorgesehen u. werden diese auch hier weiter so machen u. nicht anders.» (31.7.1918)*

Ein zentrales Element von Daniels Berufsethos ist seine Zuverlässigkeit. Anders, als offenbar die Travemünder, liefert er nicht nur dann Ware beim Aufkäufer ab, wenn ihm der Sinn danach steht, sondern er beliefert ihn täglich. Diese Regelmäßigkeit erleichtert dem Fischaufkäufer seinerseits die Planungen und Vereinbarungen und führt zu dessen engeren Bindung an Daniels Ware. So kommt es an manchen Tagen vor, dass Daniel der einzige ist, der den Aufkäufer beliefert, und er trägt mit dieser verlässlichen Belieferung dazu bei, dass der Aufkäufer sein eigenes gutes Image im gesamten Vertriebskreislauf wahren kann (26.9.1918).

Daniels Zuverlässigkeit ist später auch Dreh- und Angelpunkt beim Aufbau seines Tauschnetzwerks: Nachdem er begonnen hat, Fische auf Bestellung an einzelne Haushalte zu liefern, kann er auf Dauer nur dann erfolgreich bleiben, weil er die Bestellungen auch weiterhin zuverlässig zur Zufriedenheit seiner Kunden ausführt. Siehe dazu im Anschluss 4.2.

#### **4.1.5.2. Arbeitsmoral**

Eng mit dem Berufsethos verknüpft ist die persönliche Arbeitsmoral, die bei Daniel naturgemäß höher ist als etwa bei den zum Fischfang fern der Heimat zwangsverpflichteten Marinefischern, denn schließlich arbeitet Daniel auf eigene Rechnung und behält deshalb konsequent eine Sechstageswoche bei, ohne dies besonders zu erwähnen. Im Gegensatz dazu beschreibt er, eher mitfühlend als mokant, wie die Marinefischer ihre Tätigkeit ganz anders ausführen und keineswegs bereits dann zum Fischen auslaufen, wenn das Wetter günstig ist. Die Marinefischer mussten nur etwa einmal pro Woche ihre Fänge bei ihrem Kommando in Heiligenhafen abliefern und waren den Rest der Zeit sich selbst überlassen, blieben dementsprechend oft im Hafen, und wie in jeder Armee eines jeden Landes wussten sie ihre mäßigen Erträge mit erfinderischen Ausreden zu rechtfertigen (16.9.1918).

#### **4.1.5.3. Mut und Unkonventionalität**

1. Ein Kleinunternehmer kann nicht darauf bauen, dass »der Laden von alleine läuft«, sondern er muss ein erhebliches Maß an dauerhafter Eigeninitiative entwickeln, um den wirtschaftlichen Erfolg zu sichern. Dazu gehören auch eine gewisse Portion Mut und die Bereitschaft, unkonventionelle Maßnahmen zu ergreifen, denn im Geschäftsleben ergeben sich häufig Situationen, für die es keine vorgefertigten Verhaltensanweisungen gibt, sondern die eine Risikoabwägung und die Bereitschaft zur Verantwortung fürs eigene Handeln erfordern.

So stellte beispielsweise die Umsetzung des Waffenstillstandsabkommen, das am 11.11.1918 in Kraft trat, die Rahmenbedingungen auf den Kopf, unter denen Daniel vor Fehmarn fischte: Artikel XXVI sah darin explizit die Beschlagnahme aller deutschen Handelsschiffe vor,

die sich auf hoher See befanden.<sup>172</sup> Ein Fischerboot ist zwar juristisch gesehen kein Handelsschiff, aber ein Aufenthalt auf See außerhalb des Küstenmeeres<sup>173</sup> war damit trotzdem für jedermann ein Vabanquespiel geworden, denn man konnte sich nicht darauf verlassen, dass die alliierten Kontrollfahrzeuge, die in der Ostsee die Einhaltung des Waffenstillstandsabkommens überwachten, feine juristische Unterschiede beachten und von einer Beschlagnahme absehen würden.

Daniel weiß das alles, setzt sich aber bewusst darüber hinweg und legt die Strecke von Eckernförde nach Fehmarn auf eigene Gefahr zurück. Er riskiert also tatsächlich seine berufliche Existenz, anders als die Kollegen aus Travemünde, die sich an das Auslaufverbot des örtlichen Lotsenkommandeurs halten. Über die nervliche Verfassung, in der die Crew die Fahrt zurücklegt, schreibt Daniel nichts, sondern er beendet den entsprechenden Tagebucheintrag lapidar mit »*Wir erklärten Schwenn, daß man dasselbe [= die Gefahr der Beschlagnahme] uns auch erklärt u. vorgehalten hatte. Aber wir sind nun einmal hier und werden, wenn es Wetter ist[,] auslaufen zum Fang!*« (23.11.1918).

Die Fangplätze vor Fehmarn liegen natürlich ebenfalls außerhalb des Küstenmeeres, doch Daniel sieht darin im Vergleich zur gut bewältigten Fahrt von Eckernförde nach Fehmarn vermutlich noch das geringere Risiko. Wäre dabei irgendetwas schiefgegangen und hätte Daniel womöglich sein Schiff verloren, könnte man im Rückblick vielleicht von unvernünftiger Risikobereitschaft sprechen, doch angesichts des umfassenden Erfolgs muss konstatiert werden, dass dieser Erfolg in erheblichem Maße auch auf den persönlichen Mut der Beteiligten zurückzuführen ist.

2. Daniel bzw. sein Vater stellen nicht nur klassischen »Schneid« unter Beweis. Sie sind auch sonst bereit, unkonventionell zu handeln, wenn die Situation es erfordert, wie sich schon von Anfang an in der Überlegung zeigt, überhaupt nach Fehmarn zu segeln. Daniel senior trifft seine Überlegungen nicht still für sich, sondern er bespricht dieses Unternehmen mit den Eckernförder Kollegen und ist bereit, seine Pläne professioneller Kritik auszusetzen, denn eigentlich möchte er dieses Unternehmen gar nicht alleine, sondern zusammen mit einigen Kollegen durchziehen (17.7.1918). Doch niemand sonst glaubt an Daniels Idee, die Fehmarnfahrer werden immer wieder als »*Hungerleider*« (6.10.1918) verspottet, nach ihrer monatlichen Rückkehr regelmäßig verunglimpft und »*aß lögner un prahler hinn stellt*« (29.9.1918), während Daniel bei seiner Überzeugung bleibt, das Richtige zu tun, auch wenn sie stark vom üblichen Rahmen abweicht.

#### 4.1.5.4. Anpassungsfähigkeit

Eine weitere unabdingbare Voraussetzung für unternehmerischen Erfolg ist die Fähigkeit, das eigene unternehmerische Handeln an die sich verändernden Rahmenbedingungen anzupassen. In Daniels Fall bedeutet das, seinen Fischfang nach den zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten zu richten. Das klingt nach Gemeinplatz, ist aber keineswegs selbst-

---

<sup>172</sup> Abgedruckt z. B. in: Deutsches Historisches Institut Washington (Hg.): Deutsche Geschichte in Dokumenten und Bildern, Bd. 6, Die Weimarer Republik 1918/19–1933, abrufbar unter [https://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/armistice\\_germany\\_ger.pdf](https://germanhistorydocs.ghi-dc.org/pdf/deu/armistice_germany_ger.pdf)

<sup>173</sup> Vgl. dazu oben 3.8.2.

verständlich: Wie soeben geschildert, ist unter den Eckernförder Fischern niemand, der bei Daniel seniors Fehmarnplänen mitziehen will. Das geschieht nicht nur aus mangelndem Vertrauen in die Erfolgsaussichten, sondern beruht auch schlicht auf Bequemlichkeit, denn kein Kollege aus Eckernförde ist bereit, seinen gewohnten Tagesablauf zu ändern (28.8.1918). Selbst als einer der Eckernförder Fischer Daniel vor Fehmarn aufsucht und mit eigenen Augen miterlebt, wie gewaltig Daniels Ausbeute ist, kann er sich nicht dazu entschließen, vor Ort zu bleiben und vorübergehend auf sein gewohntes Bett zu Hause zu verzichten (18.9.1918).

Als die Eckernförder dann nicht mehr umhinkönnen, Daniels Erfolg als Fischer und als Hamsterer anzuerkennen, tun sie es voller Neid. Daniel beschreibt das ausdrucksstark mit den Worten »*Alle die es sahen was wir mitgebracht, [...] ließen ihre Schnauze baumeln [...]*« (29.9.1918), aber nicht einmal der Neid bringt sie dazu, es Daniel gleichzutun und sich ebenfalls nach neuen Fanggründen aufzumachen.

Ansonsten bringt Fehmarn für Daniel auch eine zeitliche Neuorganisation seines Arbeitstages mit sich: In Eckernförde lief man üblicherweise zwischen 23 und 24 Uhr zum Fischen aus, und gegen Mittag wurde dann der Fang gelöscht (z. B. 2.6.1918; 16.6.1918). Vor Fehmarn erkennt Daniel, wie wichtig es ist, dass seine Ware noch am selben Tag in den Zug zum Festland verladen werden kann, so dass es letztlich der Zugfahrplan ist, nach dem sich Daniels Arbeitszeiten richten (28.9.1918). Deshalb verlegt er seine Auslaufzeiten entsprechend auf 5 bis 6 Uhr (2.8.1918; 17.10.1918), damit sein Arbeitstag lang genug ist und er genügend Zeit hat, den Tagesfang gegen 17 Uhr zu löschen (2.8.1918), also noch früh genug für die Verladung in den 18-Uhr-Zug zum Festland.

Das eindrucksvollste Beispiel für Daniels Anpassungsfähigkeit ist seine Schilderung, wie er nicht nur alles, was er brauchte und was man auf Fehmarn nicht kaufen konnte, einzutauschen beginnt, sondern darüber hinaus als ein sozusagen berufliches »zweites Standbein« ein regelrechtes Tauschnetzwerk aufbaut. Diesem Netzwerk ist das Kapitel 4.2. gewidmet.

#### **4.1.5.5. Innovative Weiterentwicklung**

Daniel beschränkt sich nicht darauf, nur auf die Umstände zu reagieren und sein Verhalten entsprechend anzupassen, sondern er geht sogar noch einen Schritt weiter und versucht, im Rahmen seiner Möglichkeiten die Umstände selbst zu verändern. Das erreicht er durch Verbesserung seines Fanggeräts in zweierlei Hinsicht, nämlich durch die Integration von noch größeren Maschen in seinem Schleppnetz und durch eine Verlängerung der Leinen, mit denen das Netz durchs Wasser gezogen wurde:

1. Die Maschen von Daniels Netz sind von Haus aus größer als üblich, und er führt seinen Fangerfolg vor allem darauf zurück. Doch wie oben 3.9.2.1. dargestellt, gibt er sich damit nicht zufrieden, sondern experimentiert vor Fehmarn weiter mit noch größerer Maschenweite herum und stellt dabei fest, dass er zwar nicht die Fangmenge als solche, aber dafür die Qualität seiner Fänge und damit den Verkaufserlös steigern kann, wenn er nicht das ganze Netz verändert, aber doch den Fangsack des Netzes mit noch weiteren Maschen ausstattet. Daniel erwähnt nirgends, dass er sich dies irgendwo abgeschaut hätte, und es

handelt sich dabei möglicherweise tatsächlich um eine originäre Verbesserung der Fischfangausrüstung.

2. Für die Länge der Leinen, an denen das Netz hinter dem Schiff hergezogen wurde, gab es keine verbindlichen Maße. Jeder Fischer musste selbst entscheiden, welche Länge er für dieal hielt, denn sie hing von der Beschaffenheit des Meeresboden und der Schleppgeschwindigkeit ab. Das Netz war mit mehreren Leinen am Schiff festgebunden, vorne mit den »Schleppleinen« und hinten mit den »Wischenleinen«, und das Längenverhältnis dieser Leinen zueinander spielte eine Rolle für die Art und Weise, wie das Netz über den Meeresboden gezogen wurde. Daniels Vater hatte bereits viel Erfahrung mit unterschiedlichen Leinenlängen gesammelt, als er den Motor ins Schiff hatte einbauen lassen, weil der 6-PS-Antrieb das Netz ganz anders über den Meeresboden bugsierte als vorher die Segelquase (20.10.1918). Er war sich deshalb sicher, dass es die Fangergebnisse verbessern würde, wenn er ganz unorthodox die von ihm ohnehin schon großzügig bemessenen Leinen noch weiter verlängerte: die Schleppleine auf 75 Faden und die Achterleinen auf 50 Faden, d.h. auf ca. 137 m und ca. 92 m<sup>174</sup> (30.10.1918). Der durchschlagende Erfolg sollte ihm recht geben. Auch hierzu erwähnt Daniel keine Vorbilder. Daniel senior wird natürlich nicht der einzige Fischer gewesen sein, der versucht hat, seine Ausrüstung immer wieder zu verbessern, doch aus unternehmerischer Sicht entscheidend ist hierbei, dass er es macht, obwohl er bereits Erfolg hat und gut im Geschäft ist. Er hätte sich unter dem Schlagwort »Optimierung« wohl nicht viel vorstellen können, doch instinktiv macht er genau das: Er hinterfragt seine Methoden und bemüht sich laufend um ihre Verbesserung.

#### 4.1.5.6. Großzügigkeit

Als abschließender Erfolgsfaktor sei die für Daniel und seinen Vater als charakterliche Grundhaltung offenbar selbstverständliche Großzügigkeit genannt. Bei keiner Gelegenheit zeigt Daniel sich kleinlich, sondern er bemüht sich stets um Zufriedenheit seines Gegenübers, was ihm natürlich besonders beim Aufbau der persönlichen Beziehungen im Rahmen seines Tauschnetzwerks hilft. Doch auch außerhalb rein geschäftlicher Transaktionen erweisen sich Daniel und sein Vater als Menschen, die sich offenbar um das Wohlergehen ihres Gegenübers bemühen. So behandeln sie die Marinefischer weniger als Konkurrenten um den vorhandenen Fisch, sondern vielmehr als Kollegen, die es zu unterstützen gilt, sei es mit Ausrüstung oder auch mit der Überlassung von Fisch. Das geht sogar so weit, dass Daniel senior ihnen auf seiner Karte die für ihre Segelboote vielversprechendsten Fanggründe zeigt (4.9.1918).

---

<sup>174</sup> Ein »Faden« ist sowohl ein altes Garnmaß als auch ein altes nautisches Maß zur Bezeichnung der Wassertiefe. Beides sind Längeneinheiten, die sich jedoch deutlich unterscheiden. Hier ist davon auszugehen, dass Daniel sich eher des Vokabulars der Seefahrt bedient, als dem der Textilkunde. Ein nautischer Faden entspricht einem Klafter, d. h. ursprünglich der Spannweite der Arme eines erwachsenen Mannes, gleichgesetzt mit 6 Fuß, später genormt auf 2 englische *yards* = ca. 1,83 m = 1/1000 Seemeile = 1 Bogenminute der Erdoberfläche. Vgl. dazu insgesamt Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Maße, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung, Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co., 1992, S. 137. Ob Daniel möglicherweise in davon abweichenden preußischen oder auch dänischen Faden rechnet, darf wegen des nicht allzu großen Unterschieds offen bleiben.

Unabhängig davon, ob dieses Verhalten letztlich uneigennützig motiviert ist: Daniel profitiert jedenfalls deswegen, denn die Marinefischer vergelten Daniels Hilfsbereitschaft mit einem aus Marinebeständen »organisierten« großen Posten Tauen und mit tatkräftiger Unterstützung beim Löschen der Fänge (18.10.1918) und sagten zu Daniel »[Ihr habt] uns viele male mit aus dem Loch mit heraus genommen, und wenn wir etwas fragten[,] uns immer Auskunft gegeben, auch wenn wir euch nach Butt fragten immer welche bekommen wo keiner von den sonstigen Fischern, uns nie eine Antwort auf unser Fragen gegeben haben, ihr die einzigen Fischer gewesen sind, wo wir mit sprechen konnten, dies hier soll unser Dank an euch sein«.

#### **4.1.6. Folgemaßnahme: Investitionen**

Nach erfolgreichem Abschluss der Fehmarnfahrten erhält Daniel eine relativ große Geldsumme als Anteil. Wieviel er insgesamt verdient, erwähnt er nicht, aber an einer Stelle spricht er von einem Monatslohn von 4.000 Mark (4.11.1918). Er hätte diesen erheblichen Geldbetrag nun einfach auf die Bank bringen können, er hätte sich eine Auszeit gönnen können (schließlich ist er erst achtzehn und ist dazu gerade noch dem Kriegsdienst entronnen) oder er hätte einen Vorläufer eines heutigen Bausparvertrages abschließen können. Stattdessen macht er genau das, was ein zukunftsorientierte Unternehmer tun sollte: Er investiert den Gewinn, um seine Stellung zu verbessern.

##### **4.1.6.1. Anteilseigner am Schiff**

Genau genommen ist Daniel auf dem Schiff »nur« ein Angestellter, denn die drei Eigentümer des Schiffs sind Daniels Vater, sein Großvater und der Vater des dritten Mannes an Bord, Friedrich Mumm senior, zu jeweils einem Drittel. Daniels Großvater hat sich offenbar bereits zur Ruhe gesetzt, ist aber durch seine Eigentümerstellung noch an der Gewinnaufteilung des gesamten Unternehmens beteiligt. Daniel möchte nun seinem Großvater dessen Anteil am Schiff abkaufen und zukünftig als sein eigener Herr auf dem Schiff arbeiten. Tatsächlich macht der Großvater ihm ein Verkaufsangebot in Höhe von 10.000 Mark, Daniel macht nach Beratung mit seinem Kollegen und Freund Mumm junior ein Gegenangebot von 8.000 Mark, der Großvater ist einverstanden, setzt handschriftlich einen Kaufvertrag auf und Daniel zahlt auf der Stelle in bar (15.11.1918).

Die Schilderung dieses Kaufs ist eine der lapidarsten Stellen im ganzen Tagebuch. Wenn Daniel für ein paar Dutzend Mark einen alten Ofen erstanden hätte, hätte er das wohl ähnlich knapp geschildert. Stattdessen gibt er kurzentschlossen eine unglaubliche Summe aus, nämlich den – statistisch gesehen – sechsfachen Jahres-Durchschnittsverdienst (vgl. dazu oben 4.1.4.2.).

Interessanterweise sind Daniel zwei wichtige Aspekte dieses Kaufs offenbar gar nicht bewusst: Zum einen macht ihn erst sein Freund Mumm unmittelbar nach dem Kauf, auf dem Nachhauseweg, darauf aufmerksam, dass Daniels Vater den Anteil des Großvaters eigentlich selbst hatte übernehmen wollen, weil er Daniel für zu jung dafür hielt. Das zweite Problem ist die rechtliche Wirksamkeit des Kaufvertrags: Mumm beruhigt ihn zwar diesbezüglich, dass der Kauf ja schließlich »schriftlich unter Zeugen festgelegt u. bestätigt [worden war],

*bezahlt mit deinem eigenen Geld, was du dir verdient hast [...]» (15.11.1918), doch das kann nicht dem Umstand Abhilfe schaffen, dass Daniel noch nicht volljährig ist und deshalb zur Rechtswirksamkeit jedes seiner Rechtsgeschäfte, das relativ enge Grenzen überschreitet, die Zustimmung seines gesetzlichen Vertreters erforderlich ist. Es gab zwar den so genannten »Taschengeldparagrafen« § 110 auch schon in der ursprünglichen Fassung des BGB aus dem Jahr 1900,<sup>175</sup> doch die Investition eines mehrfachen Jahreseinkommens wird sich schwerlich als Taschengeld klassifizieren lassen, obwohl Daniel dieses Geld selbst erwirtschaftet hat. Daniels Vater hätte diesen Kauf also tatsächlich unterbinden können, doch er scheint sich bald damit zufrieden gegeben zu haben, dass sein Sohn sein zukünftiger Mit-eigentümer sein würde, denn Daniel erwähnt in der Folgezeit diese Angelegenheit überhaupt nicht mehr.*

#### **4.1.6.2. Eigene Fischernetze**

Mit dem Kauf des Schiffsanteils hat Daniel seine Investitionen aber noch nicht abgeschlossen. Bestandteil des Kaufs ist auch der Anteil des Großvaters an der Handwade (weil diese als zum Schiff gehörig betrachtet wurde, vgl. oben 3.6.1.), doch Daniel legt sich für die Zukunft zusätzlich noch eigene Heringsnetze zu. Dazu sucht er nicht nur die örtlichen Vertretungen der verschiedenen Netzfabrikanten auf und kauft die Ware, die bereits auf Lager ist, sondern bestellt sich darüber hinaus auch Netze nach seinen – äußerst konkreten – Vorstellungen (20.12.1918). Schon bald sollte sich herausstellen, dass diese von Daniel gründlich konzipierten Netze äußerst leistungsfähig waren, und er berichtet stolz: *»durchschnittlich brachten meine 6 Netze das doppelte von den 30 Netzen meiner Mackers« (S. 492).*

#### **4.1.7. Zusammenfassung**

Die dargestellten objektiven und subjektiven Faktoren machen in ihrem Zusammenspiel deutlich, wie sehr Daniel senior und junior in ihrem Metier als unternehmerische Vollprofis einzustufen sind und wie wenig ihr herausragender wirtschaftlicher Erfolg ein Zufallsprodukt ist.

Auch wenn Daniel und sein Vater in der Schule kein Englisch gelernt haben, nie von Businessplan und Cash-Flow gehört haben und sich nicht bewusst sind, dass Daniels Übernahme der Schiffsanteile seines Großvaters einem Employee-Buy-Out gleichkommt, verfügen sie über das perfekte *Mindset* eines erfolgreichen Unternehmers und haben verstanden, dieses umzusetzen. Daniel wäre wohl nie auf die Idee gekommen, daraus noch zusätzlich Kapital zu schlagen, weil er sich seiner Fähigkeiten vermutlich gar nicht richtig bewusst war. Das sähe heutzutage möglicherweise anders aus: Daniels Geschichte stellt – in entsprechend aufbereiteter Weise – die perfekte Grundlage dar, um einen qualitativ kaum zu überbietenden Ratgeber zum Thema »Als Unternehmer zum Erfolg« am Markt zu platzieren, sei es klassisch in Buchform oder sei es ganz am Puls der Zeit (Daniel hatte das richtige Alter dafür) als Content Creator mit eigenem YouTube-Kanal.

---

<sup>175</sup> Vgl. historische Fassung des BGB, Reichsgesetzbl. 1896 S. 195 Nr. 31, abrufbar unter <https://www.koeblergerhard.de/Fontes/BGBDR18961900.htm>

#### 4.1.8. Exkurs: Vater und Sohn Daniel als »Unternehmer« in der Definition Joseph Schumpeters

Ohne in den Bereich der Wirtschaftstheorie einsteigen zu wollen, sei an dieser Stelle abschließend die Bewertung erlaubt, dass die beiden Daniels als Prototypen des Unternehmers im Schumpeterschen Sinne gelten dürfen: Nach Joseph Schumpeter kann als Unternehmer nur jemand betrachtet werden, der auf wirtschaftlichem Gebiet »eine neue Kombination durchsetzt«.<sup>176</sup> Gemeint ist damit ein Wirtschaftssubjekt, das entweder neue Produkte oder neue Qualitäten von Produkten erzeugt bzw. neue Produktionsmethoden einführt, in der Industrie neue Organisationen schafft, neue Absatzmärkte oder neue Bezugsquellen erschließt.<sup>177</sup>

Als Schumpeter seine berühmt gewordene Definition des Unternehmers verfasste, hatte er zugegebenermaßen keinen Fischfang-Kleinunternehmer vor Augen, sondern sprach von »wirtschaftlicher Führerschaft«,<sup>178</sup> ausgeübt durch den klassischen Typus des »Fabrikherrn«<sup>179</sup> oder den »modernen Industriekapitän«.<sup>180</sup> Trotzdem lässt sich festhalten, dass sich für Schumpeters Kriterien – auf einer etwas bescheideneren Ebene – kaum ein passenderes und plakativeres Beispiel finden lässt, als in Fiete Daniels Aufzeichnungen über seine Fahrten nach Fehmarn in der zweiten Jahreshälfte 1918, auch wenn letztlich die Frage, inwieweit sich Daniels Maßnahmen über seinen persönlichen Erfolg hinaus allgemein »durchsetzen«, im Tagebuch naturgemäß offenbleibt.

Der innovative Unternehmergeist der beiden Daniels speist sich aus dem gestaltenden und dynamischen (= Widerstände überwindenden) Element ihrer Unternehmerleistung, wie Schumpeter das in seiner Definition formuliert. Insbesondere gilt das für das Zusammenspiel von innovativen Maßnahmen, mit denen Daniel die Konkurrenz aussticht (neuer Fangort, verbesserte Netze + Leinen) einerseits und dem laut Schumpeter zugleich erforderlichen zerstörerischen und dabei letztlich schöpferisch wirkenden Aspekt der Unternehmertätigkeit andererseits (Daniel führt den Marinefischern vor Augen, wie sehr die Tage ihrer Segelboote gezählt sind, und er führt den Eckernförder Kollegen vor Augen, dass diese zukünftig nicht mehr in ihrer bequemen Haltung werden verharren können).

Dies gilt auch oder gerade im Hinblick auf den schlecht quantifizierbaren unternehmerischen Instinkt, dessen sichtbare Ausprägungen dieses Kapitel darzustellen versucht hat. Vater und Sohn Daniel besitzen diesen Instinkt in besonderen Maße, und Schumpeter räumt dieser eher unwissenschaftlich wirkenden Eigenschaft einen großen Stellenwert ein. Er fasst in seiner Definition schnörkellos die Kernursachen von Daniels Erfolg zusammen, wenn er schreibt, es komme beim Unternehmer »für den Erfolg alles auf ›Blick‹ an, auf die Fähigkeit, die Dinge in einer Weise zu sehen, die sich dann hinterher bewährt, auch wenn sie im Momente nicht zu begründen ist, und das Wesentliche fest und das Unwesentliche

<sup>176</sup> Schumpeter, Joseph: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*, Berlin: Duncker & Humblot, 9. Aufl. 1997, S. 116. Das Zitat steht bereits im Originaltext in Anführungszeichen.

<sup>177</sup> Vgl. Schumpeter, Joseph: *Unternehmer*, in: Elster/Weber/Wieser (Hg.): *Handwörterbuch der Staatswissenschaften*, Bd. 8, Jena: Gustav Fischer Verlag, 4. Aufl. 1928, S. 483

<sup>178</sup> Schumpeter 1928, a.a.O.

<sup>179</sup> Schumpeter 1928, S. 484

<sup>180</sup> Schumpeter 1928, a.a.O.

gar nicht auffaßt, auch wenn und gerade dann, wenn man sich über die Grundsätze, nach denen man dabei verfährt, keine Rechenschaft geben kann.«<sup>181</sup>

---

<sup>181</sup> Schumpeter 1997: S. 125

## 4.2. Tauschwirtschaft

Aufgrund des kriegsbedingten deutschlandweiten Mangels an Lebensmitteln und Versorgungsgütern hatte sich in weiten Bereichen des täglichen Lebens Tauschwirtschaft etabliert. Im Vorteil waren dabei naturgemäß die Produzenten von Nahrungsmitteln, also in erster Linie die Bauern, während die übrige Bevölkerung wegen der kargen Versorgung im Rahmen der Lebensmittelmarken und Bezugsscheine sehen musste, was sie den Bauern zum Tausch anbieten konnte. Daniel hingegen holte seine »Tauschwährung« täglich aus der Ostsee.

Im Tagebuch gibt es zwar vereinzelte Hinweise auf die allgemeine Versorgungsknappheit, aber sie scheint für Daniels Alltag keine große Rolle gespielt zu haben und war eher lästig als problematisch. Auch eine eventuelle Unterversorgung von Nahrungsmitteln kommt im Tagebuch nicht zur Sprache, ganz im Gegenteil. Als Fazit zur Verpflegungssituation hält Daniel im Sommer 1918 vielmehr fest: »[...] es schmeckte uns 3 wunderbar, so wurden wir jeden Tag satt, daß war für uns die Hauptsache.« (8.8.1918), und als die Schiffsbesatzung nach dem ersten längeren Aufenthalt auf Fehmarn wohlgenährt nach Eckernförde zurückkommt, heißt es: »[...] einer meinte sogar, verhungert sahen wir ja gerade nicht aus, nein[,] sagte Fiete Mumm[,] im Gegenteil, wir haben jeder 10 $\bar{u}$ <sup>182</sup> zugenommen« (28.8.1918).

Der Grund für diese vergleichsweise beneidenswerte Situation war ein erfolgreich etablierter Tauschhandel mit den Fehmarnern: »[...] wenn schlechtes Wetter war, sind wir mit Butt u. Petroleum zum Hamstern gewesen nach Burg, da haben wir so viel zusammengehandelt, daß wir mühe hatten, es von dort an Bord zu schleppen« (28.8.1918). Dieser Tauschhandel war an sich gesetzlich ebenso verboten wie seine Fortentwicklung, das klassische »Hamstern«, also die Fahrten der Stadtbevölkerung hinaus aufs Land, um dort Lebensmittel gegen Schmuck, Einrichtungsgegenstände u.ä. einzutauschen. Die gesetzlichen Verbote und angedrohten Strafen konnten aufgrund der allgemeinen Notlage die allgegenwärtigen Hamsterfahrten jedoch nicht unterbinden, was nach Aufhebung der Kontrollen in den Zügen zu einer stillschweigenden Duldung führt (15.12.1918).

### 4.2.1. Aufbau eines Tauschnetzwerks

Das Tagebuch vermittelt den Eindruck, dass Daniel und seine beiden Fischerkollegen zu den wenigen Fischern gehörten, die bereit waren, Teile ihres Fangs gegen alles einzutauschen, was sie brauchen konnten und was Fehmarn zu bieten hatte. Dazu begannen sie, bald nach der ersten Ankunft auf der Insel ein Netzwerk aufzubauen, um sich mit Lebensmitteln und anderen wichtigen Gütern versorgen.

Erster »Knoten« dieses Netzes wurde der örtliche Fischaufkäufer in Burgstaaken, wo der tägliche Fang angelandet wurde. Das war ein alter Bekannter von Daniels Vater, der nebenbei zum Lieferanten von Briketts wurde und sich, wie später auch alle anderen Beteiligten, in Fischen zum Eigenverzehr bezahlen ließ. Durch die Vermittlung des Fischaufkäufers ergaben sich dann weitere Kontakte zu einzelnen Ortsbewohnern, zu einer Gastwirtschaft und zum örtlichen Kramladen, wo Daniel seine Fische gegen Lebensmittel eintauschte, von

---

<sup>182</sup> Zur Erläuterung, weil das  $\bar{u}$ -Zeichen heute nicht mehr geläufig ist: Das ist die traditionelle Abkürzung für »Pfund«

Grundnahrungsmitteln wie Brot, Gemüse, Speck, Eier und Zucker bis hin zu hausgemachter Marmelade, Puddingpulver und Senf. Daniel schätzte das Brot ganz besonders, »*was aus reinem Korn ohne Kartoffeln und sonstiges drinn wie das Brot was es auf Marken zu Hause gab.*« (9.10.1918)

Vom Milchmann der Insel wurde Daniel nicht nur mit der begehrten, weil selten gewordenen, Vollmilch versorgt, sondern außerdem mit Buttermilch, Käse und Butter. Ein paar auf Fehmarn stationierte Marinesoldaten lieferten Schmieröl, vermutlich illegal aus Marinebeständen abgezweigt, und über den örtlichen Lastkutscher entstand letztlich eine kleine Tauschhandelskette, bei der der Kutscher von Daniel Fisch erhielt und damit beim Müller Getreide und Mehl besorgte, unter Abzug einer Provision für ihn selbst (21.10.1918).

Daniel beschreibt seine Hamstertouren als beinahe vergnügliche Abenteuer, und erst zum Ende seiner Einträge für 1918 lässt er durchblicken, dass diese Touren auch für ihn körperlich fitten jungen Mann ziemlich anstrengend waren. Um eventuelle Kontrollen in der Eisenbahn zu vermeiden, machte er lange einen Bogen um alle Züge und war stattdessen mit vollem Hamster-Rucksack auf Fehmarn zu Fuß von Haus zu Haus unterwegs, was »*auch Touren über Land von 1½ bis 2 Stunden Marsch un die Zeit auch voll bepackt wieder zurück*« bedeutete (S. 399).

#### 4.2.2. Butt als Währung

In einigen Einträgen stellt Daniel das, was er eintauschen konnte, dem gegenüber, was er dem Tauschpartner überließ. Dabei wird erkennbar, dass seine Fische als »Ersatzwährung« durchaus hoch im Kurs stehen. Das ist umso mehr der Fall, als sich im Laufe der Zeit herumspricht, dass Daniel seinen Part des Handels immer großzügig erfüllt und zuverlässig gute Ware liefert, und er im Dorf Landkirchen bald so bekannt ist, dass man ihm Namenslisten übermittelt, aus denen hervorgeht, was er bei wem eintauschen könnte. (15.12.1918)

##### 4.2.2.1. Aufstellung einzelner Transaktionen

Folgende Transaktionen hat Daniel im Detail festgehalten (der besseren Vergleichbarkeit halber wurde teilweise die Anzahl der gelieferten Fische in ihr Gewicht umgerechnet):

8 Pfund Steinbutt, 20 Liter Petroleum	1 Zentner Weizen	(6.9.1918)
9½ Pfund Steinbutt	3 Pfund Butter, 1 Mettwurst	(27.9.1918)
10 Pfund Scholle, 5 Pfund Steinbutt, 6 geräucherte Schollen, 3 Stücke geräucherten Hai 4 Liter Petroleum	30 Eier, 2 Schwarzbrote zu 9 Pfund, 2 Weizenbrote zu 4 Pfund, 5 Pfund Weizenmehl, 5 Pfund Roggenmehl, 4 Pfund Gerstengrütze, 2 Pfund Buchweizengrütze, 1 Pfund Ziegenbutter, 2 geräucherte Lungenwürste, 1 Mettwurst, 1 größeres Stück Räucherspeck	(28.9.1918)

2 Pfund Scholle, ca. ½ Stunde Holzhacken	¼ Pfund Zucker, ½ Pfund Kunsthonig, 1 großes Glas Johannisbeergelee, 1 Glas mit Pflaumen, mehrere Pakete Puddingpulver, 1 Tüte Bonbons	(7.10.1918)
33 Pfund Scholle	20 Liter Schmieröl	(7.10.1918)
17 Pfund Steinbutt	ein ausgiebiges Abendessen für drei Personen, d.h. pro Person 1 Gänsekeule + 1 Stück Gänsebrust, dazu Rotkohl und Kartoffeln, 1 Glas Weißwein + 2 Schnäpse	(7./8.10.1918)
18 Pfund Scholle, 5 Pfund Dorsch	1 Schwarzbrot zu 9 Pfund, 1 Weißbrot zu 4 Pfund, 1 Stück Räucherspeck, 10 Eier	(8.10.1918)
8 Pfund Scholle	½ Pfund Zucker, Gewürze, Puddingpulver, 1 große Flasche Johannisbeersaft	(14.10.1918)
10 Pfund Scholle, 10 Pfund Dorsch, 4 Pfund Steinbutt, 4 Liter Petroleum	2 Pfund Schweinefleisch, 3 Grützwürste, 1 runde Leberwurst, 1 Weckglas Griebenschmalz, Mehl, Gersten- und Haferflocken, 5 Brotmarken	(29.10.1918)
5 Pfund Steinbutt 4½ Pfund Scholle 6 Pfund Dorsch	4 Säcke Brikett, 2 Pfund Räucherspeck, 1 Mettwurst, 1 Leberwurst, 1½ Pfund Zucker, 1 Glas Senf	(12.12.1918)
9 Pfund Dorsch	2 Pfund Schinkenspeck, 1 Schwarzbrot zu 9 Pfund, 1 Weißbrot zu 4 Pfund, 10 Brotmarken, Mehlmarken	(15.12.1918)
30 Pfund Scholle, 15 Pfund Steinbutt	4 Pfund Räucherspeck, 1 Pfund Schinkenspeck, 2 Schwarzbrote zu 9 Pfund, 3½ Pfund Mettwurst, 1½ Pfund geräucherte Leberwurst, 2½ Pfund Blutwurst, 5 Litergläser eingewecktes Gemüse, 5 Pfund Weizenmehl, 5 Pfund Hafergrütze, 1 Pfund Butter, 1 Glas Honig, 1 Glas Griebenschmalz, 1 Pfund Würfelzucker, 2 Pfund Käse, 1 Glas Erdbeeren, 1 Glas Kirschen	(15.12.1918)

60 Pfund Scholle, 18 Pfund Steinbutt, 16 Pfund Pfund Dorsch (=das Gepäck von zwei Personen)	9 Schwarzbrote zu 9 Pfund, 3 Weißbrote zu 3½ Pfund, 10 Pfund Weizenmehl, 11 Pfund Roggenmehl, 6 Pfund Gerstengrütze, 4 Pfund Hafergrütze, 1 Mettwurst, 2 Blutwürste, 1½ Pfund Schweinebacke, 1 großes Weckglas Schmalz, 2 Pfund Zucker, 12 Bier, 14 Brotmarken	(16.12.1918)
--	--	--------------

Dabei fällt der »Preis« für Milchprodukte stark aus dem Rahmen. Im Vergleich zu anderen Grundnahrungsmitteln sind Milchprodukte äußerst teuer:

11 Pfund Steinbutt	1 Liter Vollmilch, 2 Liter Buttermilch, ½ Pfund Butter, 5 Eier, 1 Schwarzbrot zu 9 Pfund	(7./8.10.1918)
--------------------	--	----------------

Daneben gab es auch Mischformen, wo Ware+Geld gegen Ware den Besitzer wechselten.

21½ Pfund Steinbutt, das Pfund zu 75 Pfennig = rechnerisch 16,13 Mark	15 Mark, 3 gute Zigarren, 3 Stück Torte für den Nachtisch	(15.10.1918)
---	---	--------------

So ähnlich, wie im letzten Beispiel die 3 Stück Torte die Funktion von Kleingeld bei der Transaktion übernahmen, ist es auch mit den Brotmarken in den vollständig geldfreien Geschäften. Aus heutiger Sicht wirkt das lediglich ein wenig skurril, aber zu damaliger Zeit, als die Stadtbevölkerung gerade eine Hungersnot hinter sich hatte, während gleichzeitig der fortschreitende Wertverfall des Geld begann, ganz langsam spürbar zu werden, mag der beinahe geringschätzige Umgang der Landbevölkerung mit den Brotmarken auf manchen Städter, der zum reinen Überleben auf diese Brotmarken angewiesen war, wie Hohn gewirkt haben.

Um zu verdeutlichen, wie sehr die von Daniel eingetauschten Nahrungsmittel den Charakter von mehr oder weniger unerschwinglichen Schwarzmarkt-Luxusartikel besaßen, sollen die folgenden Postkarten das Ausmaß des Mangels illustrieren. Es sind Beispiele für die zahllosen Scherzpostkarten, die den Hunger in Deutschland mit viel Galgenhumor begleitet haben:



 *Wormfeld* Ludwigsburg, Datum des Poststempels.

**Trauer-Anzeige.**

Tief erschüttert machen wir die traurige Mitteilung, dass unser

**letzter Brotlaib**

im Alter von 8 Tagen heute früh aufgegessen wurde.

Die trauernden Hinterbliebenen bitten um eine Brotmarke.

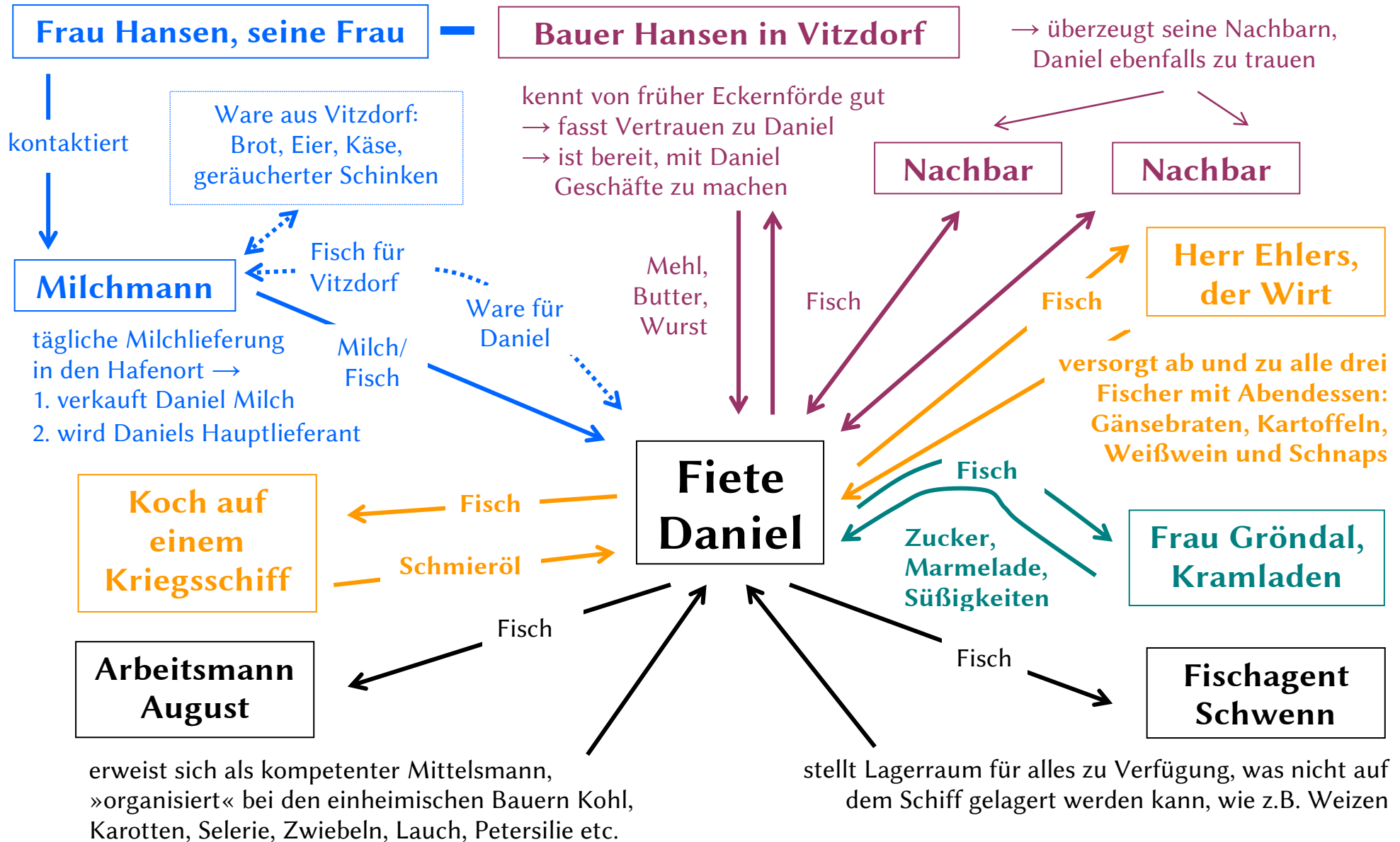
In tiefer Trauer:

Der Vater: **Josef Hunger.**  
Die Mutter: **Anna Hunger** geb. Kohldampf.  
Der Onkel: **Anton Wenigfleisch.**  
Die Tanten: **Emma Schmalhans** und **Rosa Mehlnot.**

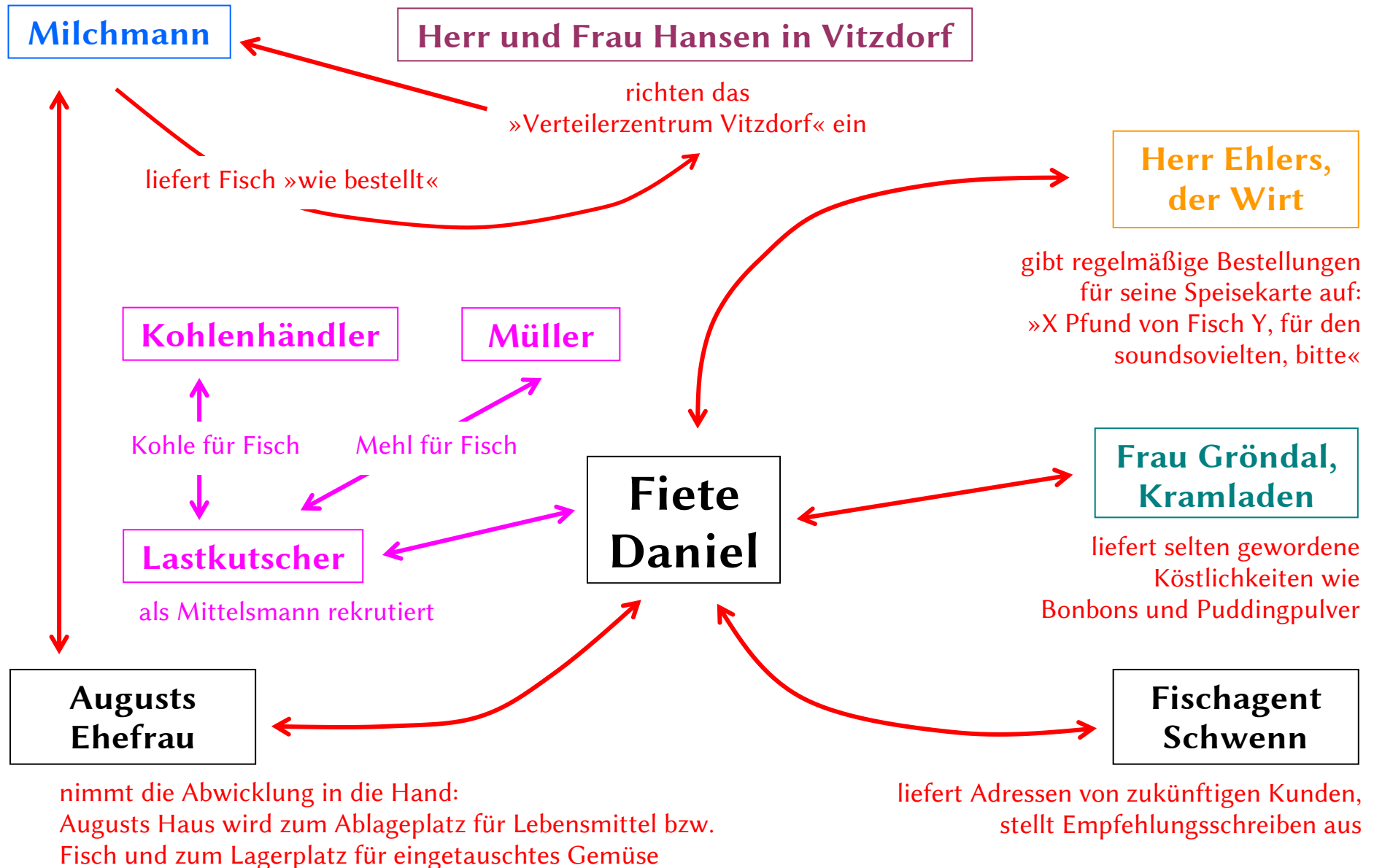
#### 4.2.2.2. Schematische Darstellung des Netzwerks

Die folgenden beiden Grafiken veranschaulichen, wie Daniel auf Fehmarn Stück für Stück sein Tauschnetzwerk aufgebaut hat, beginnend mit der alten Bekanntschaft von Daniels Vater und dem Fischaukäufer Schwenn, der seinen Arbeitsmann August miteinbezieht. Dieses Netzwerk basiert ausschließlich auf persönlicher Bekanntschaft, auf Weiterempfehlung und auf dem dadurch begründeten Vertrauen, denn die meisten der dargestellten Transaktionen bewegten sich am Rande der Legalität oder waren definitiv verboten. Dabei kann allerdings keinem der Beteiligten ausgeprägte »Gewinnsucht« unterstellt werden, denn es ging ausschließlich um die Sicherstellung eines wenigstens halbwegs an die Vorkriegsverhältnisse erinnernden Lebensstandards, ohne dass jemand konkret geschädigt worden wäre.

# Fiete Daniels Netzwerk – Schritt 1+2+3+4+5



# Das Netzwerk wird **professionell + expandiert**



### 4.3. Fangmengen 1918<sup>183</sup>

Die Aufstellung der Fangmengen zerfällt für das Jahr 1918 in drei unterschiedliche Teile: Im Frühjahr ist Daniel auf einem Fischerboot beschäftigt, das ausschließlich Heringsfang betreibt. Die Mengenangaben an gefangenem Hering sind eher ein Fremdkörper in der Fangmengenstatistik und werden hier mehr der Vollständigkeit halber aufgeführt.

Im Frühsommer 1918 betreibt Daniel Schollenfang ausschließlich in der Bucht von Eckernförde, nicht im offenen Meer, und die Fangmengen bewegen sich im Durchschnittsrahmen der Eckernförder Fischer.

Ab Sommer 1918 fischt Daniel meistens im offenen Meer vor Fehmarn, und da zeigt die Statistik fast durchgehend einen signifikanten Anstieg der Fangmengen. Im Schnitt liegen die Mengen an vor Fehmarn gefangener Scholle um 40-60 % höher als die Fangmengen in der Eckernförder Bucht. Diese Steigerung des Ertrags ist so gewaltig und übersteigt die Erfahrungswerte der Eckernförder Kollegen so sehr, dass Daniel mehrfach berichtet, wie diese sich weigern, Daniels diesbezüglichen Angaben Glauben zu schenken (28.8.1918: »*da meinten doch einige Kollegen, wir spinten und wollten sie etwas vormachen*«, auch 29.9.1918, 4.11.1918, 18.12.1918). Erst durch die Vorlage von Verkaufsquittungen lassen sich die Zweifler überzeugen (8.11.1918).

Von der großen und dabei täglich angelieferten Menge profitiert nicht nur Daniel selbst, sondern auch der Fischaufkäufer in Fehmarn bzw. dessen Abnehmer, denn durch die fast täglich zu löschenden Fänge entwickelt sich für den Transport zum Festland eine Regelmäßigkeit der Versorgung, die es vorher wegen der nur geringen Zahl an Fischern, die aus Travemünde kamen und nur gelegentlich in Fehmarn ihren Fang löschten, nicht gegeben hatte (26.9.1918).

Der Fischaufkäufer selbst hat solche Fangmengen noch nicht erlebt, weder als Menge eines Fangtages (»*„Willi“*, *daß ist der größte Fang an Butt, solange ich den Fischhandel habe von ein Boot der bei mir abgeliefert ist.*« 6.10.1918) noch in Summe (18.12.1918). Als Daniel und sein Vater mit dem Aufkäufer die Endabrechnung vornehmen, bekräftigt dieser, dass er ganz sicher noch nie so viel Geld an ein einzelnes Fischerboot ausbezahlt habe (18.12.1918). Daniel fasst diesen Erfolg trocken zusammen mit dem Satz: »*[...] nirgends sünd so veel Goldbütt to fang'n wesen aß up de grode Fangplätze südlich von Fehmarn.*« (18.12.1918)

#### 4.3.1. Berechnungsgrundlagen für die Fangmengenübersicht

1. Die Fangmengen sind für die Tage angegeben, wie sie im Tagebuch festgehalten sind. An mehreren Stellen nennt Daniel nur das Fangergebnis für zwei oder mehrere Tage, so am 5.7.-6.7., 2.8.-7.8., 11.8.-23.8. und 9.9.-10.9. Bei Fangmengen, die sich auf einen Waadenzug, also zwei Boote, beziehen, enthält die Übersicht die rechnerische Fangmenge pro Boot. Der

---

<sup>183</sup> Dieses Kapitel beruht auf dem im Tagebuch enthaltenen umfangreichem Zahlenmaterial. Es sei an dieser Stelle betont, dass dieses Zahlenmaterial nicht belastbar ist, da die Authentizität der Quelle mehr als fraglich ist (siehe dazu ausführlich Kapitel 2).

18.9.1918 ist zweimal aufgeführt, denn an diesem Tag verkauft Daniel die genannten Mengen an zwei unterschiedliche Abnehmer.

Es sind insgesamt jeweils nur ganze Fangtage berücksichtigt, d.h. Mengenangaben zu Teilarbeitstagen (wegen schlechten Wetters, Bootsschaden o. Ä.) sind weggelassen.

2. Abweichend vom Originaltext sind die Fangmengen zur besseren Übersichtlichkeit in Kilogramm umgerechnet (Ausnahme: Haie, hier nur Stückzahl). Im Tagebuch selbst ist nie die Rede von Kilogramm. Jeder Fang ist entweder in Pfund oder in Stück oder in den unter Fischern gebräuchlichen Stückmaßen Stieg und Quäst oder in Kisten angegeben. Soweit der Tagesfang einzelner Fischarten nur in Stück statt in Pfund angegeben ist, dient der Mittelwert derjenigen Stückzahlen als Grundlage für die Umrechnung, die an anderen Stellen im Tagebuch zusätzlich zum Fanggewicht angegeben sind. Für die Umrechnung der Stückmaße gilt:

1 Stieg	= 20 Stück
1 Quäst	= die Menge, die zwei Männer zusammen hieven können = 140 Pfund
1 Kiste	= 80 Pfund
1 Scholle	= 0,72 kg Durchschnittsgewicht
1 Steinbutt	= 2,70 kg Durchschnittsgewicht

Das Tagebuch verwendet die Begriffe »Butt« und »Goldbutt« synonym, gemeint ist jeweils Scholle.

3. In der Auswertung berücksichtigt sind beinahe ausschließlich die Angaben über Fiete Daniels eigene Fangmengen. Die gelegentlich im Tagebuch enthaltenen Fangmengen von Kollegen sind hinsichtlich der Zusammensetzung des Fangs fast immer zu pauschal, um sinnvoll auswertbar zu sein.

4. Für die Umrechnung von Pfund in Kilogramm wird davon ausgegangen, dass im täglichen Sprachgebrauch bereits das offizielle Pfund von 500 g Gewicht verankert war, dass also nicht mehr das im 19. Jahrhundert verbindliche Schleswig-Holsteinische »schwere Pfund« von 486,5 g Gewicht gemeint ist.

#### **4.3.2. Übersicht Tagesfangmengen**

Daniels Aufzeichnungen über die täglichen Fänge sind für das ganze Jahr 1918 relativ gründlich und lückenlos, so dass es sich lohnt, sie in einer Tabelle übersichtlich darzustellen. Eine größere Aufzeichnungslücke klafft in den ersten beiden Novemberwochen. Das liegt einerseits daran, dass Daniel sich am 2.11. auf den Weg nach Hause machte, um seinen Kriegsdienst anzutreten, und dementsprechend keine Fangmengen mehr festhalten konnte. Zum anderen fehlen ein paar Tage rund um den Waffenstillstand am 11.11.1918 im Tagebuch völlig. In der Rekonstruktion erscheint aber diese Lücke in Bezug auf die Fangangaben nicht übermäßig bedeutsam, denn am 7.11. hatten auch Daniels Vater und Kollege Mumm die Heimreise angetreten. Es hatte wetterbedingt nach Daniels Abreise nur noch zwei Fang-

Datum	Scholle (»Butt«) insgesamt	Scholle I. Klasse	Scholle II. Klasse	Scholle III. Klasse	Steinbutt	Flunder (»Struffbutt«)	Glattbutt (»Margaretenbutt«)	Kliesch (»Platen«)	Dorsch	Knurrhähne	Haie in Stück	Heringe
<b>In der Förde</b>												
10.01.1918	1000								150			
10.03.1918												7840
11.03.1918												5120
12.03.1918												6750
<b>In der tieferen Förde und im Belt</b>												
02.06.1918	240				35			113				
02.06.1918	350				25			125				
04.06.1918	387				18			122				
08.06.1918	488				20			129				
10.06.1918	583				35			240				
16.06.1918	445				16			134				
17.06.1918	503				15			219				
20.06.1918	630				19			153	15			
24.06.1918	470				16			118				
26.06.1918	530				14			150				
30.06.1918	486				5			68				
05.07-06.07.1918	750				5			68				
09.07.1918	1000							35				
<b>Vor Fehmarn</b>												
31.07.1918	725	500	175	50	19			108			4	
01.08.1918	900	700	150	50	11			99			3	
02.08.-07.08.1918	4968				60			600			10	
10.08.1918	745	653	115	38	14			90				
11.08.-26.08.1918	7387				141			1212			1	
27.08.1918	745				12			88				
04.09.1918	950	825	100	25	57			96		11	7	
05.09.1918	1068	875	150	43	52			321		16	6	
09.09.-10.09.1918	1350	1150	175	25	23			125				
11.09.1918	879	737	125	17	17			38				
12.09.1918	945	770	150	25	23			16				
14.09.1918	645	473	125	48	27			19			5	
16.09.1918	550	100	200	250				0				
17.09.2018	785	160	275	350	9			38				
18.09.1918	775	175	250	350	11			42				
18.09.1918	705	180	275	250	8			36				
19.09.1918	851	191	285	375	11			36				
20.09.1918	600	120	210	270	6			33				
24.09.1918	600	125	210	265	8			355				
25.09.1918	770	500	190	80	54			72			9	
26.09.1918	900	615	230	55	74		18	71	85	2	10	
27.09.1918	923	600	290	33	27		4	49	135	2	3	
29.09.2018	410	270	125	15	19			30	44	1	2	
03.10.1918	725	450	225	50	28			91	25			
05.10.1918	1063	770	235	58	51			77	30		1	
06.10.1918	1450	1255	145	50	38			145	88			
09.10.1918	618	440	145	33	24			74	65			
10.10.1918	940	725	178	38	18			210	125			
11.10.1918	920	700	180	40	33			126	130			
12.10.2018	1000	765	200	35	34			167	140			

Datum	Scholle (»Butt«) insgesamt	Scholle I. Klasse	Scholle II. Klasse	Scholle III. Klasse	Steinbutt	Flunder (»Struffbutt«)	Glattbutt (»Margaretenbutt«)	Kliesch (»Platen«)	Dorsch	Knurrhähne	Haie in Stück	Heringe
13.10.1918	875	685	160	30	25			163	80			
16.10.1918	690	540	125	25	26			138	190			
17.10.1918	680	450	190	40	23		8	142	170			
18.10.1918	718	490	193	35	18		4	168	155		1	
19.10.1918	746	590	115	41	33			145	300			
22.10.1918	1115	775	285	55	25			154	230	4	2	
23.10.2018	1213	845	320	48	20			173	195	1	2	
27.10.2018	485	410	70	5	19			215	235			
28.10.1918	1026	875	140	11	35			229	328			
29.10.1918	859	718	130	11	8			190	283		1	
ca. 04.11.1918	600											
ca. 06.11.1918	800											
22.11.1918	761	570	179	13	34	35		270	480			
23.11.1918	793	695	98		19	55		285	485			
24.11.1918	675	560	115		27	58		220	380			
25.11.1918	683	550	133		33	63		225	365			
26.11.1918	700	560	140			89		200	485			
29.11.1918	598	483	115		25	70		205	70			
30.11.1918	718	550	168		38	168		188	370			
01.12.1918	568	433	135		25	120		138	340			
09.12.1918	570	435	135		19	90		125	313			
10.12.1918	490	393	98		14	85		118	285			
11.12.1918	570	443	128		22	100		135	305			
12.12.1918	535	420	115			105		120	308			
13.12.1918	525	405	120		22	105		108	335			
14.12.1918	485	360	125		22	100		106	300			
17.12.1918	525	358	168		22	135	4	155	255			
18.12.1918	590	460	130		31	125		148	380			

»Un doormit ist de Fehmarnfohrt affslotten un to Enn.« (18.12.1918)

tage gegeben, deren Ergebnisse Daniel nachtrug, und erst in der Nacht vom 21.11. auf den 22.11. war er wieder unterwegs zurück nach Fehmarn.

Daniel gibt selbst ein paar Mal jeweils zum Monatsende die ungefähre Größenordnung der monatlichen verkauften Fangmenge an. Diese Angaben korrespondieren mit den sich rechnerisch aus der Tabelle ergebenden Werten, wenn man jeweils von ein paar Hundert Kilogramm zusätzlichem Privatverkauf ausgeht (27.8.1918 für die Augusttage bis zum 26.8.1918, 29.9.1918, 30.10.1918 und zuletzt 18.12.1918 für die Monate November und Dezember).

### 4.3.3. Interpretation

Die Tagesfangmengen der vorstehenden Tabelle sind in sich schlüssig, passen auch zu den im Tagebuch manchmal angegebenen Monats-Gesamtfängen, und die einzige »offizielle« Angabe über die Menge des gelöschten Fisch seitens des Fischaukkäufers auf Fehmarn (18.12.1918) stützt Daniels Angaben ebenfalls. Bei dem Versuch, Daniels Angaben in einen Zusammenhang mit vorhandenem Zahlenmaterial zu bringen, ergeben sich jedoch erstaunliche Kohärenzprobleme.

#### 4.3.3.1. Vergleich mit der offiziellen Statistik des Deutschen Reiches: eine gewaltige Diskrepanz

1. Daniels Angaben nur zum Schollenfang 1918 vor Fehmarn (Zeitraum: knapp sechs Monate) belaufen sich in Summe auf 53.564 kg. Die Fangzahlen im Statistischen Jahrbuch des Statistischen Reichsamts weisen für das Jahr 1918 an der gesamten Ostseeküste einen Schollenfang von insgesamt 1.756.400 kg aus,<sup>184</sup> vgl. unten Abb. 1.

Diese Zahlen implizieren, dass Daniel in weniger als einem halben Jahr 3,05 % des gesamten Schollenfangs in der gesamten Ostsee des Jahres 1918 eingebracht hätte. Ein solches Ergebnis ist vollkommen absurd, zumal die deutsche Ostseeküste damals von Hadersleben/*Haderslev* in Jütland bis *Memel/Klaipeda* in Litauen reichte.

Herrmann Henking beurteilt in seinem Standardwerk »Die Ostseefischerei« aus dem Jahr 1929 die Qualität der amtlichen Statistik dahingehend, »daß diese Statistik kein zuverlässiges Zahlenmaterial bringt und auch nicht bringen kann.«<sup>185</sup> Allerdings existiert seiner Meinung nach kein besseres Zahlenmaterial, und die Alternativen sind noch schlechter: »Die Ostseestatistik ist weit unvollkommener.«<sup>186</sup>

Henking fällt damit ein hartes Urteil über die Qualität des vorhandenen statistischen Materials. Allerdings dürfte der Zoologe und Fischereibiologe Henking, der als Entdecker des X-Chromosoms Berühmtheit erlangt hat und Autor von ca. 150 wissenschaftlichen Publikationen zur Seefischerei ist,<sup>187</sup> durchaus wissen, wovon er schreibt.

2. Ein wenig plausibler wird der Vergleich von Daniels Angaben mit der Reichsstatistik, wenn man unterstellt, dass die Unterscheidung zwischen Scholle, Flunder und Scharbe bei den in die Reichsstatistik eingeflossenen Angaben nicht gründlich getroffen wurde. Henking selbst weist auf die in der Statistik teilweise ungenügende Unterscheidung der Plattfischarten hin,<sup>188</sup> während Daniels Angaben zu den einzelnen Fischarten fast durchgängig sehr akribisch sind. (Er unterteilt seine Schollenfänge zusätzlich noch in drei Gewichtsklassen – eine Sorgfalt, die in die amtliche Statistik erst Jahre später Eingang findet.)

---

<sup>184</sup> Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1919, S.72, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de>

<sup>185</sup> Henking, 1929, S.153 Fußnote 1

<sup>186</sup> Henking, a.a.O.

<sup>187</sup> Vgl. Querner, Hans, »Henking, Hermann« in: Neue Deutsche Biographie 8 (1969), S. 529-530 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116709952.html#ndbcontent>

<sup>188</sup> Vgl. Henking, 1929, S.153

6b. Ostseegebiet einschließlich der Haffe

Fische und andere Seetiere	1918		1917		1916		1915 <sup>1)</sup>	
	dz	1 000 M	dz	1 000 M	dz	1 000 M	dz	1 000 M
<b>I. Fische</b>								
Aal.....	7 147	2 637,1	9 623	3 483,6	9 936	2 859,1	8 761	1 318,1
Aalmutter (zoarces viviparus).....	175	14,8	328	28,2	518	30,0	295	11,5
Aalraube, Quappe, Rutte (lota vulgaris).....	403	68,6	301	41,8	111	14,3	171	13,0
Aland (Seefarfen).....	0	0,0	0	0,0	0	0,0	0	0,0
Barbe.....	—	—	5	0,5	46	5,4	30	1,9
Barfisch (Fluß- und Meer).....	9 504	1 423,4	12 081	1 463,2	12 756	1 117,1	11 118	700,6
Blei (Brachsen, Bräse).....	12 490	1 821,4	14 868	1 770,6	18 343	2 045,5	11 881	680,9
Dorsch.....	24 216	3 806,5	13 751	1 520,6	26 788	1 254,4	11 733	370,9
Ämte, Perdel (clupea lintea).....	2 435	255,6	572	10,3	1 145	56,1	1 453	30,0
<b>Flunder (Struinfbutt).....</b>	<b>50 158</b>	<b>4 188,7</b>	<b>56 106</b>	<b>3 688,8</b>	<b>61 432</b>	<b>2 826,4</b>	<b>48 880</b>	<b>1 067,1</b>
Hecht (Flußhecht).....	2 656	616,1	2 396	485,5	2 639	177,4	2 265	286,0
Hering.....	22 463	3 030,1	32 740	4 308,1	66 930	4 197,9	41 270	1 082,9
Hornhecht.....	145	24,5	138	21,1	250	47,7	231	19,0
Karpiß.....	73	9,1	161	8,0	112	27,6	121	11,6
Karpfen.....	20	6,3	42	9,9	35	7,6	24	4,0
Kaulbarsch.....	13 344	455,1	11 001	360,2	6 670	287,0	8 816	124,0
Koch (Flußhecht).....	1 592	1 044,6	991	600,0	1 234	461,8	601	109,9
Krause.....	633	123,5	76	9,4	953	91,4	523	25,7
Meerforelle.....	231	33,1	32	7,4	63	10,1	43	8,0
Neunauge.....	113	18,5	39	12,8	42	11,1	33	5,2
Pflege.....	20 998	2 056,6	21 050	1 654,2	23 155	1 969,3	22 011	943,7
Römer.....	525	34,6	495	24,9	919	72,5	454	20,3
Rapfen (Schied).....	32	4,6	38	4,1	62	6,9	43	2,1
<b>Scharbe (Kleifisch, Platen).....</b>	<b>1 147</b>	<b>89,1</b>	<b>588</b>	<b>39,6</b>	<b>129</b>	<b>31,7</b>	<b>118</b>	<b>2,7</b>
Schellfisch.....	2 325	465,0	1 456	291,2	—	—	—	—
Schleie.....	306	88,1	288	63,7	329	70,4	310	42,6
Schnäbel (Dübel, Narau).....	129	30,0	105	15,0	123	15,4	41	3,9
<b>Scholle (Goldbutt).....</b>	<b>17 504</b>	<b>2 376,8</b>	<b>13 146</b>	<b>1 529,7</b>	<b>9 210</b>	<b>799,1</b>	<b>6 303</b>	<b>3 019</b>
Seelforpen.....	18	0,1	95	0,4	20	0,1	32	0,1
Sprotte (Weiting).....	1 729	185,8	24 177	1 073,5	49 261	2 184,1	20 651	648,2
Steinbutt.....	600	92,9	1 402	153,1	1 110	120,6	979	53,1
Stichling.....	2 408	16,0	3 352	30,9	13 103	64,8	11 010	39,7
See-Stint.....	1 451	135,8	581	49,4	180	3,7	11	0,9
Stint, kleiner.....	27 317	164,1	40 483	653,0	29 390	444,1	35 162	269,1
Stör.....	19	4,1	2	0,7	4	0,7	6	1,0
Udlei.....	1 895	88,7	497	25,2	1 049	30,2	2 154	56,2
Weißfisch (Giesfer).....	2 415	164,8	2 270	144,4	2 947	173,6	1 996	61,5
Weißling (Witling, Meer-an).....	548	46,9	9	0,5	204	3,3	99	1,5
Wels.....	4	1,1	11	1,4	15	2,2	7	0,7
Zander.....	7 859	2 549,2	6 714	2 013,5	11 487	2 996,5	6 374	822,0
Zarte.....	356	36,4	322	29,8	270	25,4	259	15,0
Ziegen.....	138	10,6	23	1,1	18	0,9	71	2,5
Verchiedene (Mengenangabe).....	1 792	137,2	1 541	127,3	542	27,1	590	14,2
Zusammen.....	239 583	28 683,1	273 899	25 786,6	354 460	25 470,8	262 936	9 176,5

Abb. 1: amtliche Statistik zu den Fangmengen 1918

Zieht man also für den Fangmengenvergleich die Angaben zu Plattfischen insgesamt heran, ergibt sich Folgendes: Daniel gibt für das halbe Jahr vor Fehmarn einen errechneten Gesamt-Plattfischfang von 63.618 kg an. Die Reichsstatistik spricht von 6.916.900 kg Plattfisch. Das bedeutet für Daniel rechnerisch immer noch einen Anteil am Gesamtfang der gesamten Ostsee von 0,92 %. Auch diese Größenordnung liegt noch außerhalb des Vorstellungsvermögens.

3. Der Vergleich mit der Statistik eines anderen Jahres bringt ebenfalls kein nachvollziehbareres Ergebnis: Henking stellt die Statistik des Statistischen Reichsamts zu den Fangmengen für das Jahr 1925<sup>189</sup> zur Verfügung. Sie ist inhaltsgleich mit der Statistik aus dem Statistischen Jahrbuch des Deutschen Reiches,<sup>190</sup> ist aber etwas übersichtlicher gestaltet und für die vorliegende Untersuchung besser geeignet, vgl. Abb. 2, zumal für die 1920er-Jahre die Anzahl der in der Fischerei tätigen Schiffe wenigstens annäherungsweise bekannt ist. Die Plattfischfänge sind 1925 größer als 1918, was auch an der besseren Motorisierung und damit größeren Reichweite der Fischerboote gelegen haben mag, doch wenn man die Fangzahlen ins Verhältnis zu Daniels Angaben setzt, ergibt sich ein genauso unplausibles Bild wie oben.

<sup>189</sup> »Statistisches Jahrbuch des Statistischen Reichsamts 1925«, abgedruckt in: Henking, 1929, S.155

<sup>190</sup> Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1926, S.48, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de> bzw. s. Abb. 3

Tabelle 2.

1925	Ostsee in 100 kg	Wert in 1000 RM.	Haffe			Summe	Wert in 1000 RM.
			Stettiner 100 kg	Frisches 100 kg	Kurisches 100 kg		
Flunder	67 542	—	—	—	—	—	—
Scholle	27 835	—	—	—	—	—	—
Plattfische	95 377	—	—	—	—	—	2 512,5
Hering	36 183	—	—	—	—	—	695,1
Dorsch	26 845	—	—	—	—	—	497,3
Sprott	7 589	—	—	—	—	—	200,1
Stichling	5 750	4 811,1	—	—	—	175 608	11,5
Steinbutt	3 054	—	—	—	—	—	174,2
Makrele	142	—	—	—	—	—	9,6
Lachs	668	—	—	—	—	—	200,5
Aal	2 540	—	5 549	5 247	1 791	15 127	2 899,9
	178 148						
Barsch	948	69,2	2 853	112	2 242	5 355	359,7
Kaulbarsch	—	—	576	2 795	19 867	23 238	284,8
Zander	91	16,7	949	2 341	2 468	5 849	863,7
Hecht	358	48,8	3 106	68	133	3 665	4 767,0
Blei	291	23,7	4 870	1 649	3 225	10 035	626,0
Plötze	467	17,9	10 121	247	3 697	14 532	420,6
Weißfische	—	—	827	288	301	1 416	32,8
Stint	—	—	18 346	201	158 742	177 289	1 046,2
Finte	336	15,8	—	—	—	336	15,8
Verschiedenes	4 469	86,5	3 946	1 664	436	10 515	398,3
	185 108 (in 100kg)	5 089,7 Wert in 1000 RM.	= 257 857 RM. (in 100 kg) Wert in 1000 RM. = 6635,6			442 965	11 725,3

Abb. 2: amtliche Statistik zu den Fangmengen 1925

Daniel führt für das halbe Jahr vor Fehmarn einen errechneten Gesamt-Plattfischfang von 63.618 kg an. Die Reichsstatistik spricht für 1925 von 9.537.700 kg. Das bedeutet für Daniel rechnerisch immer noch einen Anteil am Ostsee-Gesamtfang von 0,67 %.

Interpoliert man Daniels Halbjahresfang auf ein ganzes Jahr hoch, ergibt sich ein Fanganteil von etwa 1 %. Das wäre nur dann plausibel, wenn es an der Ostseeküste (ohne Haffe) nur ca. 100 größere Fischereifahrzeuge gegeben hätte. Das trifft aber bei weitem nicht zu, denn Henking nennt für die 1920er-Jahre allein für die schleswig-holsteinische Ostseeküste folgende Zahlen: ca. 550 Motorschiffe, ca. 700 Segelschiffe und über 700 Kähne und Ruderboote.<sup>191</sup> (Für die Lübecker Bucht und die sich östlich daran anschließende Küste gibt es keine Angaben und nicht einmal Schätzungen zur Zahl der Fischereifahrzeuge.) Einige Jahre vor Henkings Untersuchung, als die traditionellen Fanggründe noch ergiebiger waren, dürften es entsprechend mehr gewesen sein.

Auch wenn man berücksichtigt, dass natürlich nicht alle Fischer so auf Schollenfang spezialisiert waren wie Daniel, sondern sich stattdessen auf Heringe, Sprotten oder Dorsch konzentrierten, erscheint bei Zugrundelegung der Reichsstatistik eine sinnvolle Bewertung von Daniels Fangmengen schlicht nicht möglich.

#### 4.3.3.2. Exkurs I: Fragwürdiger Charakter der Reichsstatistik

Dass die soeben beschriebene Diskrepanz nicht ohne weiteres darauf zurückzuführen ist, dass Daniel in seinem Tagebuch Seemannsgarn gesponnen hätte, sondern vielmehr am vollkommen unzuverlässigen Zahlenmaterial liegt, soll ein weiteres Beispiel erläutern, das ganz unabhängig von Daniels Angaben die fehlende Plausibilität der vorhandenen Statistiken unterstreicht:

<sup>191</sup> Henking, 1929, S.13f

Das Fangjahr 1924 war in Bezug auf die Gesamtfangmenge der gesamten Ostsee, über alle Fischarten hinweg, dem Jahr 1925 sehr ähnlich. Die Statistik weist für 1924 in der »Ostsee ohne Hafte« einen Gesamtfang von 20.491.500 kg aus, während auf den restlichen Küstenabschnitt, also auf »die Hafte«, 23.559.600 kg entfallen.<sup>192</sup>

## 9. Ergebnisse der deutschen Seefischerei und Bodenseefischerei

### A. Seefischerei

Fische und andere Seetiere und davon gewonnene Erzeugnisse	1925		1924		1913	
	dz	1 000 <i>R.M.</i>	dz	1 000 <i>R.M.</i>	dz	1 000 <i>M.</i>
<b>b. Ostseegebiet ohne Hafte</b>						
<b>I. Fische</b>						
Aal .....	2 540	510,3	2 012	371,0	3 571	457,6
Barsch (Fluß- und Meer-) .....	948	69,2	411	33,9	754	60,4
Blei (Brachsen, Brasse) .....	291	23,7	214	16,6	481	26,6
Dorsch .....	26 845	497,3	20 608	363,0	12 541	263,0
Finte, Perpel .....	336	15,8	184	11,0	580	10,2
Flunder (Strußbutt) .....	67 542	1 539,6	56 576	1 289,9	73 933	1 293,7
Hecht (Flußhecht) .....	358	48,8	216	28,4	689	83,9
Hering .....	36 183	695,1	77 146	1 109,4	35 727	717,9
Lachs (Flußlachs) .....	668	200,5	615	196,3	759	193,9
Makrele .....	142	9,6	257	14,9	259	6,9
Plötze (Rotauge) .....	467	17,9	278	11,9	1 370	54,3
Scholle (Goldbutt) .....	27 835	972,9	19 088	656,5	12 064	340,0
Sprotte (Breitling) .....	7 589	200,1	15 317	416,1	25 980	848,7
Steinbutt .....	3 054	174,2	2 489	138,5	817	35,1
Stichling .....	5 750	11,5	7 000	10,6	19 254	27,0
Zander .....	91	16,7	53	10,9	652	69,6
Verschiedene .....	4 469	86,5	2 451	46,5	1 250	52,6
<b>Zusammen</b>	<b>185 108</b>	<b>5 089,7</b>	<b>204 915</b>	<b>4 725,4</b>	<b>190 681</b>	<b>4 541,4</b>
<b>c. Hafte (Haffischerei)</b>						
<b>I. Stettiner Haff</b>						
Aal .....	5 549	1 081,9	5 198	960,4	4 639	634,7
Barsch .....	2 053	131,1	1 587	111,6	2 143	139,8
Blei (Brachsen, Brasse) .....	4 870	273,9	4 183	196,2	3 466	184,4
Kaulbarsch .....	576	9,2	621	9,9	3 502	77,0
Hecht (Flußhecht) .....	3 106	404,8	2 688	332,1	2 095	260,3
Plötze (Rotauge) .....	10 121	302,1	10 408	307,8	10 796	353,3
Stint .....	18 346	125,0	10 680	62,8	260	2,1
Weißfisch (Giesler) .....	827	14,7	604	10,6	1 739	49,3
Zander .....	949	172,3	904	199,2	2 327	331,0
Verschiedene .....	3 946	191,5	1 457	83,7	7 220	157,1
<b>Zusammen Fische</b>	<b>50 343</b>	<b>2 706,5</b>	<b>38 410</b>	<b>2 274,3</b>	<b>38 187</b>	<b>2 189,0</b>
Wildenten .....	8 851	13,1	10 108	14,0	19 497	19,6
<b>II. Frisches Haff</b>						
Aal .....	5 247	1 033,8	3 645	674,8	3 139	578,0
Barsch .....	112	7,9	69	5,2	366	27,7
Blei (Brachsen, Brasse) .....	1 649	157,6	1 200	112,8	2 530	229,5
Kaulbarsch .....	2 795	125,8	1 468	60,0	4 757	216,1
Hecht (Flußhecht) .....	68	10,1	49	7,2	166	19,0
Plötze (Rotauge) .....	247	12,6	194	8,9	801	41,5
Stint .....	201	7,5	2 339	98,4	668	6,5
Weißfisch (Giesler) .....	288	13,6	641	28,4	878	35,2
Zander .....	2 341	385,0	1 083	198,3	2 391	359,0
Verschiedene .....	1 664	104,5	594	52,3	2 095	64,1
<b>Zusammen Fische</b>	<b>14 612</b>	<b>1 858,4</b>	<b>11 282</b>	<b>1 246,3</b>	<b>17 791</b>	<b>1 576,6</b>
Delphine, Seehunde, Fischotter, Wildenten .....	18 761	34,2	17 557	26,2	12 364	10,7
<b>III. Kurisches Haff</b>						
Aal .....	1 791	273,9	1 306	240,4	2 014	272,2
Barsch .....	2 242	151,5	1 746	103,8	3 539	219,0
Blei (Brachsen, Brasse) .....	3 225	170,8	3 493	176,1	3 441	202,1
Kaulbarsch .....	19 867	149,8	19 344	134,7	19 219	130,7
Hecht (Flußhecht) .....	133	13,0	92	10,5	331	39,1
Plötze (Rotauge) .....	3 697	88,0	3 570	89,4	7 567	308,5
Stint .....	158 742	913,7	154 515	952,3	56 912	350,6
Weißfisch (Giesler) .....	301	4,5	417	6,4	103	4,9
Zander .....	2 468	289,7	1 044	130,7	4 112	433,2
Verschiedene .....	436	15,8	377	25,1	7 286	74,0
<b>Zusammen Fische</b>	<b>192 902</b>	<b>2 070,7</b>	<b>185 904</b>	<b>1 869,4</b>	<b>104 524</b>	<b>2 034,3</b>
<b>Zusammen c. I-III</b>	<b>257 857</b>	<b>6 682,9</b>	<b>235 596</b>	<b>5 430,2</b>	<b>160 502</b>	<b>5 830,2</b>
Ostsee einschl. der Haffte (b u. c) { dz	442 982	11 783,2	440 513	10 159,6	351 274	10 378,2
{ Stück	33 575		30 033		32 733	
Hierzu a. Nordseegebiet ..... { dz	1 705 173	43 503,3	1 822 508	44 953,2	1 487 726	35 401,7
{ Stück	94 109		80 863		1 976 853	

Abb. 3: amtliche Statistik des Statistischen Reichsamtes zu den Fangmengen in der »Ostsee ohne Hafte«

<sup>192</sup> Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1926, S.48f, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de>

Zusammengezählt ergibt das einen Gesamtfang von 44.051.100 kg<sup>193</sup>, vgl. Abb. 3.

Eine weitere Statistik in dem vom Reichs-Landwirtschaftsministerium herausgegebenen »Jahresbericht über die deutsche Fischerei«, also ebenfalls eine Publikation mit zumindest halbamtlichem Charakter, greift diese Fangmenge auf und schlüsselt sie etwas genauer auf.<sup>194</sup> Danach stammen 11 % der Fänge in der »Ostsee ohne Haffe« aus Schleswig-Holstein (historisch bedingt ohne Lübeck<sup>195</sup>), vgl. Abb. 4. In Zahlen ausgedrückt, sind das 2.254.100 kg.

Wenn diese Zahl korrekt wäre, hätten also alle ca. 2.000 großen und kleinen schleswig-holsteinischen (ebenfalls ohne die lübischen) Kutter und Boote zusammen weniger als 2,3 Mio. t Fisch gefangen. Rein rechnerisch und ohne Berücksichtigung der Bootsgrößen und Fangkapazitäten hieße das eine Jahresfangmenge von durchschnittlich 1.130 kg pro Schiff, bei geschätzten 300 Arbeitstagen also einen Tagesfang von ungefähr 4 kg. Auch dieses Ergebnis ist absurd.

Gesamtfang	1927 21 007 000 kg	1926 19 471 000 kg	1925 16 106 000 kg	1924 20 491 000 kg	1923 18 701 000 kg
	%	%	%	%	%
Schleswig Holstein . . . . .	10,1	10,2	8,1	11	13
Lübeck . . . . .	6,5	8,7	13,9	24	10
Mecklenburg . . . . .	7,9	8,9	5,8	3	4
Vorpommern u. Rügen	38,0	32,0	32,2	31	41
Hinterpommern . . . . .	24,7	25,8	24,2	16	18
Danziger Bucht . . . . .	10,1	10,6	11,2	11	10
Kurische Nahrung . . . . .	2,7	3,8	4,6	4	4

	1927 1000 dz	1926 1000 dz	1925 1000 dz	1924 1000 dz	1923 1000 dz
Flunder . . . . .	68,5	61,9	51,7	56,6	65,3
Dorsch . . . . .	37,5	35,4	25,7	20,6	27,0
Hering . . . . .	36,7	28,2	34,7	77,2	40,3
Scholle . . . . .	23,2	28,4	23,4	19,1	25,9
Sprott . . . . .	9,2	7,0	7,6	15,3	19,6
Kliesche . . . . .	8,3	6,2	3,6	2,1	1,8
Aal . . . . .	5,0	4,2	2,4	2,0	1,3
Steinbutt . . . . .	3,0	4,1	2,4	2,5	2,0

Abb. 4: amtliche Statistik des Landwirtschaftsministerium zu den Fangmengen in der Ostsee

<sup>193</sup> An dieser Stelle nennt die amtliche Statistik einen leicht abweichenden Wert, nämlich 44.051.300 kg. Der Grund dafür ist nicht nachvollziehbar.

<sup>194</sup> Fischer, Erich: Die Küstenfischerei, in: Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hg.): Jahresbericht über die deutsche Fischerei 1927, Berlin: Verlag Gebr. Mann, 1928, S. 250

<sup>195</sup> Grund dafür ist, dass Lübeck und Umgebung im Deutschen Reich nicht zum preußischen Schleswig-Holstein gehörten. Die Stadt Lübeck (mit Travemünde) hatte als freie Reichsstadt den verfassungsrechtlichen Status eines Bundesstaates, und die Küste um Haffkrug und Scharbeutz war Teil des Bundesstaates Oldenburg.

### 4.3.3.3. Exkurs II: Sich widersprechende Statistiken

Eigentlich würde man erwarten, dass die beiden soeben angeführten Statistiken deckungsgleich sind, denn schließlich muss dem Statistischen Reichsamt und dem Landwirtschaftsministerium dasselbe Zahlenmaterial vorgelegen haben. Dem ist allerdings keineswegs so, wie zwei willkürlich herausgegriffene Beispiele zeigen sollen, die mit Fiete Daniel keinerlei Berührungspunkte haben und sich auch teilweise auf ganz andere Fischarten beziehen:

1. Die Fangstatistik des Reichsamts weist zum Heringsfang in der westlichen Ostsee aus, dass 1919 ca. 5,2 Mio. kg und 1920 ca. 10 Mio. kg gefangen wurden:

**b. Ostseegebiet ohne Haffe**

Fische und andere Seetiere	1921		1920		1919		1913	
	dz	1 000 M	dz	1 000 M	dz	1 000 M	dz	1 000 M
<b>I. Fische</b>								
Alf. ....	1 658	3 147,2	1 444	2 208,5	1 812	1 443,0	3 571	457,0
Barfisch (Fluß- und Meer-).....	523	337,0	440	228,7	693	153,2	754	60,4
Blei (Brachsen, Brasse).....	423	232,5	369	139,0	676	130,5	481	26,6
Dorsch.....	16 024	3 021,8	13 857	3 952,3	10 002	1 938,1	12 541	263,0
Flinte, Perdel.....	229	98,5	237	107,7	201	36,7	689	10,3
Flunder (Struwwutt).....	66 776	14 885,2	63 112	14 542,3	54 711	7 656,4	73 933	1 293,7
Hecht (Flußhecht).....	243	251,7	288	252,7	436	157,0	689	83,9
<b>Hering.....</b>	<b>68 273</b>	<b>21 403,3</b>	<b>100 371</b>	<b>33 104,3</b>	<b>51 980</b>	<b>9 769,0</b>	<b>35 727</b>	<b>717,9</b>
Lachs (Flußlachs).....	449	1 616,0	718	1 608,5	1 038	1 377,9	759	193,9
Makrel.....	473	236,0	547	345,2	303	99,5	259	6,9
Plöße (Rotauge).....	1 415	493,3	660	205,0	1 176	154,6	1 370	54,3
Scholle (Goldbutt).....	12 466	4 614,7	14 895	5 561,3	17 140	3 214,9	12 064	340,0
Sprotte (Breitling).....	13 467	5 180,0	4 940	1 866,3	11 877	3 173,0	25 980	813,7
Steinbutt.....	1 675	674,7	1 428	553,2	1 286	333,5	817	35,1
Stichling.....	52	1,3	3 013	24,3	10	0,1	19 254	27,0
Sander.....	291	315,5	300	252,4	259	124,8	652	69,6
Werschiedene.....	1 811	489,0	2 194	534,0	2 589	488,0	1 250	52,4
<b>Zusammen</b>	<b>186 253</b>	<b>57 904,2</b>	<b>208 813</b>	<b>65 485,7</b>	<b>156 169</b>	<b>30 250,2</b>	<b>190 681</b>	<b>4 511,4</b>

Abb. 5: amtliche Statistik des Statistischen Reichsamtes zu den Fangmengen in der »Ostsee ohne Haffe«

Die Zahlen des Landwirtschaftsministeriums sehen hierzu völlig anders aus. Es gibt für diese Jahre keine statistische Aufstellung im üblichen Sinn, sondern die Zahlen sind im Fließtext genannt. Um Missverständnisse und Fehlinterpretationen auszuschließen, ist dieser Text hier ebenfalls als Faksimile wiedergegeben.<sup>196</sup> Die Zahlen beziehen sich erkennbar nicht auf ein Kalenderjahr, sondern auf ein Fangjahr, und nennen ausschließlich mit Ringwaden in Schleswig-Holstein erzielte Heringsfänge (der Text nennt dazu explizit als Hauptfanggebiete die Lübecker, Kieler und Eckernförder Buchten):<sup>197</sup>

Während der Nachtzeit ist die Ringwadenfischerei verboten. Die Erträge der Ringwadenfischerei in den einzelnen Jahren sind folgende: 1918/19: 2 Millionen Pfund (1 Ringwade), 1919/20: 30 Millionen Pfd. (6), 1920/21: 6 Millionen Pfd. (50), 1921/22: 10 Millionen Pfund (50), 1922/23: 6 Millionen Pfund (50), 1923/24: 9 Millionen Pfund (42), davon 1 Million Pfund in der Eckernförder und 8 Millionen Pfund in der Lübecker Bucht, 1924/25 vom Dezember ab geringe Fänge.

Abb. 6: amtliche Zahlen des Landwirtschaftsministerium zu den Schollenfangmengen in Schleswig-Holstein

<sup>196</sup> Vgl. Eichelbaum, Eberhard: Die Seefischerei, in: Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hg.): Jahresbericht über die deutsche Fischerei 1924, Berlin: Verlag Gebr. Mann, 1925, S. 34

<sup>197</sup> a.a.O.

Demzufolge haben lediglich sechs (!) Ringwaden 15 Mio. kg Heringe gefangen, also ziemlich genau das Doppelte von dem, was die Reichsstatistik als Durchschnittfang der Jahre 1919/1920 im gesamten Ostseebereich zwischen Flensburg und Stettin angibt.

2. Ebenfalls ganz einfach lässt sich etwa für 1925 eine eklatante Abweichung der beiden Statistiken voneinander feststellen – obwohl sie für 1924 (zufällig?) übereinstimmen: Gerade bei den Fischarten, die Fiets Daniel vorzugsweise fängt, nämlich Flunder, Scholle und Steinbutt, weisen die Statistik des Landwirtschaftsministeriums (Abb. 4) und die des Statistischen Reichsamts (Abb. 3) so erhebliche Unterschiede auf, dass zumindest eine der beiden Statistiken grobe Fehler enthalten muss. Wo diese Fehler genau liegen und ob sie im einzelnen von methodischen Unzulänglichkeiten verursacht wurden, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geklärt werden, sondern muss einer tiefergehenden Untersuchung mit dem Schwerpunkt Ökonometriegeschichte vorbehalten bleiben.

An dieser Stelle kann nur festgehalten werden, dass das amtliche statistische Material nicht brauchbar ist, um Daniels akribisch notierte Fangmengen in einem größeren Zusammenhang interpretierbar zu machen.

#### 4.3.3.4. Exkurs III: Die Eckernförder Schollen-Fangmengen

Eine eigenständige Erwähnung verdient eine kleine statistische Übersicht, die Daniel als Quasi-Anhang zu seinem Tagebuch gibt. Sie betrifft die in Eckernförde gelöschten Mengen an Scholle, und zwar jeweils als Jahresgesamtwicht von 1875 bis 1914 (S. 855). Er erklärt dazu, dass diese Angaben aus den täglichen Berichten der Eckernförder Zeitung stammen und jährlich für den örtlichen Fischereiverein zusammengerechnet wurden. Für die Jahre 1910 bis 1914 sind das folgende Summen:

1910	145.000 kg
1911	163.000 kg
1912	200.000 kg
1913	113.000 kg
1914	100.000 kg

Daraus ergibt sich eine jährliche Durchschnittsmenge von 144.200 kg. Daniels Schollenfang von 1918 beträgt 53.564 kg. Selbst wenn man Daniels Beobachtung berücksichtigt, dass nach 1895 die Anlandung von Scholle in Eckernförde im Vergleich zu den Vorjahren stark abnahm, weil Eckernförder Fischer ihren Fang lieber nach Kiel brachten, wo sie wegen des wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals bessere Preise erzielten (S. 11f), ist auch zwischen diesen beiden Werten kein sinnvoller Vergleich möglich: Nach diesen Zahlen hätte Daniel in nicht einmal sechs Monaten fast 37 % der gesamten durchschnittlichen Jahresmenge der in Eckernförde angelandeten Scholle gefangen. Dabei erstaunt nicht nur die Unvereinbarkeit der beiden Werte um ca. den Faktor 100, sondern auch, dass Daniel, der diese Statistik ja schließlich deswegen in sein Tagebuch aufgenommen hat, weil er selbst sie wichtig fand, nicht selbst bemerkt hat, wie wenig sie die Realität abbilden kann.

#### 4.3.4. Bewertung/Erklärungsversuch

Keine der zeitgenössischen Statistiken ist belastbar und lässt sich auch nur ansatzweise mit Daniels Werten in Einklang bringen. Die Unterschiede zu den zu erwartenden Werten sind jeweils so gewaltig (Abweichung um den Faktor 10 bis 100), dass sie auch nicht mit normalen Streuverlusten erklärt werden können.

Die Fehlerquelle muss also im statistischen Material bzw. in dessen Erhebung liegen. Ein Indiz, das die eklatante Diskrepanz zwischen den im einzelnen festgehaltenen Fangmengen und der Gesamtstatistik zumindest ein Stück weit erklären könnte, ist der Direktverkauf ab Schiff. Wie oben 3.3.4. geschildert, war es eine Episode des Direktverkaufs, die beinahe so gründlich schiefgegangen wäre, dass sie für Daniel zum Anlass wurde, sein Tagebuch zu beginnen.

Welchen Umfang die Direktverkäufe im Allgemeinen erreichten, wie üblich Direktverkauf schon vorher in Friedenszeiten gewesen war und wie wenig in Kriegszeiten die gesetzlichen Ankaufbestimmungen daran etwas ändern konnten, bleibt offen. Dies lässt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht einmal ansatzweise einschätzen, sondern muss ebenfalls einer speziell darauf ausgerichteten Untersuchung vorbehalten bleiben.

Daniel selbst gibt im gesamten Tagebuch keinerlei konkrete Hinweise darauf, wie groß der Anteil seiner Fänge ist, den er jenseits von staatlich geregelter Ankauf unter die Leute brachte. Wenn in Eckernförde der Direktverkauf von fangfrischem Fisch so gängig war, dass die Einheimischen wie beschrieben trotz Hungers im restlichen Deutschland keinerlei Verständnis für die konsequente Durchsetzung der staatlicher Regulierung des Fischhandels hatten, sondern »ganz normal« ihren Fisch selbst direkt von Bord erstanden, wird das in allen Küstenorten der Ostsee so gewesen sein. Alle unmittelbar von Bord verkauften Fische waren nicht nur der staatlichen Lebensmittelverteilung entzogen, sondern sie wurden auch nicht offiziell gewogen, gingen in keinerlei Statistik ein und fanden schlicht illegal statt.

Dass Direktverkauf grundsätzlich eine Rolle gespielt haben muss, weil er völlig selbstverständlich war und möglicherweise eine wichtige Ursache für die nicht nachvollziehbaren Angaben in der amtlichen Statistik war, geht immerhin aus Daniels eigener Schilderung hervor (S. 56f), und zwar in Form eines offenbar später erfolgten Einschubs: Im Anschluss an die skurrile Episode zu Beginn der Tagebuchaufzeichnungen hatte niemand je wieder protestiert, wenn Daniel seinen Fisch direkt an die Kundschaft verkauft hat.

## 4.4. Die Jahre 1919 und 1920

Die Aufzeichnungen zu den Jahren 1919 und 1920 bieten kaum brauchbare Informationen für eine wirtschaftliche Auswertung. Beide Jahre sind weitgehend nur als zusammenfassende Berichte erhalten:

1919 setzen ausführliche tagesbezogene Einträge erst im Herbst ein. Vereinzelt werden in diesem Jahr auch detaillierte Fangmengen genannt. Deren Dichte reicht allerdings nicht aus, um sinnvolle Aussagen für das gesamte Jahr treffen zu können. Dies gilt in noch höherem Maße für die Aufzeichnungen zu 1920, die insgesamt nur vergleichsweise wenige Seiten im Manuskript umfassen (siehe zum Umfang der einzelnen Jahre 3.2.1.1.).

Das Jahr 1919 begann für Fiete Daniel ohne sein Schiff, denn der Motor war zwecks Überholung ausgebaut worden. Wegen Lieferschwierigkeiten bei den Ersatzteilen war das Schiff erst im März wieder einsatzbereit. In der Zwischenzeit betrieb Daniel Sprottenfischerei mit der Handwade (siehe dazu 3.6.1.) und beschränkt sich für diesen Zeitraum auf die Schilderung von Anekdoten ohne wirtschaftlich auswertbaren Gehalt.

Die Schollenfischerei wurde erst »*Mitte April*« (S. 425; das Tagebuch ist hier ungenau) wieder aufgenommen. Am 4.6.1919 steigt Daniel vorübergehend bis etwa September auf Heringsfischerei um, doch auch in diesem Zeitraum bleiben die Einträge äußerst kursorisch.

Ab September 1919 ist Daniel erneut als Schollenfischer unterwegs, zumeist im »*Millionviertel*« vor Ærø (siehe dazu 3.8.2.) sowie ein Stück weiter südöstlich im Fehmarnbelt. Im Anschluss werden die Einträge wieder ausführlicher und tragen auch teilweise ein Tagesdatum. Für sinnvolle Schlussfolgerungen sind es allerdings zahlenmäßig viel zu wenige, und sie fallen meist auch nicht detailliert genug aus. So erwähnt Daniel beispielsweise, dass er am 10.9.1919 nach seiner Rückkehr im Hafen eine Ladung von 1.475 kg Scholle löscht (S. 458), aber er erläutert nicht, auf wie viele Fangtage sich diese Mengenangabe bezieht.

Bereits im Oktober 1919 war für Fiete Daniel die Fischerei auf eigenem Schiff wieder beendet, denn am 20.10. verkauften die drei Eigentümer ihr Schiff (siehe dazu und zum unmittelbar darauf folgenden Schiffbruch des neuen Eigentümers ausführlich 3.7.1.6.). Das neu in Auftrag gegebene Schiff wurde erst im Sommer 1920 fertiggestellt (3.7.2.). In der Zwischenzeit, die im Manuskript sehr stark gerafft dargestellt wird, heuerte Daniel auf dem Schiff eines Kollegen zum Heringsfang an (3.7.3.) und brachte seine eigenen Netze als Ausstattung mit auf dieses Schiff.

Die Einträge zur gesamten zweiten Jahreshälfte 1920 beschränken sich nur auf wenige Tage (drei im September, drei im Oktober, einer im November). Diese Tageseinträge fallen zwar sehr detailliert aus, doch sind es erneut zu wenige, um weitergehende Schlussfolgerungen zu treffen.

## 4.5. Fischfang in der Inflationszeit

Um etwas besser nachvollziehbar zu machen, womit sich Fiete Daniel genauso wie Millionen anderer Deutsche in den frühen 1920er-Jahren wirtschaftlich auseinandersetzen musste, ist es sinnvoll, zumindest schlaglichtartig die Hintergründe der Hyperinflation zu beleuchten, des größten wirtschaftlichen Traumas der deutschen Geschichte. Rufen wir uns in Erinnerung: Fiete Daniel war durch die Fehmarnfahrten trotz seines jungen Alters wohlhabend geworden. Gleichzeitig hatte Deutschland den Ersten Weltkrieg verloren, die alte Gesellschaftsordnung war untergegangen, das Deutsche Reich war wirtschaftlich noch bis Frühjahr 1919 mit einer Totalblockade durch die Alliierten konfrontiert, und es gab zwar keine Hungersnot mehr, doch Lebensmittelknappheit und Mangelwirtschaft waren an der Tagesordnung.

Die deutsche Demokratie versuchte, sich zu etablieren und nach den Revolutionswirren den inneren Frieden wieder herzustellen. Die harten Bedingungen des Versailler Friedensvertrages mussten umgesetzt und vor allem von der Bevölkerung geistig und seelisch verdaut werden – und als alles so aussah, als könnte der gesellschaftliche Neuanfang tatsächlich gelingen, begann die Geldentwertung so haarsträubende Züge anzunehmen, dass weite Teile der Gesellschaft komplett verarmten und das gesellschaftliche Vertrauen in die Demokratie großteils dauerhaft verloren ging. Fiete Daniel brauchte in dieser Zeit eine richtig gute Idee für die Zukunft, damit er seine durch die Investitionen in Schiffsanteil und Fischernetze etablierte berufliche Existenz nicht wieder würde aufgeben müssen.

### 4.5.1. Währungsgeschichtlicher Hintergrund

Der Umfang dieser Arbeit gestattet es selbstredend nicht, die hochkomplexen und in den Jahren von 1919 bis 1923 sich auch fortwährend ändernden bzw. weiterentwickelnden Ursachen und Hintergründe der Inflation in Deutschland zu erörtern, weder hinsichtlich des bis 1923 ins Bodenlose sinkenden »Außenwerts« der Mark (also den Wechselkurs vor allem zum US-Dollar) noch in Bezug auf ihren ebenfalls katastrophalen Kaufkraftverlust im Land.<sup>198</sup>

Ebensowenig soll an dieser Stelle eine Rolle spielen, welche der bereits von den zeitgenössischen Ökonomen diskutierten Theorien heute besser als Erklärung des Phänomens Hyperinflation taugt, ob also, wie man früher der Ansicht war, eher die Zahlungsbilanztheorie oder, wie heute überwiegend vertreten, die Quantitätstheorie als Erklärungsmodell vorzuziehen sei,<sup>199</sup> und auch sonst soll hier nicht der aktuelle Stand der Forschung diskutiert werden, der ein weites Feld abdeckt und bis zu der extremen und möglicherweise fragwürdigen Position reicht, dass die deutsche Inflationszeit aus wirtschaftswissenschaftlicher Sicht nicht einmal einen nennenswerten Untersuchungsgegenstand darstelle, denn »Hyperinflation ist ein simples Phänomen für einen Ökonomen«,<sup>200</sup> wie es dort heißt.

<sup>198</sup> Die tiefeschürfendste Monographie zur deutschen Inflationszeit, »The Great Disorder«, stammt vom Wirtschaftshistoriker Gerald Feldman, in der er seine jahrzehntelange Forschungstätigkeit auf diesem Gebiet auf nicht weniger als 1.011 Seiten zusammenfasst.

<sup>199</sup> Vgl. dazu die zusammenfassende Darstellung bei Teupe, Sebastian: Zeit des Geldes, Frankfurt a. M.: Campus Verlag GmbH 2022, S. 20-27

<sup>200</sup> so Feld, Lars; Köhler, Ekkehard: Vom Regen in die Traufe? Inflation, Deflation und der wirtschaftliche Niedergang in der Weimarer Republik, in: Freiburger Universitätsblätter, Heft 209, 54. Jahrgang, Freiburg: Rombach Verlag 2015, S. 50

Stattdessen wird nachfolgend auf Deutschlands »langen und verschlungenen Weg in die Hyperinflation«<sup>201</sup> nur insoweit eingegangen, als dies dazu dienen kann, das Ausmaß der abgrundtiefen Verstörung zu beleuchten, die jeder deutsche Bürger in jenen Jahren empfunden haben muss: Wie hatte es passieren können, dass die eigene Währung, eine der stabilsten der Welt und ein Eckpfeiler der damals stärksten Industriemacht Europas,<sup>202</sup> sich regelrecht in Luft auflöste? Jeder Deutsche konnte sich ja täglich vom buchstäblich »greifbaren« Wert der Mark überzeugen, nämlich über die in der Vorkriegszeit allseits umlaufenden Goldmünzen, und außerdem waren bei der Reichsbank bekanntermaßen ein paar Dutzend Tonnen Gold eingelagert. Wie konnte da überhaupt etwas schiefgehen?

#### 4.5.1.1. Der Goldstandard

Als sich nach dem Scheitern der deutschen Frühjahrsoffensive ab April 1918 langsam abzeichnen begann, dass das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlieren würde, setzte ein schleichender Wertverlust der Mark vor allem im Verhältnis zum US-Dollar ein. Bis dahin war der Wert der deutschen Währung die gesamte Kriegszeit über nur vergleichsweise mäßig gefallen und hatte theoretisch noch dem damals international üblichen Goldstandard entsprochen. »Goldstandard« bedeutet, dass die Währungen aller wichtigen Industrienationen<sup>203</sup> bis 1914 durch physische Goldvorräte in den Kellern der Zentralbanken<sup>204</sup> der einzelnen Länder gedeckt waren.<sup>205</sup> Die Währungen standen daher auch in einem festen Wechselkurs zueinander, der sich aus dem jeweiligen Goldgehalt der Münzeinheit der einzelnen Länder errechnete. Deutschland hatte dieses goldbasierte Währungssystem bei der Reichsgründung 1871 übernommen und sich damit konsequent von den verschiedenen auf dem Silberstandard beruhenden Vorgängersystemen der deutschen Einzelstaaten verabschiedet.

Die umlaufenden Goldmünzen waren Kurantmünzen, d. h. ihr Geldwert entsprach ihrem Goldgehalt. In Deutschland war die maßgebliche Grundmünze das 10-Markstück, von dem »aus einem Pfunde feinen Goldes 139½ Stück ausgebracht werden«, wie der Gesetzestext wörtlich lautet.<sup>206</sup> Rein rechnerisch entsprach eine Mark damit dem 2790. Teil eines Kilogramms Feingold = 0,358423 Gramm. Tatsächlich ausgeprägt wurden die ½-, 1-, 2-, 3- und 5-Markstücke zwar in Silber, aber der Silbergehalt war für den Wert der Währung bzw. des einzelnen Geldstücks nicht maßgeblich.<sup>207</sup>

---

<sup>201</sup> Teupe: 2022, S. 35

<sup>202</sup> Henning: 2003, S. 70

<sup>203</sup> Das Osmanische Reich, Russland und Britisch-Indien hatten beispielsweise eine auf dem Silberstandard beruhende Währung beibehalten, was gegen Ende des 19. Jhs. zu einem schleichenden Währungsverfall führte, als der Silberpreis dauerhaft sank. Deshalb führten auch Russland und Indien noch vor der Jahrhundertwende den Goldstandard ein.

<sup>204</sup> Ein großer Teil des deutschen Goldes wurde – etwas mittelalterlich anmutend – seit dem Krieg gegen Frankreich als »Kriegsschatz« im Juliusturm der Festung Spandau verwahrt, vgl. Wehle: 2003, S. 64

<sup>205</sup> Dabei galt im Deutschen Reich gesetzlich eine Golddeckungspflicht von »nur« einem Drittel des umlaufenden Papiergeldes (§ 17 »Bankgesetz« v. 14.3.1875), da man für die Praxis davon ausging, dass nicht alle Geldscheine gleichzeitig in Gold umgetauscht werden würden.

<sup>206</sup> § 1 »Gesetz, betreffend die Ausprägung von Reichsgoldmünzen« v. 4.12.1871

<sup>207</sup> Die Silbermünzen aller Länder, die den Goldstandard beachteten, waren als Scheidemünzen angelegt, d. h. ihr Silbergehalt war deutlich geringer als ihr Nennwert. In Deutschland wurden zwar neben den silbernen 5-Markstücken zeitweise auch goldene geprägt, die dann wiederum keine Scheide- sondern Kurantmünzen waren, doch diese weniger als 2 Gramm schweren Goldmünzen erwiesen sich wegen ihrer geringen Größe als unpraktisch, da sie leicht verloren gingen, weswegen sie im Jahr 1900 nach und nach eingezogen wurden.

#### 4.5.1.2. Von der Goldmark zur Papiermark

1. Eine praktische Auswirkung der Goldwährung war das Recht eines jeden, sich den Gegenwert des auf einem Geldschein aufgedruckten Betrages auf der Bank in Gold auszahlen zu lassen, denn Grundlage der Währung waren eben gerade nicht die Banknoten aus Papier. Diese wurden lediglich als ein leicht zu handhabender Ersatz für körperliches Gold verstanden, und sie waren sogar lange explizit kein gesetzliches Zahlungsmittel.<sup>208</sup> Der Charakter von Papiergeld änderte sich erst Anfang 1910 ein wenig, als Banknoten als gesetzliches Zahlungsmittel zugelassen wurden. Der Begriff »Goldwährung« wurde zeitgleich ins Gesetz aufgenommen,<sup>209</sup> wobei die weiterhin bestehende unbeschränkte Einlosepflicht von Banknoten in Gold nach wie vor auf den Geldscheinen selbst mit einem – aus heutiger Sicht kurios klingenden – Satz dokumentiert wurde:<sup>210</sup>



20-Markschein in Originalgröße mit dem Vermerk des unbegrenzten Einloseversprechens in physisches Gold: »20 Mark zahlt die Reichshauptkasse in Berlin ohne Legitimationsprüfung dem Einlieferer dieser Banknote.«.

2. Der Goldstandard war faktisch allerdings bereits am 4.8.1914, also wenige Tage nach Kriegsbeginn, durch ein neues Munzgesetz abgeschafft worden. Mit diesem Gesetz wurde die bis dahin bestehende Einlosepflicht der Reichsbank, Papiergeld in physisches Gold umzutauschen, formell aufgehoben,<sup>211</sup> während mit dem zeitgleich in Kraft getretenen »Darlehenskassengesetz«<sup>212</sup> die Grundlage dafür geschaffen wurde, frisches Papiergeld letzten Endes nicht mehr auf Basis der Golddeckung im Umlauf zu bringen, sondern, wie es sich in

<sup>208</sup> Das stellte § 2 »Bankgesetz« v. 14.3.1875 wörtlich so fest.

<sup>209</sup> § 1 Munzgesetz v. 1.6.1909

<sup>210</sup> Obwohl sich alle Volkswirtschaften längst vom Goldstandard verabschiedet haben, findet sich dieses heute keinesfalls wörtlich gemeinte Versprechen einer Auszahlung in Gold beispielsweise noch auf den aktuellen Geldscheinen Großbritannien und Indiens, wo die Formulierung lautet: »I promise to pay the bearer on demand the sum of [Nennwert]«, gezeichnet vom jeweiligen Direktor der Zentralbank.

<sup>211</sup> § 1 »Gesetz, betreffend Änderung des Munzgesetzes« v. 4.8.1914

<sup>212</sup> v. 4.8.1914, in zeitgenössisch verbreiteter Schreibweise ohne das zweite »e« in »Darlehen«. Wenn im Text von diesem Gesetz die Rede ist, wird diese Schreibweise beibehalten, in allen anderen Fällen steht das Wort in heutiger Schreibweise.

der Folgezeit entwickeln sollte, rein nach Bedarf zu drucken. Ergänzt wurden diese Gesetze durch drei weitere Finanzgesetze.<sup>213</sup>

Mithilfe dieses Maßnahmenpakets wurde die Finanzierung des Krieges gesichert, während gleichzeitig verhindert werden sollte, dass das Bankensystem zusammenbrach, nachdem bereits Ende Juli 1914, kurz vor der offiziellen Kriegserklärung, große Teile der deutschen Bevölkerung damit begonnen hatten, sich ihre Spareinlagen in Gold auszahlen zu lassen. Innerhalb weniger Tage hatten sich so die Goldreserven der Reichsbank bereits um 104 Millionen Mark bzw. um 8 % des Gesamtbestandes<sup>214</sup> verringert.

Schon mit diesem Gesetzespaket vom 4.8.1914 wurden die Weichen in Richtung der späteren Hyperinflation gestellt. Das deutsche Währungssystem »sollte radikal umgebaut werden, während so getan wurde, als bliebe es durch die getroffenen Maßnahmen im Wesentlichen unverändert«.<sup>215</sup> Den Zeitgenossen galt das Maßnahmenpaket in finanzpolitischer Hinsicht als ebenso genial wie der (vollkommen scheiternde) Schlieffen-Plan für den Angriffskrieg,<sup>216</sup> doch der britische Historiker und Fachmann für deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts Frederick Taylor fasst diesen Sachverhalt ganz unverblümt mit dem Wort »Lüge«<sup>217</sup> zusammen, einer Lüge der deutschen Staatsführung über die zukünftige Stabilität der eigenen Währung. Diese Irreführung vor allem der eigenen Bevölkerung gegenüber bereitete den Boden für die Rechtfertigung der in den folgenden Jahren ungebremsten Ausgabe von Banknoten, als man – vereinfacht formuliert – die bereits umlaufende Geldmenge als »Deckung« für das jeweils neu zu druckende Geld heranzog.

#### 4.5.1.3. Der erste Schritt in die Inflation

1. Im Einzelnen ging es beim »Darlehenskassengesetz« um Folgendes: Die Darlehenskassen waren staatliche Einrichtungen zur Wirtschaftsförderung, die zu diesem Zweck Kredite vergaben. Sie wurden nun ermächtigt, für die Auszahlung dieser Kredite so genannte Darlehenskassenscheine auszugeben. Das waren »besondere Geldzeichen«, wie das Gesetz sie wörtlich bezeichnet,<sup>218</sup> also Quasi-Banknoten, die zwar keine gesetzlichen Zahlungsmittel waren, von der Reichsbank aber wie solche behandelt wurden und der deutschen Bevölkerung auch bereits als vorübergehende Instrumente des Zahlungsverkehrs bekannt waren.<sup>219</sup>

Die theoretisch für die Darlehenskassenscheine erforderliche Deckung bestand dabei weitgehend nur zum Schein<sup>220</sup> – mit weitreichenden Folgen: Zum einen konnten die für die Kreditvergabe der Darlehenskassen erforderlichen Sicherheiten der Kreditnehmer auch in

<sup>213</sup> Vgl. Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, München: C. H. Beck, 2003, S. 66

<sup>214</sup> Henning, Friedrich-Wilhelm: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Teil I: Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh, 2013, S. 152. Feldman spricht hier sogar von 163 Millionen Mark, a.a.O., S. 32

<sup>215</sup> Feldman, Gerald D.: The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914-1924: Oxford: Oxford University Press, 1997, S. 32, Übers. d. Verf.

<sup>216</sup> Vgl. Wehle: 2013, S. 66

<sup>217</sup> Taylor, Frederick: The Downfall of Money, New York u.a.: Bloomsbury Publishing, 2014, S. 15

<sup>218</sup> § 2 Abs. I Satz 1 »Darlehenskassengesetz«

<sup>219</sup> Darlehenskassenscheine waren bereits im Norddeutschen Bund ausgegeben worden, wie es § 17 »Gesetz, betreffend die Gründung öffentlicher Darlehnskassen und die Ausgabe von Darlehnskassenscheinen« v. 21.7.1870 vorsah.

<sup>220</sup> Das »Darlehnskassengesetz« erreichte das mit einem Trick: § 2 Abs. II unterstellt zwar mit einem Verweis auf § 17 »Bankgesetz« v. 14.3.1875 die Darlehenskassenscheine der 1/3-Golddeckungspflicht (siehe dazu oben Fn. 2) – doch genau diese war ja zeitgleich mit dem Münzänderungsgesetz v. 4.8.1914 außer Kraft gesetzt worden.

Form von Kriegsanleihen geleistet werden,<sup>221</sup> d. h., eine staatliche Schuldverschreibung (Kriegsanleihe) sicherte nunmehr ein anderes staatliches Schuldenpapier (Darlehenskassenschein) ab. Gleichzeitig durfte die Reichsbank, bei der alle Darlehenskassenscheine im Rahmen des Umlaufs früher oder später landeten, diese Quasi-Banknoten bilanztechnisch wie Goldmünzen behandeln.<sup>222</sup> Die Reichsbank konnte sie also als Deckungsgrundlage für die Berechnung der Ausgabemenge von neuen, »richtigen« Banknoten heranziehen.<sup>223</sup>

Mit dieser Neuerung wurde also ein essentieller Grundsatz der Währungsstabilität ausgehebelt, nämlich die Koppelung der Geldschöpfung an die Goldvorräte. Das deutsche Reich gab bewusst das zentrale währungspolitische Ziel auf, »nicht tragfähige Zahlungsbilanzungleichgewichte zu vermeiden oder zu korrigieren«,<sup>224</sup> wie es die Deutsche Bundesbank heute in der Selbstdefinition ihrer Aufgaben zum Stichwort Währungsstabilität formuliert.

Stattdessen ermöglichte der Kreislauf, in dem Kriegsanleihen Darlehenskassenscheine absicherten, die dann den weiteren Kauf von Kriegsanleihen absicherten, die wiederum *ad nauseam* neue Darlehenskassenscheine absicherten, Gebietskörperschaften und Unternehmen den praktisch unbegrenzten Zugang zu Krediten und blähte bereits ab Beginn des Krieges die Geldschöpfung in erheblichem Umfang auf.



*Eine der Grundlagen der deutschen Hyperinflation: ein 50-Mark-Darlehenskassenschein, ausgegeben genau einen Tag nach der Aufhebung des Goldstandards kurz nach Kriegsbeginn. Der Geldschein hat das traditionelle Erscheinungsbild – von einer Einlösbarkeit in Gold ist jedoch nicht mehr die Rede; Originalgröße*

<sup>221</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 40

<sup>222</sup> Vgl. Henning: 2013, S. 140

<sup>223</sup> Denn je größer die nunmehr als »Gold« definierte Währungsreserve war, desto mehr Spielraum hatte die Reichsbank, getreu dem Wortlaut (nicht getreu dem Gedanken) des »Bankgesetzes«, Banknoten auszugeben.

<sup>224</sup> Deutsche Bundesbank/Aufgaben/Begriffe und Definitionen, online abrufbar unter <https://www.bundesbank.de/de/aufgaben/finanz-und-waehrungssystem/finanz-und-waehrungsstabilitaet/begriffe-und-definitionen/begriffe-und-definitionen-600020>, abgerufen am 15.1.2023

Allein an Darlehenskassenscheinen war bis Kriegsende der zehnfache Nennwert dessen im Umlauf, was noch zu Kriegsbeginn gesetzlich als »gedeckt« definiert worden war.<sup>225</sup>

Im Einzelnen wurde im Laufe der Jahre die Festlegung, wie und worauf die Deckung der neu in Umlauf zu bringenden Banknoten und Darlehenskassenscheine beruhen sollte, ein immer komplizierteres, dabei jedoch rein formales Konstrukt,<sup>226</sup> das der Öffentlichkeit die mangelnde Deckung von Anfang an konsequent verschleierte. Die bereits oben als »Lüge« charakterisierten Maßnahmen wurden so in der Folgezeit zur dauerhaft institutionalisierten »Perfidie«,<sup>227</sup> wie der Wirtschaftshistoriker Sebastian Teupe das in seiner jüngst veröffentlichten Monographie zur Hyperinflationszeit nennt.

2. Parallel zu den Darlehenskassenscheinen dienten auch und in noch weit stärkerem Maße<sup>228</sup> die vom Deutschen Reich ausgegebenen Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der Finanzierung des Krieges. Diese beiden Wertpapiere, die sich letztlich nur begrifflich unterscheiden, waren zwar unkündbar, konnten aber vor Fälligkeit gegen einen Abschlag (Diskont) bei den Banken eingelöst werden und gelangten dadurch irgendwann in den Bestand der Reichsbank. Die Reichsbank zog nun diese Anleihepapiere genau wie die Darlehenskassenscheine für die zukünftige Berechnung der »gedeckten« Papiergeldmenge heran.<sup>229</sup> Die Deckung der Mark bestand also zunehmend nicht in tatsächlichen Werten, sondern im bloßen Zahlungsverprechen des Staates, seine rapide anwachsenden Schulden begleichen zu können.

Der uns heute geläufige Begriff »Goldmark« war vor dem Ersten Weltkrieg nicht üblich, da er seinerzeit als Tautologie verstanden wurde: Selbstverständlich war die Mark<sup>230</sup> goldgedeckt, das musste nicht extra betont werden. Erst nach der vom Gesetzgeber veranlassenen Aufweichung der Golddeckung begann man sprachlich sowie in Bezug auf die auseinanderdriftende Kaufkraft zwischen Goldmark und Papiermark zu unterscheiden. Die »Goldmark« wurde dabei zu einer reinen Recheneinheit, die den Vorkriegswert der Mark ausdrückte.<sup>231</sup>

Der Abschied vom Goldstandard und die immer ungeniertere Ausweitung der Geldmenge waren zwar Auslöser der Inflation, wurden jedoch im Laufe der nächsten Jahre noch von zahlreichen anderen Faktoren flankiert. Die weitere Inflationsentwicklung soll an dieser Stelle sehr cursorisch abgehandelt und schlicht unter Feldmans Konstatierung der »tragischen Unfähigkeit von Deutschlands Führung, das Schlimmste zu verhindern«<sup>232</sup> subsumiert werden, da es hier nur darum geht, nachvollziehbar zu machen, wie klug Fiete Daniel

---

<sup>225</sup> Vgl. Taylor: 2014 S. 16

<sup>226</sup> siehe im Einzelnen zur (lückenhaften) Umwandlung von kurzfristigen Schatzwechseln in langfristige Anleihen und dem Ansteigen der so genannten »schwebenden Schuld« Henning: 2003, S. 144-146

<sup>227</sup> Teupe: 2022, S. 40

<sup>228</sup> Vgl. dazu die Übersicht der neun jeweils halbjährlich aufgelegten Kriegsanleihen, deren letzte selbst im September 1918, als der Krieg schon nicht mehr zu gewinnen war, noch 10,4 Millionen Mark einbrachte, bei Roesler, Konrad: Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, Berlin: Duncker und Humblot, 1967, S. 79

<sup>229</sup> Teupe: 2022, S. 45

<sup>230</sup> Die deutsche Währung hieß korrekt »Mark«, abgekürzt mit einem »M« in Schreibschrift. Die »Reichsmark« existierte erst seit 1924 und war die Nachfolgerin der nachinflationären »Rentenmark«.

<sup>231</sup> Vgl. Feldman: 1997, S. 44

<sup>232</sup> Feldman: 1997, S. 66, Übers. d. Verf.

auf das ihm genauso wie allen anderen Deutschen völlig neue Phänomen des Währungsverfalls reagierte. (Selbst der Begriff »Inflation« war bis dato in Deutschland weitgehend unbekannt.)<sup>233</sup> Anders als heute, wo es zu den währungspolitischen Zielsetzungen gehört, mögliche Inflationsentwicklungen zu antizipieren, sahen sich Anfang der 1920er-Jahre alle Betroffenen, vom einfachen Bürger bis zur Staatsspitze, damit konfrontiert, auf die jeweiligen Entwicklungen zu reagieren – wobei im Falle von Reichsbank und Staatsführung die Reaktion aus verschiedenen Gründen darin bestand, gerade nicht gegenzusteuern, sondern im Zweifel eine hohe Inflation in Kauf zu nehmen.<sup>234</sup>

#### 4.5.1.4. Währungsverfall 1919 bis 1921

Wie eingangs erwähnt, war trotz der immens angestiegenen Geldmenge der Wert der Mark während des Krieges nur mäßig gefallen. Das lag teilweise daran, dass mit Ausnahme der USA, die erst im April 1917 in den Krieg eintraten, alle kriegführenden Mächte vor ähnlichen Finanzierungsproblemen standen und ebenfalls jahrelang ungeniert Kriegsanleihen ausgaben. Dazu kam die traditionelle Vorstellung, dass der Verlierer des Krieges dem Sieger alle entstandenen Kosten in Form von Reparationen würde ersetzen müssen,<sup>235</sup> und sehr lange sah es eher so aus, als würden die Mittelmächte siegen. Je länger der Krieg dauerte und je teurer er wurde, desto größer wurde in finanzieller Hinsicht der Druck auf alle Kriegsparteien, diesen Krieg auch tatsächlich zu gewinnen, um den eigenen Staatsbankrott zu vermeiden. Frederick Taylor fasst dies mit dem schönen Schlagwort »loser pays all«<sup>236</sup> zusammen.

Sobald erkennbar wurde, dass Deutschland den Krieg verlieren würde, begann der Wert der Mark deutlich zu schwinden. Daran konnten die schon 1916 und 1917 erlassenen Devisenbeschränkungen genausowenig ändern wie die vom besiegten Russland gemäß den harten Bedingungen des Friedensvertrags von Brest-Litowsk (März 1918) geleisteten Reparationen (Russland hatte der Reichsbank Gold im Wert von über 200 Millionen Mark<sup>237</sup> übergeben, was immerhin etwa 17 % der deutschen Vorkriegs-Goldreserven<sup>238</sup> entsprach). Auch die noch zu erwartenden Reparationen des gleichfalls besiegten Rumäniens (Art. XIII des Friedensvertrags von Bukarest vom Mai 1918 sah Reparationszahlungen vor, wurde aber nicht mehr umgesetzt) spielten keine Rolle bei der Talfahrt der Mark.

Gleichzeitig hatten verschiedene innenpolitische Maßnahmen zur Aufrechterhaltung des sozialen Friedens 1917 eine gewaltige Lohn-Preis-Spirale in Gang gesetzt,<sup>239</sup> die zu einem anhaltenden Kaufkraftverlust der Mark führte. Die Bewahrung des sozialen Friedens wurde von der Reichsregierung auch nach Kriegsende dauerhaft für wichtiger als die Eindämmung

---

<sup>233</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 31

<sup>234</sup> Vgl. Taylor: 2014, S. 155, 194, 241 u.a., ebenso Feldman: 1994, S. 446

<sup>235</sup> Auf deutscher Seite ging man wie selbstverständlich davon aus, den Coup von 1871 wiederholen zu können, als der Kriegsverlierer Frankreich dem neu gegründeten Deutschland Reparationen in Höhe von 120 Millionen Mark bezahlen musste (Feldman: 1997, S. 33), was einem Viertel des französischen Bruttoinlandsprodukts entsprach (Taylor: 2014, S. 26). Dass es dieser Goldsegen war, der den Boom der glorifizierend »Gründerzeit« genannten Jahre mitfinanzierte, wurde in der Folgezeit gern vergessen.

<sup>236</sup> Taylor: 2014, S. 17

<sup>237</sup> Vgl. Feldman: 1997, S. 45

<sup>238</sup> Vgl. Henning: 2013, S. 140

<sup>239</sup> Vgl. Feldman: 1997, S. 69

der Inflation angesehen,<sup>240</sup> während die Reichsbank die Inflationsbekämpfung ohnehin nicht als ihre Aufgabe betrachtete, sondern sich primär dazu aufgerufen sah, Regierung und Wirtschaft liquide zu halten.<sup>241</sup>

Die Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages vom 28.6.1919 lösten bei der deutschen Bevölkerung einen nachhaltigen Schock aus, da man sich selbst nicht als »echter« Kriegsverlierer sah (schließlich hatte die deutsche Armee bei Kriegsende noch weit im Territorium der Gegner gestanden) und schon gar nicht die Schuld für diesen Krieg auf sich nehmen wollte. Die Regelungen des Versailler Vertrages stellten für die deutsche Wirtschaft dauerhaft eine äußerst starke Belastung dar<sup>242</sup> und führten zu einem weiteren Verfall der Mark, sobald das Ausmaß dieser Belastung absehbar wurde. Daran konnte auch die erste erfolgreiche Bewährungsprobe für die junge Demokratie, nämlich die Abwendung des Kapp-Putsches im März 1920 und die sich anschließende äußerliche Stabilisierungsphase, nichts dauerhaft ändern.

#### 4.5.1.5. Das Londoner Ultimatum: Reparationen ohne Ende

Nicht im Versailler Vertrag enthalten war die Bezifferung der Reparationen, die Deutschland würde leisten müssen. Dazu gab es auf Seiten der Alliierten zahlreiche neue Verhandlungsrunden, die sich ein weiteres Dreivierteljahr hinzogen. Als man Deutschland dann im Frühjahr 1921 unter Androhung einer Invasion zwang, die sagenhafte Reparationssumme von 132 Milliarden (Gold-)Mark anzuerkennen (Londoner Ultimatum vom 6.5.1921), führte dies zu einem sofortigen weiteren Verfall der deutschen Währung, da sich niemand im In- und Ausland vorstellen konnte, wie Deutschland diese ungeheure Summe je aufbringen sollte.

Zur Veranschaulichung, in welcher Größenordnung sich diese 132 Milliarden Mark bewegten, hilft ein Blick auf die deutschen Exporte (Deutschland war damals wie heute eine Exportnation): Der Gesamtwert der deutschen Exporte betrug in den Jahren 1920 bis 1922 im Durchschnitt 4,8 Milliarden Mark.<sup>243</sup> Die von den Alliierten geforderte Summe war das Siebenundzwanzigeinhalbfache davon. Deutschland hätte also rein rechnerisch fast eine Generation lang sämtliche Exporterlöse in die Tilgung der Reparationsschuld stecken müssen. Dass das nicht funktionieren würde, war vermutlich auch den Autoren des Londoner Ultimatums klar, aber es ging den Alliierten schlicht um die maximale Bestrafung Deutschlands, verbunden mit der gleichzeitigen Sanierung der hochverschuldeten Staatshaushalte praktisch aller Siegermächte.<sup>244</sup>

---

<sup>240</sup> Vgl. Taylor: 2014, S. 107f

<sup>241</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 62

<sup>242</sup> S. dazu die Übersicht bei Wehle: 2003, S. 241 (durch Gebietsabtretungen verursachter Verlust von 80 % der Eisenerz-, 63 % der Zinkerz- und 26 % der Steinkohlelager, Verlust von 40 % der Hochöfen etc.)

<sup>243</sup> Taylor: 2014, S. 162

<sup>244</sup> Lediglich die USA waren nicht kriegsbedingt verschuldet, hatten aber ebenfalls ein hohes Interesse an der »General-sanierung« aller Beteiligten mithilfe deutscher Reparationszahlungen, denn die USA waren der wesentliche Gläubiger aller anderen alliierten Kriegsteilnehmer und drangen auf vollständige Rückzahlung ihrer Kredite, vgl. Taylor: 2014, S. 233.

Von diesen 132 Milliarden Goldmark musste eine Milliarde den Alliierten innerhalb von drei Monaten übergeben werden. Diese horrende erste Rate konnte vom Deutschen Reich nur mit Mühe und Not aufgebracht werden, denn so viel körperliches Gold war bei der Reichsbank schlicht nicht vorhanden (es handelte sich schließlich um 358.423 Kilogramm, vgl. zur Umrechnung oben 4.5.1.1. Diese Menge Gold entspricht fast genau 10 % der weltweiten Gesamtfördermenge des Jahres 2021<sup>245</sup>). So kam es zu einem eher hollywoodreifen Ereignis: Im Hochsommer 1921, gerade noch rechtzeitig vor Ablauf des Ultimatums, fuhren vier Ozeandampfer über den Atlantik, um 560 Kisten<sup>246</sup> voller Reichsbank-Gold in die USA zu transportieren, während gleichzeitig 900.000 Kilogramm Silber aus den Kellern der Reichsbank in europäische Nachbarstaaten verbracht wurden, um die über den Goldtransport hinaus erforderlichen Kredite abzusichern. Der Großteil dieses Silbers rollte in neunzig Eisenbahnwaggons über die deutschen Grenzen.<sup>247</sup>

Das Londoner Ultimatum gilt heute in der Forschung weitgehend als das entscheidende Ereignis für die Entwicklung der Inflation.<sup>248</sup> Das ist auch für Laien leicht nachvollziehbar, denn wenn wir uns vorstellen, dass Deutschland heute eine vergleichbare Rechnung wie 1921 präsentiert bekäme, wenn also eine Summe gefordert würde, die das 27,5-fache des deutschen Exportvolumens betrüge, dann würde sich das auf fast genau 38.000.000.000.000 Euro belaufen.<sup>249</sup> Bei dieser Größenordnung hätte wohl niemand mehr das geringste Vertrauen in die Überlebensfähigkeit der deutschen Wirtschaft und damit in die Stabilität der Währung.

Doch damit nicht genug: Drei Tage nach dem Londoner Ultimatum, am 9.5.1921, hob der deutsche Gesetzgeber jegliche Deckungsvorschrift für die Mark auf,<sup>250</sup> so dass die Reichsbank nun nicht einmal mehr theoretisch darin eingeschränkt war, Geld nach Maßgabe der Reichsregierung zu drucken. Das ein Jahr später erlassene Gesetz zur Autonomie der Reichsbank,<sup>251</sup> wonach die Reichsbank der direkten Kontrolle der Reichsregierung entzogen wurde und somit nicht mehr verpflichtet war, alle Reichs-Schuldenpapiere automatisch zu diskontieren,<sup>252</sup> konnte den Schritt in die Hyperinflation nicht mehr verhindern.

#### 4.5.2. Valuta als möglicher Ausweg

Die Inflationsentwicklung hatte zwar Mitte 1921 noch lange nicht ihre größte Dynamik erreicht, war aber bereits massiv genug, um den Bestand jedes Privatvermögens zu bedrohen bzw. auszulöschen. Wer nicht an der stetigen Lohnsteigerung der Arbeiter und Angestellten teilhatte, die sich ansatzweise an der allgemeinen Preisentwicklung orientierte,

---

<sup>245</sup> Diese lag bei 3.568.900 Kilogramm, vgl. »Supply and demand statistics« auf <https://www.gold.org/goldhub/data/gold-demand-by-country>, abgerufen am 26.1.2023

<sup>246</sup> Feldman: 1997, S. 344. Teupe übersetzt Feldmans »chests« mit »Truhen« (Teupe: 2022, S. 111), aber da eine Truhe voller Gold wegen des hohen spezifischen Gewichts ohne Kran kaum zu transportieren wäre, dürfte es sich eher um kleinere Behälter gehandelt haben. Eine handelsübliche Zigarrenkiste voll Gold wiegt bereits etwa 25 (!) Kilogramm.

<sup>247</sup> Feldman: 1997, S. 345

<sup>248</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 81

<sup>249</sup> 2021 betrug der Erlös der deutschen Exporte 1.379,3 Milliarden Euro, vgl. Statistisches Bundesamt auf <https://www.destatis.de/DE/Themen/Wirtschaft/Konjunkturindikatoren/Lange-Reihen/Aussenhandel/lrahl01a.html>, abgerufen am 29.1.2023

<sup>250</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 103

<sup>251</sup> »Deutsches Reichsgesetz über die Autonomie der Reichsbank« v. 26.5.1922

<sup>252</sup> Vgl. Taylor: 2014, S. 190

sondern wer beispielsweise von Rente lebte, als Beamter besoldet wurde oder arbeitslos war, der befand sich ohnehin bereits auf dem Weg in die Verarmung oder gar Verelendung, da die staatlichen Leistungen in keiner Weise mit der Teuerungsrate Schritt hielten.<sup>253</sup> So reichte beispielsweise die »Erwerbslosenfürsorge« (die damalige Bezeichnung für das Arbeitslosengeld) nicht einmal aus, um wenigstens die Hälfte der Lebenshaltungskosten zu decken, während die Invalidenrente ehemaliger Soldaten zeitweise sogar nur ein Zwanzigstel bis ein Zehntel eines Arbeiterlohns betrug.<sup>254</sup> Zur Verschärfung dieser Situation beigetragen hatte vor allem eine Steigerung der Lebenshaltungskosten um 40 % allein von Sommer 1921 bis Herbst 1921.<sup>255</sup>

In vielen ärmeren Haushalten fehlten bereits seit 1920 Selbstverständlichkeiten wie Bettwäsche, Schuhe und Möbel (letztere waren schon im Winter zuvor verheizt worden), und für Kinder wurde ein zweites Paar Strümpfe eher die Ausnahme als die Norm.<sup>256</sup> Sehr viele Deutsche hatten zudem einen nicht unerheblichen Teil ihres Vermögens in Krieganleihen investiert (es war der Reichsführung gelungen, bei der deutschen Bevölkerung bis Kriegsende insgesamt 97 Milliarden Mark an Anleihen einzusammeln<sup>257</sup>). Dass diese Staatsanleihen, die mit ihrer zehnjährigen Laufzeit nicht vor 1924 rückzahlbar waren, bei Fälligkeit nichts mehr wert sein würden, lag nun auf der Hand.

Eine der wenigen Möglichkeiten, den fatalen Auswirkungen der Inflation zu entgehen, bestand im Zugang zu wertbeständiger ausländischer Währung. Wer Valuta besaß, der war nicht nur vor weiterem Währungsverfall gefeit, sondern konnte zusätzlich noch von dem Umstand profitieren, dass die Kaufkraft der Mark nicht im selben Maß abnahm, wie der Wechselkurs fiel. Das bedeutet, dass auch bereits in der Zeit, die man noch nicht als Hyperinflation bezeichnet (als Hyperinflation gilt eine Inflationsrate von 50 % im Monat<sup>258</sup>), Valuta eine Art Spekulationsgewinn mit sich brachte, da der (internationale) Preis der Mark jeweils etwas niedriger lag als ihre (Inlands-)Kaufkraft. Wer also, aus welchen Gründen auch immer, im Besitz von harter Währung war, konnte seinen Lebensunterhalt relativ sorgenfrei bestreiten, solange er aus seinem Guthaben immer nur das Nötigste in Mark wechselte, denn der Wert der ausländischen Währung stieg ja beständig an.

Für Wirtschaftsunternehmen, die geschäftliche Auslandsverbindungen hatten, war das kein größeres Problem, dem einfachen deutschen Bürger bot sich dazu aber kaum eine Möglichkeit. Doch Fierte Daniel gelang hier ein Kunststück, das so einfach wie genial war: Er wurde kurzerhand zum internationalen Unternehmer und verkaufte seine Fische nicht mehr im heimischen Eckernförde, sondern brachte sie nach Dänemark, um so in den Besitz von dänischen Kronen zu kommen.

---

<sup>253</sup> S. dazu die Reallohnentwicklung ausgewählter Berufsgruppen bei Wehler: 2013, S. 246 und Henning: 2003, S. 159

<sup>254</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 97 bzw. 98

<sup>255</sup> Vgl. Taylor: 2014, S. 171

<sup>256</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 204

<sup>257</sup> Vgl. Wehler: 2003, S. 67

<sup>258</sup> Dieser Wert ist eine willkürliche Festlegung von Phillip Cagan aus dem Jahr 1956, die seither angewandt wird, vgl. Cagan, Phillip D.: *The Monetary Dynamics of Hyperinflation*, in: Friedman, Milton (Hg.): *Studies in the Quantity Theory of Money*, Chicago: University of Chicago Press 1956, S. 25

### 4.5.3. Fiete Daniel als internationaler Unternehmer<sup>259</sup>

#### 4.5.3.1. Die dänische Krone als harte Währung

Vor dem Krieg hatte auch in Dänemark der Goldstandard gegolten, und zwar in der besonderen Ausprägung der Skandinavischen Währungsunion, was bedeutete, dass die dänische Krone im Goldgehalt identisch war mit der Krone Schwedens und Norwegens und alle jeweils den 2480. Teil eines Kilogramms Feingold ausmachten. Eine Krone entsprach damit genau 1,125 Mark.<sup>260</sup> Dänemark war zwar im Ersten Weltkrieg neutral geblieben, musste aber den Goldstandard bei Kriegsbeginn faktisch ebenso aufheben wie die Kriegsparteien, um den Zusammenbruch seiner Banken zu vermeiden. Obwohl durch die wirtschaftliche Nähe zu Deutschland grundsätzlich die Gefahr bestand, dass nach Kriegsende die Krone in den Abwärtssog der Mark geraten könnte, wurde in Dänemark im Rahmen einer starken Deflationsphase der Goldstandard bald wieder eingeführt, und der Wechselkurs bewegte sich fortan im Verhältnis zu den Ländern, die eine ähnliche Entwicklung durchlaufen hatten, wieder auf Vorkriegsniveau.<sup>261</sup> Auch wenn der Wert der Mark im Verhältnis zur dänischen Krone nicht ganz so rapide sank wie gegenüber dem US-Dollar, war die Krone eine ebenso wertbeständige Währung wie Dollar oder Pfund.

#### 4.5.3.2. Daniels erste Transaktion in Fremdwährung

Und auch wenn Fiete Daniel wohl nichts von den Hintergründen des Währungsverfalls wusste, erlebte er die Inflation 1920 und 1921 täglich so hautnah und unvermeidlich, dass er es vermutlich gerade deswegen nicht für nötig befand, sie in seinem Tagebuch besonders zu erwähnen. Gleichzeitig war ihm natürlich auch bewusst, wie viel einfacher es seine dänischen Kollegen mit ihrer stabilen Währung hatten, ihren Lebensunterhalt zu sichern.

Daniel musste deshalb nicht lange überlegen, als sich ihm Ende Mai 1921 erstmals die Gelegenheit bot, seinen Tagesfang noch auf dem Wasser an zwei deutsche Händler aus Maas-holm zu verkaufen, die regelmäßig Fische nach Kopenhagen brachten, um sie dort zum doppelten Preis (S. 533) weiterzuverkaufen, und die mit Daniel dementsprechend in dänischen Kronen abrechneten (S. 537). Daniel thematisiert zwar seine erste Transaktion in fremder Währung nicht weiter, doch dieser erfolgreiche Verkauf ist der unmittelbare Anlass dafür, dass er noch am selben Tag von einem befreundeten Kollegen den Tipp bekommt, seine Fänge doch am besten selbst direkt in Dänemark zu verkaufen. Der Kollege nennt ihm sogar einen äußerst vertrauenswürdigen Händler, einen gewissen P. J. Hansen in Sønderburg/*Sønderborg* (S. 538).

Dies ist der Beginn einer für Daniel äußerst erfolgreichen Phase, in der er seine Fänge vollständig in Dänemark verkauft und den Verkauf ausschließlich in dänischen Kronen abwickelt. Drei äußere Umstände kamen ihm dabei entgegen: Das dänische Staatsgebiet war kurz zuvor sozusagen in unmittelbare Nachbarschaft gerückt, der Verkauf in dänischen

---

<sup>259</sup> Dieses Kapitel beruht auf dem umfangreichem Zahlenmaterial des Tagebuchs. Wegen der mehr als fraglichen Authentizität der gesamten Quelle wird erneut auf die mangelhafte Belastbarkeit hingewiesen (siehe dazu ausführlich Kapitel 2.).

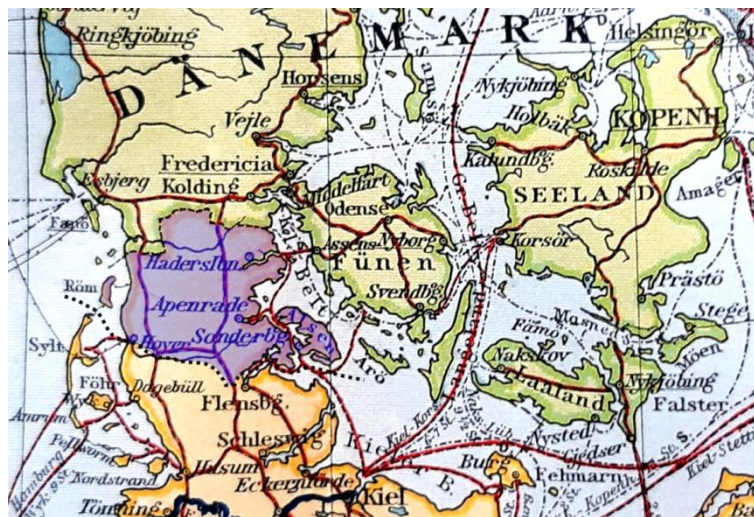
<sup>260</sup> Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, Köln: Anaconda 2005, S. 120

<sup>261</sup> Vgl. Teupe: 2022, S. 83

Häfen konnte unbürokratisch abgewickelt werden – und nicht zuletzt bot Dänemark Preisstabilität.

#### 4.5.3.3. Die neue Staatsgrenze in der Nachbarschaft

1. Wie bereits erwähnt, war Dänemark im Ersten Weltkrieg neutral geblieben, war also nicht Kriegsteilnehmer gewesen. Trotzdem gelang es Dänemark, als unmittelbarer Sieger aus den Versailler Friedensverhandlungen hervorzugehen:<sup>262</sup> Deutschland musste den größten Teil Nordschleswigs<sup>263</sup> (bzw. aus dänischer Sicht *Sønderjylland*/Südjylland) am 15.6.1920 an Dänemark abtreten, nachdem dort eine Volksabstimmung durchgeführt worden war, bei der die sprachlich und kulturell deutsch, friesisch und dänisch gemischte Bevölkerung nach ihrem Zugehörigkeitswunsch befragt worden war. Mit Vollzug der Gebietsabtretung erhielt die deutsch-dänische Grenze ihren heutigen Verlauf:



Von Deutschland 1920 an Dänemark abgetretene Gebiete

Daniels hauptsächliche Fangplätze befanden sich zwar in der Nähe der dänischen Küste vor den Inseln Äro/Ærø und Langeland (vgl. oben 3.8.2.), doch diese Inseln waren dünn besiedelt und es gab für Daniel dort keine Möglichkeit, seine Ware zu verkaufen. Auch die Ortschaft Bagenkop am Südennde von Langeland, eigentlich am günstigsten gelegen, war nur ein sehr kleines Fischerdorf (die gesamte Insel hatte trotz ihrer 50 Kilometer Länge weniger als 4.000<sup>264</sup> Einwohner). Die Bagenkoper Infrastruktur war mit der Abwicklung der einheimischen Fänge bereits völlig ausgelastet, weswegen es Ortsfremden normalerweise nicht gelang, ihre Fänge dort ebenfalls zu verkaufen (S. 721).

Daniel musste seine Fänge also in einem der Häfen an der westlichen Küste löschen, und dafür lag seine Heimatstadt Eckernförde noch relativ günstig. Doch nachdem die dänische Grenze plötzlich so nahe gerückt war und der ihm als ehrlich empfohlene Fischhändler

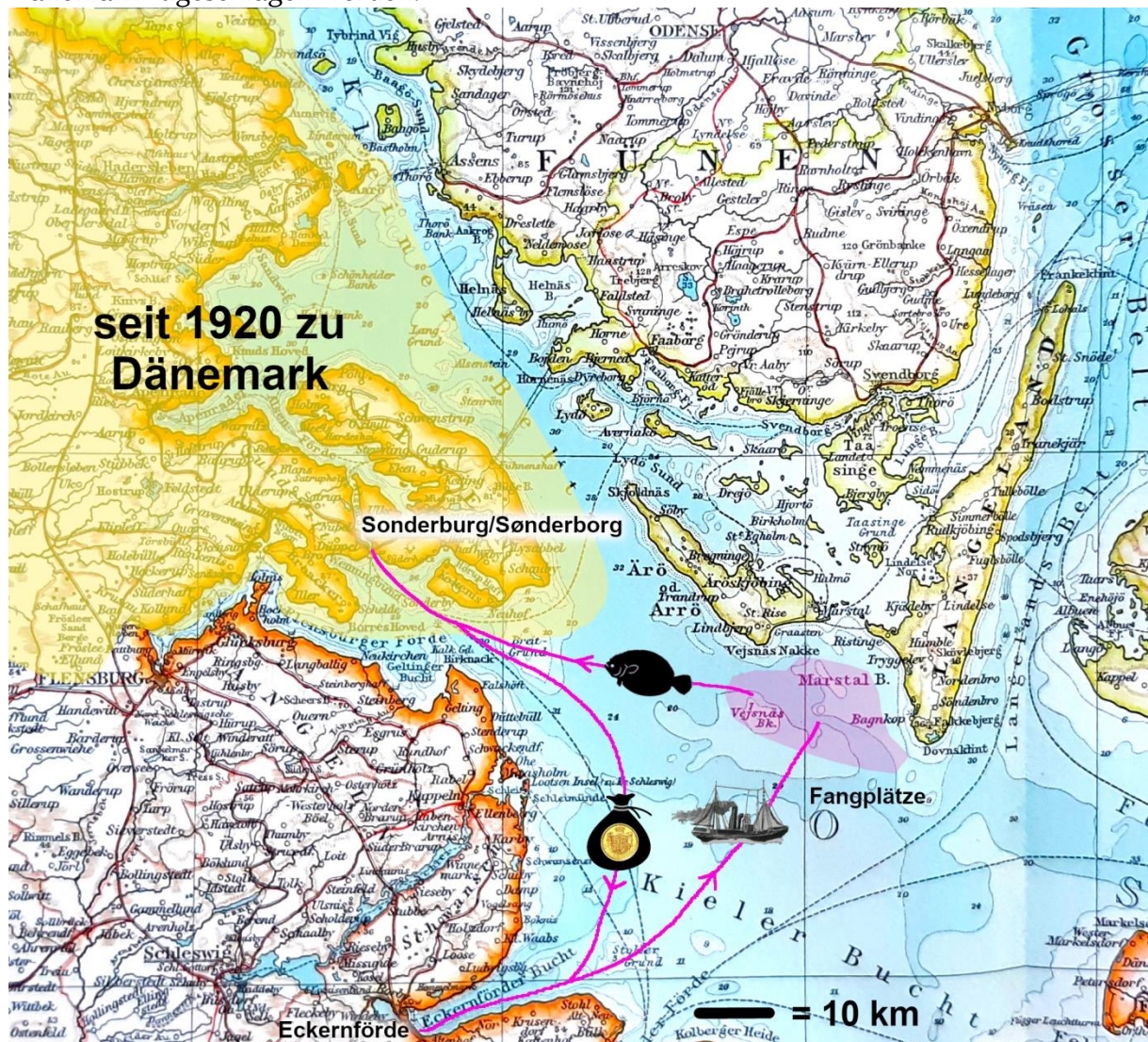
<sup>262</sup> Juristisch gesehen war so eine Vorgehensweise zwar sehr fragwürdig, entsprach aber dem Bestreben der Alliierten, die im Versailler Vertrag konstatierte »alleinige deutsche Kriegsschuld« umfassend zu sühnen.

<sup>263</sup> Der nördliche Teil des Herzogtums Schleswigs war 1864 im Deutsch-Dänischen Krieg vom Deutschen Bund erobert worden und wurde in der Folge zuerst preußisches und dann deutsches Staatsgebiet.

<sup>264</sup> Baedeker, Karl: Nordost-Deutschland nebst Dänemark, Leipzig: Baedeker, 31. Aufl., 1914, S. 470

Hansen ausgerechnet in Sønderborg wohnte, dem dänischen Hafen, der Deutschland nun am nächsten lag, war für ihn die Entfernung vom Fangplatz zum möglichen neuen Verkaufsort nur unwesentlich weiter als bisher.

Daniel kannte diesen Hafen als das deutsche Sonderburg, zeitgenössisch beschrieben als »freundliche Hauptstadt (10.000 Einw.)«<sup>265</sup> der Insel Als/Alsen, und hatte dort sogar Verwandtschaft.<sup>266</sup> Die Stadt Sonderburg hatte sich in der Volksabstimmung zwar mehrheitlich für Deutschland entschieden, aber da nur das Ergebnis des gesamten Landkreises gewertet wurde,<sup>267</sup> und dieser insgesamt für Dänemark votiert hatte, war auch die Stadt Dänemark zugeschlagen worden.<sup>268</sup>



1921: Fiets Daniel verkauft seine Fänge in Dänemark gegen harte Valuta

<sup>265</sup> Baedeker, Karl: 1914, S. 76

<sup>266</sup> Vgl. Daniel, Friedrich: 1980, S. 245. Dort erwähnt Daniel, dass er als Junge jahrelang seine Sommerferien bei Verwandten in Sonderburg verbracht hat.

<sup>267</sup> Das Abstimmungsgebiet war kompliziert in zwei Zonen eingeteilt, für die verschiedene Kriterien galten. Bei der Festlegung dieser Kriterien konnte Dänemark seine Interessen weitgehend durchsetzen, und die Frage, wie »gerecht« die Abstimmung im Einzelnen tatsächlich war, wird von Historikern bis heute diskutiert, vgl. dazu z.B. Schlürmann, Jan: 1920. Eine Grenze für den Frieden. Die Volksabstimmung zwischen Deutschland und Dänemark, Kiel: Wachholtz 2019

<sup>268</sup> Aus dänisch-patriotischer Sicht war es wichtig, dass Sønderborg zu Dänemark kam, denn auf dem Festland, der Stadt gleich gegenüber, stand auf den ehemaligen »Düppeler Schanzen« ein 20 m hohes deutsches Siegerdenkmal, das an die entscheidende Schlacht im Krieg von 1864 erinnerte. Sieg und Denkmal waren in Deutschland jahrzehntelang nationalistisch instrumentalisiert worden, weswegen man von dänischer Seite das Denkmal nicht auf deutschem Boden wissen wollte.

2. Daniel zögerte nicht lange und machte sich schon mit dem nächsten Tagesfang an Bord am 31.5.1921 zu P. J. Hansen<sup>269</sup> nach Sonderburg auf (S. 542). Bereits im Vorfeld hatte Daniel als Positivkriterium für eine zukünftige Geschäftsverbindung vermerkt, dass auch Hansen wie Daniels Vater während des Krieges mit seinem Boot beim Küstenschutz gedient hatte (S. 539). Über den Verlauf der ersten Begegnung schreibt Daniel nicht viel, nur dass es keine Probleme bei der Verständigung gab, da Hansen zwar kein Schleswiger war, sondern so genannter »Reichsdäne«, also ein aus Dänemark stammender dänischer Muttersprachler, aber trotzdem sehr gut Deutsch sprach (S. 543). Doch schon dieses erste Gespräch musste von gegenseitiger Sympathie getragen gewesen sein, denn Daniel akzeptierte ohne Weiteres Hansens Preise (95 Øre für das Pfund Scholle der Klasse I, 1 Krone für das Pfund Steinbutt, 60 Øre für Glattbutt und 20 Øre für Kliesch, S. 543), während sich Hansen angesichts der Qualität von Daniels Ware erfreut zeigte. Als Daniel später auch Scholle der Klasse II ablieferte (»Mittelbutt«) bekam er dafür 65 Øre das Pfund (S. 562). Laut dänischer Definition gehörte Scholle dann zur Klasse II, wenn sie trotz Mindestlänge nicht mehr als ein  $\frac{3}{4}$ -Pfund Gewicht hatte (S. 678).

Hansen, dem offenbar ebenfalls an einer längerfristigen und zuverlässigen Geschäftsverbindung gelegen war, machte im Gespräch einen außergewöhnlichen Vorschlag: Er garantierte Daniel die Abnahme aller zukünftigen Fänge (S. 544, ebenso 566), wenn Daniel ihm im Gegenzug zusicherte, dass er keinen von Hansens Konkurrenten beliefern würde. Darüber wurde man sich rasch einig, vereinbarte eine neue Lieferung schon für die nächsten Tage – und Daniels Quelle für die begehrte Valuta begann zu sprudeln: Er bekam an diesem Tag 621 Kronen. Dabei machte er, wie er selbstkritisch anmerkt, trotz anderslautender Ratschläge den »Fehler«, diesen Betrag auf einmal in deutsches Geld zu wechseln. Der Wechselkurs stand Ende Mai 1921 bei nicht ganz 1:12<sup>270</sup> und Daniel erwähnt »*lauter braune 1000 Markscheine die wir bekamen*« (S. 544).<sup>271</sup>

Um sich diesen erheblichen Vertriebsvorteil zu bewahren und auch um nicht den Neid der Eckernförder Kollegen hervorzurufen, beschloss Daniels Mannschaft, so weit wie möglich Stillschweigen über diese neue Geschäftsverbindung zu bewahren (S. 545). Die Exklusivbeziehung zu Kaufmann Hansen ließ sich aber nicht dauerhaft verheimlichen. In der Folgezeit begann dementsprechend eine Handvoll anderer Fischer aus Eckernförde, Handelsbeziehungen zu Dänemark aufzubauen, entweder mit stationären Fischhändlern oder über die Maasholmer Händler auf hoher See sowie einen dänischen Kapitän, der ebenfalls Fische auf dem Wasser aufkaufte und die Ware dann nach Kopenhagen brachte. Doch genau wie in der erfolgreichen Zeit vor Fehmarn stand vor allem Daniel im Fokus von Missgunst und Verleumdung durch diejenigen Eckernförder, die weniger Unternehmergeist an den Tag legten (S. 629).

---

<sup>269</sup> Leider sind im Tagebuch nur die Initialen dieses von Daniel sehr geschätzten Geschäftspartners vermerkt.

<sup>270</sup> Vgl. Statistisches Reichsamt (Hg.), Zahlen zur Geldentwertung in Deutschland von 1914 bis 1923, Sonderhefte Wirtschaft und Statistik. 5. Jahrgang, Sonderheft 1, Berlin: Hobbing, 1925, S. 13

<sup>271</sup> An dieser Stelle weist das Tagebuch allerdings eine größere Unstimmigkeit auf, denn der Satz geht weiter mit »für 1000 Kronen bekamen wir 26000 Mark«. Daniel hatte jedoch insgesamt nur 621 Kronen erhalten, und der genannte Umrechnungsfaktor ist schlicht falsch.

#### 4.5.3.4. Rechtliche Voraussetzungen des grenzüberschreitenden Handels

1. Der Ablauf des oben geschilderten Fischverkaufs liest sich im Tagebuch wie eine Selbstverständlichkeit. Das war er jedoch keineswegs, denn es handelte sich schließlich um eine grenzüberschreitende Transaktion: Daniel hatte zwar seine Ware in internationalen Gewässern gefangen, aber durch den juristischen Akt der Aneignung der herrenlosen Sache »Fische« war diese Ware zum Eigentum eines deutschen Staatsbürgers geworden, das nun auf einem deutschen Schiff nach Dänemark importiert wurde. Daniels Ware unterlag somit den dänischen Import- und Verkaufsvorschriften, weswegen Daniel noch vor der Begegnung mit P. J. Hansen die Einreise- und Zollformalitäten erledigen musste.

Schwierigkeiten gab es dabei allerdings nicht, denn deutschen Fischern war das Löschen ihrer Ware in dänischen Häfen erlaubt. Erforderlich waren nur ordnungsgemäße Schiffs-papiere und eine genaue Registrierung jedes Ein- und Auslaufens. Der (deutsch sprechende) dänische Zollbeamte zeigte sich sogar sehr hilfsbereit und erklärte Daniel den Weg zu Hansens Wohnhaus. Mit dem offiziellen Hinweis, dass Daniel sich zum Auslaufen kurz melden müsse, waren der bürokratischen Erfordernisse Genüge getan (S. 543).

In der Folgezeit, als man Daniel beim dänischen Zoll schon kannte, durfte sogar dieses Ab-melden entfallen, solange Daniel die anvisierte Auslaufzeit bereits bei der Ankunft angab (S. 551) und er insgesamt nicht länger als ein paar Stunden im Hafen blieb (S. 580). Daniel war sich durchaus bewusst, dass es sich dabei um eine Gefälligkeit des Zollbeamten handelte, und er revanchierte sich gerne mit einer Ladung Fisch für dessen Mittagstisch (S. 580).<sup>272</sup>

2. Wie in Deutschland (siehe dazu oben 3.9.3.) gab es auch in Dänemark gesetzliche Regelungen zur Mindestlänge, ab der Schollen gefischt werden durften. Statt der preußischen 22 cm galten hier 26 cm als Mindestlänge. Daniel kam dabei zugute, dass er auch schon in der Vergangenheit solche gesetzlichen Bestimmungen sehr ernst genommen hatte. Um auf keinen Fall rechtliche Schwierigkeiten zu bekommen, bastelte er sich nach Hansens Vorlage ein Messbrett, auf dem zwei Nägel die Mindestlänge markierten (S. 562). Damit er bei der Mindestlänge auf jeden Fall auf der sicheren Seite war, markierte er auf seinem Brett sogar knapp 27 cm Länge (S. 678).

Später sollte ihm seine Sorgfalt zugutekommen, denn er berichtet von einer Kontrolle durch dänische Fischereiinspektoren im Sonderburger Hafen (S. 595). Bei dieser Kontrolle ging es den beiden Inspektoren ausschließlich darum, verbotene untermaßige Schollen aufzuspüren, und die Kontrolle verlief ohne Beanstandungen. Im Gegenteil: Er bekam sogar von den Fischereibeamten ein Lob für seine Ware (S. 595). Wie Daniel im Anschluss erfuhr, war der Hintergrund der Kontrolle keineswegs Schikane. Im Vorfeld waren nämlich in Kopenhagen untermaßige Schollen aufgetaucht, die sich zu deutschen Fischern zurückverfolgen ließen: Manche von Daniels Kollegen hatten es mit den Vorschriften nicht ganz so genau genommen wie er (S. 602).

---

<sup>272</sup> Dass es sich hier eigentlich um Bestechung/Vorteilsnahme handelt, war Daniel ebenfalls klar: Er holte die Fische für den Zöllner ganz früh morgens aus seiner Bunn, denn »so sah es ja kein Mensch« (S. 580).

Die dänischen Kontrolleure gingen bei ihrer Arbeit äußerst gründlich vor: Bei Daniels Partner Mumm, der seine Ware zufällig ebenfalls gerade in Sonderburg bei einem anderen Händler löschte, wurde trotz eines größeren Fangvolumens tatsächlich jeder einzelne Fisch vermessen. Als sich in der ganzen Bünn letztlich etwa ein Dutzend zu kleiner Exemplare fanden, wurden diese von den Inspektoren wieder ins Meer geworfen, denn bei untermäßigten Fischen war nicht nur der Verkauf verboten, sondern auch bereits, sie im Hafengebiet überhaupt an Bord zu haben. Doch insgesamt blieb es für Mumm bei einer Verwarnung durch die Behörden (S. 597).

#### **4.5.4. Preisstabilität in Dänemark**

Die in 4.5.3.3. genannten Ankaufspreise, die Hansen Daniel bot, waren zwar nicht die höchsten, die gezahlt wurden (die deutschen und dänischen Skipper, die Fänge auf dem Wasser aufkauften und nach Kopenhagen verfrachteten, zahlten 5 Øre mehr für das Pfund großer Scholle, also 1 Krone), aber Daniel profitierte selbstredend enorm von der Sicherheit, dass ihm Hansen tatsächlich wie vereinbart alle seine Fänge zum selben Preis abnahm. Überhaupt hatte er mit der Verbindung zu Hansen einen Glücksgriff getan, denn später versicherte ihm sogar einer von Hansens Konkurrenten, bei Hansen habe er es »*mit dem reellsten Fischkaufmann von ganz Dänemark zu tun*« (S. 569).

Hansen seinerseits wusste Daniels gründliche Vorsortierung der Fänge in große, mittlere und kleine Schollen von Anfang an zu schätzen und betonte auch, dass er ohne Daniels zuverlässige Belieferung mit Qualitätsware seine eigene Kundschaft nicht zur Zufriedenheit hätte bedienen können (S. 587).

Der Zeitraum, in dem Fiete Daniel seine Geschäfte in Dänemark abwickelte, umfasst den Sommer 1921 sowie den Sommer und Frühherbst 1922. Als Erklärung dafür, warum er Anfang September 1921 seine Fahrten nach Sonderburg beendete, sich mit Hansen in aller Freundschaft aufs nächste Jahr vertagte und sich anschließend in Eckernförde wieder dem Heringsfang zuwandte, nennt er selbst die saisonale Entwicklung: Die Fangerträge waren Ende August 1921 rasch immer weniger geworden (S. 623), und schon wenige Tage darauf lohnten sich die Fahrten gar nicht mehr. Das galt nicht nur für Daniel, auch andere in Dänemark tätige Eckernförder Fischer stiegen wieder auf den heimischen Heringsfang um. Die Belieferung des Kopenhagener Fischmarktes mit deutschen, auf dem Meer umgeladenen Fängen wurde ganz eingestellt (S. 626).

Der Winter 1921/22 war hart und brachte starken Frost. Die Eckernförder Bucht war komplett zugefroren (Daniel schreibt von fünf bis sechs Meter hohem Packeis am äußeren Rand der Bucht, S. 659), und wochenlang konnte überhaupt kein Fischerboot auslaufen. Im Frühling 1922 ging Daniel wie im Herbst zuvor auf Heringsfang, und erst im Juni 1922 nahm er seine Fahrten zu P. J. Hansen nach Sonderburg wieder auf, nachdem dieser Daniel in einem Brief mitgeteilt hatte, dass er von ihm gerne wieder mit Scholle beliefert werden würde (S. 664).

#### 4.5.4.1. Übersicht über die Ankaufspreise 1921 und 1922

Angaben über die in Dänemark gezahlten Ankaufspreise finden sich unsystematisch ins Tagebuch eingestreut und sind in der Übersicht zusammengefasst. Dabei fällt auf, dass zwar von den einzelnen Händlern unterschiedliche Preise gezahlt wurden, diese Preise aber das Jahr 1921 hindurch jeweils stabil blieben. Zumindest P. J. Hansen wollte auch 1922 dieses Preisniveau beibehalten, wie er in seinem Brief angekündigt hatte, doch hatte sich der Erfolg von Daniels »Danish Connection« offenbar schon so weit herumgesprochen, dass nun zu viele deutsche Fischer ihr Glück in Dänemark versuchten und sich so stark gegenseitig Konkurrenz machten, dass selbst Hansen nicht mehr so gute Preise bieten konnte.

Wann und warum genau auch Hansen seine Ankaufspreise senkte, berichtet Daniel nicht, aber er schien mit den ab Juli 1922 niedrigeren Preisen zufrieden zu sein. Mit einem waren allerdings weder er noch Hansen einverstanden: die immer häufigeren Versuche deutscher Fischer, die eigene Ware zu Schleuderpreisen loszuwerden. So fand Daniel es regelrecht ungebührlich, große Schollen für 50 Øre das Pfund losschlagen zu wollen, also mit einem freiwilligen Abschlag von ca. einem Drittel. Daniel und Hansen waren sich einig, dass dies die Preise verdarb und damit sowohl Fischern als auch Händlern schadete (S. 693).

	große Scholle	mittlere Scholle	Steinbutt	Flunder	Margaretenbutt	Kliesch (nur große Exemplare)	Fundstelle: Monat / S.
<b>1921</b>							
P. J. Hansen in Sonderburg	90-95 Øre	65 Øre	80 Øre – 1 Krone		60 Øre	20 Øre	Mai 1921 / 543 Juni 1921 / 562 Juli 1921 / 572
fliegende Händler, die Fisch auf dem Wasser aufkaufen und nach Kopenhagen bringen	1 Krone	60 Øre	1 Krone, wenn > 3 Kilo				Mai 1921 / 531 Juni 1921 / 568
andere Händler in Sonderburg <sup>273</sup>	80 Øre; unsortiert: 65-75 Øre						Juni 1921 / 565 Aug. 1921 / 590, 597, 605, 614
Händler in Åbenrå/Apenrade und anderen Orten	unsortiert: 65 Øre						Aug. 1921 / 600
<b>1922</b>							
P. J. Hansen in Sonderburg: im Juni 1922 wie 1921	90-95 Øre	65 Øre	80 Øre – 1 Krone		60 Øre	20 Øre	
starke Konkurrenz lässt ab Juli 1922 die Preise sinken	75-80 Øre	50-60 Øre	90 Øre	60 Øre		20 Øre	Juli 1922 / 678, 694 Aug. 1922 / 709
andere Händler in Sonderburg		60 Øre				20 Øre	Juni 1922 / 678
an anderen Orten	unsortiert: 50-65 Øre						Sept. 1922 / 722, 730

<sup>273</sup> Es gab noch einen weiteren Fischhändler namens Hansen in Sonderburg, nämlich »H. Hansen«, und zwei Händler namens Thomsen, ein Brüderpaar, die jeweils ihren eigenen Fischhandel betrieben. Manchmal ist es etwas schwierig nachzuvollziehen, von welchem Hansen oder Thomsen Daniel gerade spricht.

#### 4.5.4.2. Noch einmal: Subjektive Unternehmerqualitäten als Erfolgsfaktor

Daniel war natürlich hochofret über Hansens Ankündigung, 1922 dieselben Preise zu zahlen wie 1921. Insgesamt erscheint das als ein äußerst faires Verhalten des dänischen Händlers, denn dieser wusste sehr wohl um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die die immer weiter fortschreitende Inflation den Deutschen bereitete, und er hätte Daniel gegenüber die Preise vermutlich kräftig drücken können, so wie das andere Händler bei Daniels Kollegen praktizierten.

Doch auch Hansen profitierte gewaltig von der Geschäftsverbindung, sowohl von Daniels zuverlässiger Belieferung etwa alle zwei Tage als auch von Daniels hohem Qualitätsstandard. Dabei sparte Hansen nicht mit Lob und Anerkennung für Daniel und betonte ihm gegenüber sogar, er sei als Fischhändler »*noch nie so zufrieden gewesen als jetzt wo wir mit ihm handelten*« (S. 677).

Insgesamt gilt hier, ähnlich wie bei der Fehmarnfahrt unter 4.1.5. dargestellt, dass Daniel nicht nur Glück hatte, mit jemandem wie Hansen eine dauerhafte Geschäftsbeziehung aufbauen zu können, sondern dass er alle seine persönlichen unternehmerischen Qualitäten einbringen konnte, um diese Verbindung dauerhaft zum Erfolg zu führen. Wie sehr das Verhältnis zu P. J. Hansen von gegenseitigem Vertrauen geprägt war, zeigt auch der Umstand, dass Hansen Daniel immer wieder einfache, handschriftliche Schuldscheine ausstellte, wenn er gerade nicht genügend Bargeld im Haus hatte. Daniel akzeptierte diese Schuldscheine ohne Weiteres, und Hansen beglich seine Schulden jeweils anstandslos bei Daniels nächstem Aufenthalt in Sonderburg (S. 571, 578/579, 618).

Als 1922 die Erträge plötzlich stark einbrachen und Daniel Mühe hatte, den Nachschub für Hansen konstant zu halten, zog er befreundete Kollegen hinzu, die bisher wegen der Exklusivvereinbarung zwischen Daniel und Hansen ihren Fisch andernorts löschen mussten. Es waren also nunmehr zwei Eckernförder Schiffe, die ihren Fang zu Hansen brachten, doch Daniel hatte sich im Vorfeld buchstäblich bei Hansen verbürgt, dass auch seine Kollegen die Qualität wahren würden, und deshalb war Hansen einverstanden (S. 677).

#### 4.5.5. Tabellarische Zusammenfassung

Hätte Daniel die Möglichkeit gehabt, seine Verkäufe in US-Dollar abzuwickeln, dann hätte er ab dem Sommer 1921 Wechselkursgewinne realisieren können. Die Tabelle zeigt, dass der Dollar stärker stieg als die deutschen Lebenshaltungskosten. Doch auch mit dänischen Kronen konnte Daniel 1921 über die Wechselkursentwicklung die Preissteigerung in Deutschland weitgehend ausgleichen und 1922 dazu noch kleine Gewinne einstreichen:

	Wechselkurs US-Dollar/Mark <sup>274</sup>	Wechselkurs als Index	Großhandelspreise: Lebensmittel-Index <sup>275</sup>	Lebenshaltungskosten: Index (ohne Wohnen) <sup>276</sup>	Wechselkurs dänische Krone/Mark <sup>277</sup>	Wechselkurs als Index
Juli 1914 (goldbasierter fester Wechselkurs)	1 \$ = 4,20 <i>M</i>	1	1	1	1 dkr = 1,13 <i>M</i> <sup>278</sup>	1
November 1918 (Kriegsende)	1 \$ = 7,43 <i>M</i>	1,77	2,38	3,13 <sup>279</sup>	1 dkr = 2,04 <i>M</i> <sup>280</sup>	1,81
Juli 1919 (Versailler Vertrag)	1 \$ = 15,08 <i>M</i>	3,59	2,95	k. A.	k. A.	k. A.
Ende 1919	1 \$ = 46,77 <i>M</i>	11,14	5,89	k. A.	1 dkr = 10,73 <i>M</i> <sup>281</sup>	9,50
Juni 1920 (Stabilisierungsphase)	1 \$ = 39,13 <i>M</i>	9,32	11,20	13,61	1 dkr = 6,53 <i>M</i>	5,78
Juni 1921 (nach dem Londoner Ultimatum; Beginn von Daniels Fahrten nach Sonderburg)	1 \$ = 69,36 <i>M</i>	16,51	11,94	14,61	1 dkr = 11,91 <i>M</i>	10,54
Juni 1922 (neue Fahrten nach Sonderburg)	1 \$ = 317 <i>M</i>	75	64	53	1 dkr = 68 <i>M</i>	69
September 1922 (Ende der Fahrten nach Sonderburg)	1 \$ = 1.466 <i>M</i>	349	259	173	1 dkr = 309 <i>M</i>	273

Die folgende Tabelle zeigt Daniels in Sonderburg gelöschte Fänge, aufgeschlüsselt nach einzelnen Lieferungen. Diese Lieferungen beziehen sich häufig auf den Ertrag von zwei oder gar drei Fangtagen, denn Daniel lagerte die Schollen regelmäßig in seiner Bunn zwischen, wenn sich nach einem einzelnen Fangtag die Fahrt von den Fangplätzen nach Sonderburg nicht rentiert hätte.

Für die meisten Lieferungen macht Daniel sowohl Angaben zur Fangmenge (in der Tabelle in Kilogramm) als auch zum Gesamterlös – aber eben leider nicht immer, weswegen die Tabelle entsprechende Leerstellen aufweist.

<sup>274</sup> Die Zahlen dieser Spalte stammen aus: Statistisches Reichsamt (Hg.), Zahlen zur Geldentwertung: 1925, S. 6

<sup>275</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a.a.O., S. 16-17

<sup>276</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a.a.O., S. 33

<sup>277</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a.a.O., S. 12-14

<sup>278</sup> Die Wechselkursstabelle nennt das »Parität«, gemeint ist der auf Parität beruhende Wechselkurs des Goldstandards, vgl. dazu auch Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, Köln: Anaconda 2005, S. 120

<sup>279</sup> Diese Angabe ist entnommen: Feldman: 1997, S.80; ebenso Taylor: 2014, S. 39. Die Aufstellungen des Statistischen Reichsamts zu den Lebenshaltungskosten beginnen erst im Jahr 1920.

<sup>280</sup> Vgl. Wechselkursstabelle bei Feldman: 1997, S. 46

<sup>281</sup> Genau genommen ist dies der Wechselkurs von Januar 1920. Die Wechselkursangaben des Statistischen Reichsamts zu den Lebenshaltungskosten beginnen erst im Jahr 1920.

Datum	Verkaufserlös in dänischen Kronen	Verkauf an P. J. Hansen	Verkauf an fliegende Händler	Scholle (»Butt«)	Scholle I. Klasse	Scholle II. Klasse	Steinbutt	Flunder (»Struffbutt«)	Glattbutt (»Margaretenbutt«)	Kliesch (»Platen«)
1921										
30.05.1921			x	312			61			
30.05.1921			x						12	24
31.05.1921		x		266			46		8	60
04.06.1921	kr. 621	x		255			47		6	47
05.06.1921		x		240			38			24
08.06.1921	kr. 391	x		133			55			74
10.06.1921	kr. 645	x		263			54			98
15.06.1921		x		335			17			95
21.06.1921	kr. 895	x		411			14			105
22.06.1921	kr. 452	x			198	35	14			60
25.06.1921		x			250	60	14			50
01.07.1921	kr. 437	x			163	58	27			55
01.07.1921	kr. 360		x							
02.07.1921	kr. 423	x			155	50	13			33
04.07.1921	kr. 660		x		270	100				
05.07.1921	kr. 570	x			235	70	32			35
05.07.1921			x		100	40				
07.07.1921	kr. 610	x			275	63	13			42
10.07.1921	kr. 524	x			243	60	13			48
01.08.1921	kr. 795	x			400	125	16			
02.08.1921	kr. 840	x			260	150	21			
05.08.1921	kr. 1.090	x			525	200	31			
07.08.1921	kr. 916	x			465	113	24			
10.08.1921	kr. 852		x		400		33			
12.08.1921	kr. 703	x			310	100	45			88
20.08.1921	kr. 660	x			290	78	9			80
22.08.1921	kr. 232	x			113		21			46
23.08.1921	kr. 644	x			305	50	45			70
27.08.1921	kr. 610	x			293	65	32			68
29.08.1921	kr. 411	x			190	30	29			80
06.09.1921	kr. 470	x			200	75	18			120
1922										
12.06.1922	kr. 718	x			330	15	48			25
14.06.1922	kr. 434	x			180	25	22			48
16.06.1922	kr. 560	x			260	48	9			55
18.06.1922	kr. 716	x			323	78	10			65
19.06.1922	kr. 807	x			360	88	12			75
24.06.1922	kr. 505	x			230	40	14			55
29.06.1922	kr. 662	x			270	88	10			88
30.06.1922	kr. 616	x			260	58				83
03.07.1922	kr. 695	x			300	65	12			95
05.07.1922	kr. 580	x			290		39			50
26.07.1922	kr. 576	x			290	55	12			68
27.07.1922	kr. 826	x			455	89				
09.08.1922	kr. 500	x			300					
13.08.1922	kr. 765	x			390	85	17			40
17.08.1922	kr. 680	x			108	65		430		
25.08.1922	kr. 715	x			365	35	36			60
01.09.1922	kr. 581	x			265	59	42			60
07.09.1922	kr. 572	x			295	15	28			88
12.09.1922	kr. 812	x			410	133	12			63

#### 4.5.6. Daniels subjektive Wahrnehmung der Inflationsentwicklung

Fiete Daniel ist im gesamten Tagebuch bei finanziellen Angaben meist sehr zurückhaltend, gerade so, als habe Geld eine eher untergeordnete Rolle gespielt. Um so bemerkenswerter ist es, dass er in seiner Zeit mit P. J. Hansen seine jeweiligen Erlöse beinahe vollständig in dänischen Kronen notiert.

Der oben erwähnte »Anfängerfehler«, den Gesamtbetrag an Kronen auf einen Schlag in Mark umzutauschen und damit den Vorteil, den ihm die Stabilität der dänischen Währung bot, aus der Hand zu geben, unterlief ihm nur beim ersten Mal (vgl. 4.5.3.3.). In der Folgezeit tauschte er jeweils nur so wenig wie nötig um, denn er nahm durchaus wahr, wie der Wert der Mark immer schneller verfiel:

Das erste von ihm diesbezüglich erwähnte Anzeichen war am 16.6.1921 die Ausgabe der deutschen Währung in höherer Stückelung (*»[...] wo wir sonst immer beim Wechseln 100 u. 1000 Markscheine [Verb fehlt] gab es heute ganz neue 5000 Markscheine, ein Zeichen das unser deutsches Geld immer weniger wert war.«* S. 559). Kurz darauf hält er fest, dass Fischerkollegen, die ihren Fang in Kiel gelöscht hatten, sich bei ihm beklagten, weil sie zwar *»für ihre Butt in Kiel auch einen guten Preis bekommen [hatten], aber es sei ja nichts mehr wert, für das Papiergeld müsste ja gleich alles eingekauft werden, denn den nächsten Tag ist ja alles gleich teurer«* (S. 563).

Bereits zwei Wochen später, am 2.7.1921, erwies sich Daniel als »Wechselkursprofi«, als er von befreundeten Kollegen um einen Rat über die beste Vorgehensweise gebeten wurde. Er antwortete: *»hier eben bei der Landes-Bank, die bezahlt die höchsten Kurse, wir wechseln die letzte Zeit immer nur etwas ein [...]. Als wir um 10 Uhr unsere Kronen, es waren 870 Stück[,] bekamen, wechselten wir 400 Kronen davon ein, für 100 Kronen gabt [sic] es heute bedeutend mehr Markscheine als vorige Woche, soviel war unser deutsches Geld wertloser geworden.«* (S. 573)

Das Erlebnis der fortschreitenden Geldentwertung wiederholte sich (S. 581), und Daniel versuchte zunehmend, für seinen Lebensunterhalt möglichst überhaupt keine Kronen mehr umzutauschen. So schreibt er am 23.8.1921: *»[...] wechselten 400 Kronen ein, in 5-6 Wochen hatten wir keine umgewechselt in Sonderburg. In dieser Zeit war unser Geld um das doppelte gefallen.«* (S. 619/620). Doch schien das Phänomen der fallenden Mark auch zur Routine zu werden, denn für den gesamten Rest des Jahres 1921 nennt Daniel weder den Wechselkurs noch erwähnt er die Entwicklung der Inflation. Gleiches gilt für das erste Halbjahr 1922, als er Heringsfang vor Eckernförde betrieb.

Erst nachdem er im Juni 1922 den Handel mit Hansen wieder aufgenommen hatte, geht er im Tagebuch rückblickend kurz auf die auch beim Heringsfang spürbar gewordene Inflationsentwicklung ein und erwähnt, dass die Auszahlung seiner Verkaufserlöse durch die ankaufenden Händler von wöchentlicher auf tägliche Auszahlung umgestellt worden war, da der Fangertag, der beispielsweise am Anfang der Woche erzielt worden war, bis zum üblichen Auszahlungstermin am Samstag bereits ein Viertel seines Wertes eingebüßt hatte (S. 664).

Der Währungsverfall beschleunigte sich weiter (S. 669), der tägliche Wertverlust der Mark wurde immer spürbarer, und Daniel machte seinen Kollegen klar, dass deshalb selbst ein durchschnittlicher Umsatz 200 oder 300 Kronen am Tag immer noch deutlich besser war als das vergleichsweise bequeme Fischen vor Kiel mit den damit verbundenen Erlösen in wertloser Mark (S. 671), denn – so etwa der Eintrag vom 1.7.1922 – »Was nützen aber die Papier-Geldscheine, wenn sie am nächsten Tag, nur noch 10-20 % an Wert verloren hatten.« (S. 684; gemeint ist wohl »wenn sie am nächsten Tag bereits 10-20 % an Wert verloren hatten.«)

#### **4.5.7. Hyperinflation von Juli 1922 bis 1. Dezember 1923**

Während Daniel im Juli 1922 weiter mit P. J. Hansen in Sonderburg gute Geschäfte machte, war Deutschland in die Phase der Hyperinflation eingetreten. Wie oben unter 4.5.2. ausgeführt, bezeichnet man eine Inflationsrate ab 50 % im Monat als Hyperinflation. Auf's Jahr gerechnet ist das beinahe eine Inflationsrate von schwindelerregenden 13.000 %. Solange die Geschäftsverbindung zu Hansen intakt blieb, musste sich Fiete Daniel wegen der sich immer schmerzhafter auswirkenden Teuerung in Deutschland und den immer höheren Beträgen auf den Geldscheinen nicht die Haare raufen. Doch Hansen warnte Daniel schon im August 1922 davor, dass der Schollenhandel bald enden würde (S. 713), und das nicht nur wegen saisonaler Gründe und abnehmender Fangergebnisse, sondern weil seine Kundschaft regelmäßig im Herbst andere Wünsche habe. Er könne Scholle dann nicht mehr verkaufen, denn »alle wollen Torsk u. Aale haben.« (S. 716). Und tatsächlich belieferte Daniel Hansen am 12.9.1922 zum letzten Mal und erhielt so, wie sich später herausstellen sollte, zum letzten Mal die begehrten dänischen Kronen.

##### **4.5.7.1. Die dänische Krone als Recheneinheit des Flensburger Fischgroßhandels**

So sehr Daniel das Ende des lukrativen Handels mit Hansen auch bedauerte – er stieg noch nicht gleich wieder auf Heringsfang um, sondern blieb vorerst beim Schollenfang, da seines Wissens die Erträge im Herbst 1922 bei seinen Kollegen insgesamt wieder etwas höher ausgefallen waren. Außerdem hatte Daniel, vermutlich während eines testweisen Verkaufs am 18.8.1922 (S. 710), in Erfahrung gebracht, dass in Flensburg beim Ankauf noch die besten Preise für Fisch gezahlt wurden (S. 725).

Grund dafür war die Flensburger Besonderheit, den Fischhandel nicht auf Basis der Mark abzuwickeln, sondern auf Grundlage der dänischen Krone als Recheneinheit tagesaktuell wechselkursbasierte Preise zu bezahlen (Daniel nennt das an dieser Stelle einen »Wertbeständigen Preis«). Um in den Genuss dieser Preisstabilität zu gelangen, musste Daniel zwar eine deutlich längere Anfahrt durch die Flensburger Förde in Kauf nehmen, aber insgesamt war das für ihn trotzdem die bessere Wahl, als seine Fische weiter südlich an der Küste zu Schleuderpreisen anbieten zu müssen.

Das Löschen der Ware geschah jeweils nach der Ankunft in Flensburg, also teilweise am Spätnachmittag, doch die Bezahlung fand dann erst am darauffolgenden Morgen nach 9 Uhr statt, denn erst zu diesem Zeitpunkt wurden jeweils die neuen, für diesen einen Tag gültigen Wechselkurse veröffentlicht (S. 726).

Die folgende Tabelle zeigt Fangmengen und Erträge von Daniels Fahrten nach Flensburg. Selbst diese wenigen Daten lassen erkennen, dass er finanziell gesehen sogar noch bei dem zuletzt gebotenen, relativ niedrigen Ankaufspreis von 50 Øre für das Pfund unsortierter Scholle gut davonkam, da er am Ende dieser fünf Wochen in Mark gerechnet fürs Pfund ungefähr 30 % mehr Erlös erzielte als am Anfang und damit wie zuvor in Dänemark einen Wechselkursgewinn realisieren konnte.

Allerdings zwangen ihn die abnehmenden Fangerträge, im Oktober 1922 weiter östlich als üblich nach Scholle zu fischen, von wo aus das Löschen seiner Ware in Flensburg nicht mehr sinnvoll gewesen wäre. Deshalb brachte er seine Fänge lieber noch ein paar Mal nach Kiel, bevor er Ende Oktober die Schollenfischerei wieder an den Nagel hängte. Dabei war er sich darüber im Klaren, dass er in Flensburg bessere Erlöse erzielt hätte (S. 732).

Datum	Fahrt nach	Verkaufserlös in dänischen Kronen	Verkaufserlös in Mark	Scholle I. Klasse	Scholle II. Klasse	Steinbutt	Flunder (»Struffbutt«)	Kliesch (»Platen«)	Dorsch	Wechselkurs: 1 Krone/Mark
05.09.1922	Flensburg	kr. 508		215	275	13		155		560
18.09.1922	Flensburg	kr. 788		412	155	34		143		586
26.09.1922	Flensburg	kr. 606		320	125	19		115	16	685
10.10.1922	Flensburg	kr. 600		210		10	283	115	178	717
13.10.1922	Kiel		437.000			129	50			
15.10.1922	Kiel		454.750			90	65			
23.10.1922	Kiel		k. A.			109				

#### 4.5.7.2. Fehlende Zeitspanne Herbst 1922 bis Herbst 1923

1. Ab dem 26.10.1922 geht Fiete Daniel wieder dem Heringsfang nach. Er benutzt dazu die Ringwade, einen sehr fangintensiven Netztyp (siehe dazu oben 3.6.2.). Daniel beschreibt im Tagebuch zwar ausführlich, wie er mit der Ringwade immer wieder Tausende Pfund Heringe pro Fangtag aus der Ostsee zieht, aber er erwähnt für den Rest des Jahres weder einen Geldbetrag, den er für seine Fänge bekommt, noch hält er fest, ob er überhaupt noch in Mark bezahlt wird. Möglicherweise hat sich in Eckernförde zur Hochzeit der Inflation ähnlich wie in Flensburg eine Art von Schattenwährung oder ein Tauschsystem etabliert, um dem immer absurder werdenden Währungsverfall gegenzusteuern.

Die Fangmengen selbst, die Daniel im Tagebuch festhält, sind größtenteils grobe Schätzungen und eignen sich nicht für eine nähere Auswertung, auch weil Daniel nicht sauber zwischen Heringen, Sielen (abgelaichte, d. h. magere Heringe), Sprotten und Schellfischen trennt bzw. trennen kann, da die Ringwade schlicht alles an Fisch aus dem Wasser holte, was ungefähr dieselbe Größe hatte und in Schwärmen unterwegs war.

2. In der ersten Jahreshälfte 1923 blieb Daniel wie im Jahr zuvor beim Heringsfang. Die Fangergebnisse waren hervorragend und Daniel war zufrieden, doch bedauerlicherweise gibt er an keiner Stelle an, welche Erlöse er für seine Fänge erzielte.

Im Frühsommer 1923 wäre es eigentlich an der Zeit gewesen, für die Schollen-Saison die Geschäftsverbindung mit P. J. Hansen wiederaufleben zu lassen. Doch Hansen war im April des Jahres verstorben, und seine Tochter hatte die Fischhandlung verkauft (S. 793/1), so dass Daniel keine Möglichkeit mehr sah, an wertbeständige dänische Kronen zu gelangen. Er scheint diesbezüglich auch gar nicht nach einer Alternative gesucht zu haben, weil er schreibt, der Handel mit Dänemark hätte sich insgesamt erledigt, »denn die dänische Krone war auch mit in den Sog der Inflation gekommen.« (S. 793/1).

Daniel erklärt nicht, wie er zu dieser Erkenntnis gelangte, und er geht auch nicht weiter darauf ein. Nachvollziehen lässt sich diese Einschätzung nicht, da der Vergleich von Wechselkurs- und Preisentwicklung zeigt, dass die dänische Krone zwar nicht im selben Maß anstieg wie der US-Dollar, dass sie aber durchaus geeignet gewesen wäre, den Währungsverfall der Mark mindestens bis in den Sommer 1923 hinein auszugleichen (Index ist jeweils 1 für 1914):

	Wechselkurs US-Dollar/Mark <sup>282</sup>	Wechselkurs als Index	Großhandelspreise: Lebensmittel-Index <sup>283</sup>	Lebenshaltungskosten: Index (ohne Wohnen) <sup>284</sup>	Wechselkurs dänische Krone/Mark <sup>285</sup>	Wechselkurs als Index
Dezember 1922	1 \$ = 7.350 ₧	1.750	1161	890	1 dkr = 1.554 ₧	1.375
Juli 1923	1 \$ = 1.100.000 ₧	261.905	64.856	48.986	1 dkr = 62.246 ₧	55.085
30. November 1923 (Ende der Inflation)	1 \$ = 4.200.000.000.000 ₧	1.000 x 10 <sup>9</sup>	1.122 x 10 <sup>9</sup>	1.562 x 10 <sup>9</sup>	1 dkr = 751.217.000.000 ₧	664,8 x 10 <sup>9</sup>

Der Schollenfang warf 1923 nur schlechte Erträge ab, Daniel erwähnt weder Fangmengen noch Erlöse, und für den Rest des Jahres sind die Tagebucheinträge überhaupt sehr kurssorisch. Wir erfahren auch weiterhin an keiner einzigen Stelle, wie Daniel es geschafft hat, sich während der Hyperinflation finanziell über Wasser zu halten, also während der langen Monate, in denen weite Teile der deutschen Gesellschaft in Armut und Elend versanken. Dieses Schweigen ist umso erstaunlicher, wenn man berücksichtigt, wie akribisch und vermutlich auch stolz Daniel 1921 seine Erlöse jeweils bis auf die einzelne dänische Krone genau anführt.

<sup>282</sup> Die Zahlen dieser Spalte sind entnommen: Statistisches Reichsamt (Hg.), Zahlen zur Geldentwertung: 1925, S. 9-10

<sup>283</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a. a. O., S. 17

<sup>284</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a. a. O., S. 33

<sup>285</sup> Für die Zahlen dieser Spalte: a. a. O., S. 15



Ein 50-Milliarden-Schein, ausgegeben von der Kreissparkasse Eckernförde im Oktober 1923: mehr Provisorium als ernstzunehmender Geldschein, gedruckt auf billigem Papier mit leerer Rückseite; Originalgröße

Erst nachdem am 1. Dezember 1923 die Inflationszeit vorbei war, Deutschland als neue Währung die Rentenmark eingeführt hatte und die alte Mark mit einem sagenhaften Umrechnungskurs von 1 Rentenmark = 1.000.000.000.000 Papiermark abgeschafft worden war, erwähnt Daniel (ohne Datumsangabe), dass er einen mit der Handwade gefischten Sprottenfang von 600 Kilogramm zum Kilopreis von 83 (Renten-)Pfennigen verkaufen konnte (S. 795).

#### 4.5.8. Exkurs: Heringsfang 1923

##### 4.5.8.1. Rekordfang

Auch wenn im Tagebuch von Verkaufserlösen keine Rede mehr ist, verdienen Daniels Aufzeichnungen zu 1923 an dieser Stelle eine nähere Betrachtung. Er beschreibt hier (von ihm selbst stark gerafft), wie nicht nur seine Ringwade, sondern auch die anderen etwa vierzig Ringwaden, die in diesem Jahr an der schleswig-holsteinischen Ostküste zum Einsatz kamen, Heringe in der Größenordnung von jeweils mehreren Tausend Pfund pro Fischzug anlandeten. Leider sind Daniels Angaben insgesamt wieder viel zu cursorisch und zu ungenau, um für eine weitere Auswertung brauchbar zu sein, denn er gibt nur für wenige Fangtage eine detaillierte Aufschlüsselung an, die Heringe, Siele und Sprotten im Fanggewicht unterteilt. Meistens bestehen die Tagebucheinträge aus Schätzungen wie »[...] es wurden Fänge von 6-9.000  $\bar{\text{r}}$  Sielen mit große Vollheringe, soweit mir bekant war gemacht« (S. 776).

Außergewöhnlich ist der Eintrag zum 23.3.1923, als Daniel schreibt: »Der heutige Tag war hier in Eckernförde von allen Booten mit einer Gesamtanlandung von 743.000  $\bar{\text{r}}$ , der größte Fang der je am Eckernförder-Fischmarkt angelandet wurde. Die Ringwaaden von der Kieler Förde hatten vom selben Fangplatz an den Tag 276000  $\bar{\text{r}}$  mit über 40000  $\bar{\text{r}}$  reine Sprotten angelandet.« (S. 784). Weiter heißt es: »Das Jahr 1923 ist in der Eckernförder Fischerei-Geschichte,

daß Fischreichste Jahr an Sprotten mit 3,4 Millionen  $\text{t}$  und 1,5 Millionen  $\text{t}$  an Sielen und Heringe gewesen« (S. 786).

Angesichts solcher Zahlen ist es nicht verwunderlich, wenn Daniel für das Jahr 1923 insgesamt berichtet, dass wegen der teilweise immensen Erträge nicht alle Heringe verkauft werden konnten, sondern in einer Größenordnung von Zehntausenden Pfund an Düngemittelfabriken verschenkt werden mussten (S. 763).

#### 4.5.8.2. Hintergründe zum Rekordfang

Daniel hält seine Gedanken über die Hintergründe der gewaltigen Fänge der ersten Monate 1923 fest: Seiner Erkenntnis nach, die er sich von seinem Vater und anderen Kollegen bestätigen ließ, lag der Fangerfolg daran, dass große Schwärme von Heringen und Sprotten in der Eckernförder Bucht überwinterten und dann jeweils im Frühjahr ihre Wanderung ins offene Meer hinaus antraten (S. 787f). Vor der Einführung der Ringwaden waren die Fangergebnisse natürlich viel geringer, doch das Phänomen der zum Ende des Winters hin sprunghaft ansteigenden Sprottenerträge war Daniels älteren Kollegen ebenso bekannt wie das plötzliche Ende der Erträge im März/April. Dabei berichteten die Kollegen, wie die Wadenzüge auf der Südseite der Eckernförder Bucht üblicherweise bereits Mitte Februar/Anfang März von den sich in Bewegung setzenden Schwärmen profitierte, während an der Nordseite das Phänomen der Schwarmwanderungen erst ab Mitte März auftrat (S. 788).

Dabei ist Daniel sich sicher, die einzelnen Ergebnisse des zur Ringwade gehörenden Peilots für den Winter 1923 richtig zu deuten, wonach die abrupt wechselnden Peilungen zeigten, wie die einzelnen Schwärme in der Bucht mehrfach hin und her pendelten (S. 790), bis sie schließlich in die Ostsee abzogen. Die Schwärme müssen sich dabei vor ihrem Auszug aus der Bucht letztlich alle an einer Stelle gesammelt haben (*»an der Schaarkannte ab auf den äußeren Waadenzügen vom Steinwall«*, S. 791), denn nur so lässt sich laut Daniel erklären, wie teilweise innerhalb einer halben Stunde an derselben Stelle der Bucht die Peilung ins jeweils andere Extrem umschlagen konnte.

#### 4.5.8.3. Der Rekordfang und die amtliche Statistik des Deutschen Reiches

Die von Daniel geschilderte Episode über den Eckernförder Rekord vom März 1923 vermittelt ein etwas anderes Bild als die amtliche Statistik, auch wenn hier die Diskrepanz nicht ganz so eklatant ist wie im Fall der Schollenfänge von 1918 (siehe dazu 4.3.3.):

1. Die Statistik weist für 1923 in der »Ostsee ohne Haffe«, also in der westlichen Ostsee von Flensburg bis Stettin, einen Gesamtfang von Heringen und Sprotten von 5.984.200 kg aus<sup>286</sup> (vgl. unten Abb. 7). Für Heringe wie für Sprotten ist dabei die »Ostsee ohne Haffe« zu lesen als »die gesamte deutsche Ostsee«, denn in der Statistik zur »Haffischerei« sind Heringe und Sprotten gar erst nicht aufgeführt, weil sie mengenmäßig keine Rolle gespielt haben.<sup>287</sup>

<sup>286</sup> Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1924/1925, S. 61, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de>

<sup>287</sup> Vgl. Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1924/1925, S. 62, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de>

Daniel nennt einen Tagesrekordfang von 371.500 kg und hat dafür wohl eine offiziell verkündete Zahl übernommen (S. 785). Demnach wären an diesem einen Tag Ende März 1923 in Eckernförde mehr als 6,2 % des Gesamtfangs der deutschen Ostsee angelandet worden. Das ist zwar nicht ganz ausgeschlossen, da Eckernförde einer der wichtigsten Fischereihäfen in der westlichen Ostsee war, klingt aber insgesamt trotzdem wenig wahrscheinlich.

2. Der Jahresfang an Sprotten beträgt laut Statistik 1.957.200 kg, während Daniel einen Eckernförder Jahresertrag von 1.700.000 kg nennt. Analog zum eben Geschilderten wären demnach in Eckernförde fast 87 % aller Sprotten der gesamten deutschen Ostsee angelandet worden. Ein solches Ergebnis ist absurd.

Möglicherweise ist bei diesen Großfängen der Ringwaden die Zuordnung zu Heringen bzw. Sprotten oft nicht sauber erfolgt. Fasst man diese beiden Fischarten zusammen, sieht das Verhältnis ein wenig besser aus: Der Gesamtfang an Heringen und Sprotten beträgt laut Statistik wie erwähnt 5.984.200 kg. Daniel nennt einen Eckernförder Gesamtertrag von 2.450.000 kg. Dies bedeutet, dass 1923 allein in Eckernförde knapp 41 % aller Heringe und Sprotten der deutschen Ostsee gelöscht worden wären. Auch das ist unwahrscheinlich.

3. Daniels Schilderungen zu den Fangmengen 1923 vermitteln den Eindruck, dass solche Erträge in den Folgejahren nie mehr erreicht worden seien, denn wir wissen, dass Daniel sein Tagebuch überarbeitet hat und zusätzliche Informationen einfließen ließ, die er zum Zeitpunkt der Erstfassung noch nicht hatte. Mag sein, dass die Ertragsituation für Eckernförde zutrifft, doch ist das nicht auf den Herings- und Sprottenfang insgesamt übertrag-

### 9. Ergebnisse der deutschen Seefischerei und Bodenseefischerei

Fische und andere Seetiere und davon gewonnene Erzeugnisse	1924		1923	1913	
	dz	1000 <i>R.M.</i>	dz	dz	1000 <i>M.</i>
<b>b. Ostseegebiet ohne Haffe</b>					
<b>I. Fische</b>					
Aal .....	2 012	371,0	1 382	3 571	457,6
Barsch (Fluß- und Meer-) .....	411	33,9	344	754	60,4
Blei (Brachsen, Brasse) .....	214	16,6	182	481	26,6
Dorsch .....	20 608	363,0	27 015	12 541	263,0
Finte, Perpel .....	184	11,0	142	580	10,2
Flunder (Struffbutt) .....	56 576	1 289,9	65 315	73 933	1 293,7
Hecht (Flußhecht) .....	216	28,4	159	689	83,9
Hering .....	77 146	1 109,4	40 270	35 727	717,9
Lachs (Flußlachs) .....	615	196,3	926	759	193,9
Makrele .....	257	14,9	495	259	6,9
Plötze (Rotauge) .....	276	11,9	478	1 370	54,3
Scholle (Goldbutt) .....	19 088	656,5	25 945	12 064	340,0
Sprotte (Breitling) .....	15 317	416,1	19 572	25 980	848,7
Steinbutt .....	2 489	138,5	2 049	817	35,1
Stichling .....	7 000	10,6	—	19 254	27,0
Zander .....	53	10,9	132	652	69,6
Verschiedene .....	2 451	46,5	2 607	1 250	52,6
Zusammen	204 915	4 725,4	187 013	190 681	4 541,4

Abb. 7: amtliche Statistik des Statistischen Reichsamtes zu den Fangmengen in der »Ostsee ohne Haffe«

bar, wie ein vergleichender Blick in die Statistik zeigt. So lagen beispielsweise 1924 die Fangerträge bei Heringen und Sprotten insgesamt um über 54 % höher als 1923, bei Heringen allein sogar um fast 92 %. Zum Problem der mangelhaften Zuverlässigkeit der amtlichen Statistiken sei auf die Darstellung unter 4.3.3. verwiesen.

#### 4.5.9. Bewertung des Tagebuchjahres 1923

Das Jahr 1923 nimmt in Daniels Gesamtkorpus nur einen geringen Umfang ein. Es ist das letzte Jahr, das er in chronologischer Ordnung niedergeschrieben hat (auch wenn die Einträge nur gelegentlich datiert sind), während alle folgenden Jahre nur in Form von wenigen einzelnen Episoden festgehalten sind.

Die Einträge zu 1923 umfassen nicht einmal ein Drittel von Daniels Notizen zu 1921 und gar nur ein Siebtel der Aufzeichnungen zu 1918. Das mutet befremdlich an, da gerade 1923 mit seiner an blanken Irrsinn grenzenden Hyperinflation das Jahr war, das die allermeisten Zeitgenossen wirtschaftlich vor die wohl größten Herausforderungen ihres Lebens gestellt hat. Gerade dann, als der täglich aufs Neue zu bewältigende Währungsverfall zum wichtigsten Element im Alltag jedes Deutschen wird, hört Daniel vollständig damit auf, finanzielle Rahmenbedingungen seines Lebensunterhalts zu erwähnen, geschweige denn zu problematisieren.

Dazu kommt, dass die Angaben zu seinen Fängen aufs gesamte Jahr betrachtet recht lückenhaft sind und dass er keine einzige Fangmenge wirklich genau angibt. Detaillierte Gewichtsangaben sind zwar bei der Ringwade (siehe dazu auch 3.6.2.) äußerst schwierig, zumal ein solches Fanggerät ja nicht von einem Fischer allein gehandhabt wurde, sondern immer in Teihaberschaft mehrerer Fischer oder genossenschaftlich betrieben wurde, doch die Schätzungen seiner Fänge sind im Vergleich zu seinen minutiösen Gewichtsangaben in den Jahren zuvor überraschend grob. Nur selten gibt er den jeweiligen Fang genauer an als auf tausend Pfund hin oder her, und das vermittelt dem Leser einen völlig anderen Eindruck als die zeitlich vorangehenden Jahre, in denen Daniel akribisch jedes Pfund aufnotiert hat.

Der kursorische, unpersönliche und beinahe nachlässige Charakter von Daniels Aufzeichnungen des Jahres 1923 sowie der Umstand, dass Daniel den »Elefanten im Zimmer«, also den täglichen Kampf mit der Hyperinflation, kein einziges Mal erwähnt, löst gerade bei wiederholter Lektüre den Verdacht aus, Daniel sei 1923 bei den meisten der geschilderten Ereignisse nicht wirklich dabei gewesen und habe nicht seine eigenen, sondern fremde Erlebnisse aufgeschrieben.

Dieser Verdacht lässt sich naturgemäß weder verifizieren noch falsifizieren, da es keine Zeitzeugen mehr gibt, die Daniels Angaben widerlegen oder bestätigen könnten. Doch muss an dieser Stelle konstatiert werden, dass Daniels Eintragungen zu 1923 die Glaubwürdigkeit seiner Aufzeichnungen insgesamt stark beeinträchtigen.

## 4.6. Interpretationsversuch: Umsatz und Einkommen

Eines der jedenfalls aus betriebswirtschaftlicher Sicht zentralen Elemente in Fiete Daniels Arbeitsalltag muss in weiten Teilen unbeantwortet bleiben, nämlich die Frage nach dem Verdienst eines selbstständigen Fischers. Abgesehen von den Schilderungen der inflationsbedingten Ausnahmesituation in den Sommern 1921 und 1922, als Daniel seine Fische in Dänemark gegen dänische Kronen verkauft hat (vgl. dazu vorstehend 4.5.), enthält sein Tagebuch kaum diesbezügliche Angaben. Im Folgenden soll trotzdem versucht werden, aus den spärlichen und lückenhaften Informationen, die sich den Aufzeichnungen entnehmen lassen, Daniels Einkommenssituation zu rekonstruieren.

Das zweite Halbjahr 1918 ist der einzige Zeitraum im gesamten Tagebuch, in dem Daniel seine Fänge detailliert und (mit einer Ausnahme, siehe nächster Abschnitt 4.6.1. Nr. 2.) durchgängig aufschlüsselt, zum einen durch die ausführliche Angabe der Tages- oder zumindest der Wochenfangmenge und zum anderen durch die Unterscheidung von Fischart bzw. Größenklasse. Eine Rekonstruktion der jeweiligen monatlichen Umsätze unter Zugrundelegung der entsprechenden Kilopreise wird dabei durch zwei Faktoren erschwert:

### 4.6.1. Fangmenge $\neq$ Verkaufsmenge

Daniels Fangmengen, dargestellt in der Tabelle unter 4.3.2., geben lediglich die Mengen wieder, die er in den Monaten August bis Dezember 1918 täglich in seinem Netz hatte, nicht jedoch die Mengen, die er an den Fischhändler Schwenn in Burgstaaken verkauft hat, da die offiziell verkaufte Menge Fisch seine Privat- und Schwarzmarktverkäufe selbstverständlich nicht ausweist.

Der Umfang seiner Privatverkäufe lässt sich nur näherungsweise abschätzen. Ein Anhaltspunkt dafür ist das Gesamtgewicht der Verkäufe eines jeden Monats, das Daniel grob gerundet zum Monatsende so notiert hat, wie es ihm vermutlich von Schwenn genannt wurde, und das jeweils deutlich niedriger ausfällt als das errechnete Gesamtgewicht der einzelnen Tagesfänge im jeweiligen Monat. Die rechnerischen Monatsfänge sind nachstehend den von Daniel zum Monatsende (26.8.1918; 29.9.1918; 30.10.1918; 18.12.1918) angegebenen Verkaufsmengen gegenübergestellt. November und Dezember sind dabei zusammengefasst, weil Daniel sie nur aufsummiert notiert hat:

Monat	Scholle	Steinbutt	Flunder + Glattbutt	Kliesch	Dorsch	Summe in kg
verkaufte Menge im August (31.7.1918 bis 26.8.1918)	14.000	225		2.000		16.225
aus Tagesangaben errechnete Fangmenge im August (31.7.1918 bis 26.8.1918)	14.786	234		2.002		17.022
verkaufte Menge im September	13.358	374		1.250	340	15.322
aus Tagesangaben errechnete Fangmenge im September	13.707	424	22	1.377	264	15.794

verkaufte Menge im Oktober	14.550	475		2.700	2.650	<b>20.375</b>
aus Tagesangaben errechnete Fangmenge im Oktober	14.183	440	12	2.397	2.644	<b>20.970</b>
verkaufte Menge im November+Dezember						<b>25413</b>
aus Tagesangaben errechnete Fangmenge im November+Dezember + drei im Tagebuch fehlende Tage	10685	353	1402	2626	5148	<b>21282</b> + x

1. Die Diskrepanz zwischen Verkaufsmenge und Fangmenge lässt sich für die Monate August bis Oktober tatsächlich weitgehend mit Daniels Hamsterverkäufen (vgl. oben 4.2.) erklären. Die dazu im Tagebuch detailliert aufgeschlüsselten Einträge, was genau er für welche Menge Fisch eintauschen konnte, sind nur beispielhaft und keineswegs vollständig. Damit sich seine Hamstertouren mit dem Rucksack über Fehmarn rentierten, hatte er jeweils zwanzig bis dreißig Kilo Fisch dabei (15.12.1918: »So hatte ich gut 50  $\bar{r}$  an Ware mit«), was sich allein schon auf mehrere hundert Kilo im Monat summiert haben dürfte. Hinzu kamen die Schwarzmarktverkäufe im Rahmen des kleinen Liefernetzwerks, das sich im Laufe der Zeit etablierte (vgl. oben 4.2.2.2.).

2. Die in obiger Tabelle weit divergierenden Summen für die Monate November+Dezember liegen allerdings nicht in den Privatverkäufen begründet, sondern sind darauf zurückzuführen, dass das Tagebuch für Dezember nicht vollständig erhalten ist und das Korpus hier eine Lücke von etwa einer Woche aufweist: Der Eintrag vom 1.12.1918 trägt als letzte handschriftliche Paginierung die Zahl »312«, die folgende Seite hingegen die Zahl »343«. Es fehlen also genau 30 Seiten Text zu der Woche vom 2.12.1918 bis 8.12.1918. Es dürfte in dieser Woche drei Fangtage gegeben haben: Insgesamt sind Daniels Tagesfänge für 18 Tage im November+Dezember erhalten. Am 18.12.1918 trug Daniel, vermutlich voller Stolz, die Zahlen der allerletzten Abrechnung ins Tagebuch ein, so wie der Fischhändler sie der Mannschaft mitgeteilt hatte, der dabei seinerseits voll des Lobes für die Leistung der drei Fischer war. An dieser Stelle spricht Daniel von »21 Abrechnungen«, also von drei Abrechnungen mehr, als das Tagebuch erkennen lässt.

#### 4.6.2. Preise

Die Frage, welche Ankaufspreise für die Ermittlung von Daniels Verkaufserlös zugrunde zu legen sind, lässt sich nicht zufriedenstellend beantworten:

1. Bereits zu Beginn der Fehmarnfahrten nennt Daniel die Ankaufspreise einzelner Fischarten und Qualitätssorten, die ihm von Fischhändler Schwenn auf Fehmarn bezahlt wurden. Diese Preise waren laut Daniel dieselben »wie in Eckernförde u. überall längs der Küste« (1.8.1918). Für Flunder und Dorsch nennt Daniel jedoch keine Preise. Aus der amtlichen Fangstatistik des Deutschen Reiches lassen sich für 1918 ebenfalls Kilopreise errechnen.<sup>288</sup>

<sup>288</sup> Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1919, S. 72, aufrufbar über <https://www.digizeitschriften.de>, abgedruckt oben unter 4.3.3.1.

Diese bewegen sich jedoch in ganz anderen Größenordnungen und weichen deutlich von Daniels Angaben ab (einzige Ausnahme: Steinbutt). Woher diese auffällige Inkongruenz kommt, muss offen bleiben. Allerdings wurde bereits unter 4.3.3.2. auf die nicht schlüssigen Elemente der amtlichen Statistik eingegangen.

	Preis laut Tagebuch	Preis laut Reichsstatistik
1 kg Scholle Klasse I	1,10 <i>ℳ</i>	nicht genannt
1 kg Scholle Klasse II	0,70 <i>ℳ</i>	nicht genannt
1 kg Scholle Klasse III	0,40 <i>ℳ</i>	nicht genannt
1 kg Scholle pauschal	nicht genannt → geschätzter Durchschnittspreis von 0,90 <i>ℳ</i> , ermittelt aus dem Verhältnis der durchschnittlichen Anteile der Klassen I, II und III am Gesamtfang	1,35 <i>ℳ</i>
1 kg Steinbutt	1,50 <i>ℳ</i>	1,55 <i>ℳ</i>
1 kg Kliesch	0,30 <i>ℳ</i> bis 0,40 <i>ℳ</i>	0,78 <i>ℳ</i>
1 kg Flunder	nicht genannt	0,83 <i>ℳ</i>
1 kg Dorsch	nicht genannt	1,57 <i>ℳ</i>

2. Die oben genannten Preise sind die Ankaufspreise im Fischgroßhandel. Daniel scheint diese Preise bei seinen Privatverkäufen jedoch auch als Verbraucherpreise eingeführt zu haben. Jedenfalls für Steinbutt verlangt und erhält Daniel von Privatkunden wie vom Fischaukäufer 1,50 Mark für das Kilo (15.10.1918, 11.12.1918).

#### 4.6.3. Erlöse

Als Basis zur Erlösberechnung dienen die im Tagebuch angegebenen Verkaufsmengen. Je nach den zugrunde gelegten Preisen divergieren die Ergebnisse allerdings so sehr, dass man sich für eine Interpretation entweder für die im Tagebuch genannten oder für die sich aus den Gesamtsummen in der amtlichen Statistik ergebenden Preise entscheiden muss. Eine Interpretation der ermittelten Erlöse wird letztlich sogar völlig unmöglich, sobald man diese mit den einzigen beiden Geldbeträgen vergleicht, die Daniel selbst in diesem Zusammenhang nennt. Für Oktober (30.10.1918) und November+Dezember (18.12.1918) führt Daniel Gesamterlöse an, allerdings ohne sie weiter aufzuschlüsseln. Diese Gesamterlöse sind rechnerisch nicht nachvollziehbar.

Da Daniel im Tagebuch keine Preise für Flunder und Dorsch nennt, werden ersatzweise die aus der Statistik von 1917 errechenbaren Preise von 0,66 *ℳ* bzw. 0,96 *ℳ* herangezogen, da diese Preise besser mit den im Tagebuch genannten Preisen der übrigen Fischarten korrespondieren als die in der Statistik von 1918.

	rechnerischer Erlös (Preise laut Tagebuch)	rechnerischer Erlös (Preise laut Statistik 1918)	Erlös laut Tagebuch (pauschale Angabe)
August	15.292 <i>ℳ</i>	22.978 <i>ℳ</i>	
September	13.384 <i>ℳ</i>	20.668 <i>ℳ</i>	
Oktober	19.264 <i>ℳ</i>	27.518 <i>ℳ</i>	17.100 <i>ℳ</i>
November+Dezember	(3 fehlende Tage) 22.519 <i>ℳ</i>	(3 fehlende Tage) 37.653 <i>ℳ</i>	17.902 <i>ℳ</i>
Summe für 5 Monate	70.459 <i>ℳ</i>	108.817 <i>ℳ</i>	

#### 4.6.4. Märchenhafter Reichtum?

Daniels Angaben zu den Erlösen beziehen sich auf 17 Fangtage im Oktober und auf 21 Fangtage in November+Dezember. Insgesamt spricht er von 35.000 Mark, erwirtschaftet in demnach 38 Arbeitstagen von Anfang Oktober bis kurz vor Weihnachten (die restlichen Tage waren entweder arbeitsfrei oder mussten wegen schlechten Wetters im Hafen verbracht werden). Dazu kamen noch einmal geschätzte 25.000 bis 30.000 Mark für die Monate August und September. Das wirkt auf den ersten Blick so, als sei die Schiffsmannschaft nach dem knappen halben Jahr des Fischens vor Fehmarn um mindestens 60.000 Mark reicher nach Hause zurückgekehrt – ein kaum vorstellbares Vermögen, wenn man sich vor Augen führt, dass im Jahr 1918 in Deutschland das Durchschnittseinkommen eines Arbeitnehmers 1.706 Mark im Jahr (!) betrug.<sup>289</sup>

##### 4.6.4.1. Vom Erlös zum Umsatz

Dieser Betrag von mindestens 60.000 Mark ist jedoch noch keineswegs mit dem Einkommen gleichzusetzen: Daniels Angaben sind Erlöse. In betriebswirtschaftlichen Kostenrechnungen wird zur Ermittlung des Umsatzes aus dem Erlös die Umsatzsteuer herausgerechnet.

Das Deutsche Reich hatte 1916 zur Finanzierung des Krieges mit dem »Reichsstempelsteuergesetz« zum ersten Mal eine derartige Steuer auf Warenlieferungen eingeführt, die Ende Juli 1918, also zufällig zeitgleich mit dem Beginn von Fiete Daniels Fehmarnfahrten, im neu geschaffenen Umsatzsteuergesetz<sup>290</sup> auf 0,5 % festgesetzt wurde (§ 6 S. 1 UStG). Die Steuer selbst war damals als sogenannte Allphasen-Bruttoumsatzsteuer angelegt,<sup>291</sup> was für Daniel bedeutete, dass er von seinem Bruttoerlös 0,5 % abziehen und ans Finanzamt abführen musste. Anders als heute war die Umsatzsteuerlast damals also vergleichsweise harmlos und spielt hier, angesichts ohnehin nur sehr grober Schätzungen, keine Rolle.

##### 4.6.4.2. Vom Umsatz zum Ertrag

Die mindestens 60.000 Mark, die die drei Fischer Ende 1918 insgesamt erwirtschaftet hatten, bilden also den Umsatz, und zwar den Umsatz des gesamten Fischerbootes. Zur Gewinnermittlung werden alle Betriebsausgaben vom Umsatz abgezogen, doch ist dies hier nicht einmal im Ansatz möglich, da es keinerlei Angaben zu den Treibstoff- und Instandhaltungskosten sowie den Kosten für die Ausrüstung, Schiffsversicherungen, Gebühren für Betriebs-erlaubnis und Liegeplatz, Beiträge zu Sozialversicherungen (gesetzliche und private wie z. B. die »Witwenkasse« des Fischereivereins) und Ähnlichem gibt.

---

<sup>289</sup> Vgl. Anlage 1 zu SGB VI (=Sechstes Buch des SGB). Dort sind die historischen »Durchschnittsentgelte« aufgeführt. Das Durchschnittsentgelt ist die im Sozialversicherungsrecht maßgebliche Berechnungsgröße für die Sozialbeiträge, also vergleichbar mit dem tatsächlichen Durchschnittseinkommen eines Arbeitnehmers.

<sup>290</sup> Umsatzsteuergesetz v. 26.7.1918, RGBl. S. 779

<sup>291</sup> Vgl. Bundesfinanzministerium, 100 Jahre Umsatzsteuer in Deutschland, Monatsberichte des BMF, Dezember 2019, Analysen und Berichte, S. 25, abrufbar unter: [https://www.bundesfinanzministerium.de/Monatsberichte/2019/12/Inhalte/Kapitel-3-Analysen/3-4-100-jahre-umsatzsteuer\\_pdf.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=5](https://www.bundesfinanzministerium.de/Monatsberichte/2019/12/Inhalte/Kapitel-3-Analysen/3-4-100-jahre-umsatzsteuer_pdf.pdf?__blob=publicationFile&v=5)

Der einzige Kostenfaktor, zu dem sich nähere Angaben machen lassen, sind die Personalkosten: Rein rechtlich gesehen waren zwei der drei Fischer, Fiete Daniel und Fiete Mumm, bis Mitte November 1918 Angestellte der Schiffseigentümer, und sie waren deshalb auch nicht am Gewinn beteiligt. Eigentümer des Schiffes waren Daniels Vater, Daniels Großvater und Fiete Mumms Vater, und zwar zu jeweils einem Drittel. Fiete Daniel kaufte seinem Großvater dessen Drittel-Anteil zusammen mit dem Sechstel-Anteil an der zusätzlich betriebenen Handwade mit dem vor Fehmarn verdienten Geld ab (15.11.1918) und wurde damit für die restlichen Wochen der Fehmarnfahrten ebenfalls zum Eigentümer, d. h. zum selbstständigen Unternehmer.

Die zu Daniels Zeiten übliche Methode der Gewinnermittlung bei einem Fischerboot mit mehreren Eigentümern wird bei Henking<sup>292</sup> erläutert. Demzufolge wurde der Umsatz traditionell in 8 gleiche Teile geteilt:

»Motor« (= Schiffsunterhalt/Reparaturkosten)	1 Teil
Kraftstoff	1 Teil
3 Besatzungsmitglieder	3 Teile
Schiff+Netze (= alle Eigentümer)	3 Teile

Nach dieser Berechnungsweise waren also alle Eigentümer zusammen, auch diejenigen, die nicht selbst fischten, sondern lediglich ihr Schiff und ihre Netze zur Verfügung stellten, in gleicher Höhe am Gewinn beteiligt wie die Gesamtheit aller fischenden Besatzungsmitglieder, in Daniels Fall mit jeweils einem Achtel pro Person. Ein selbst an Bord mitarbeitender Eigentümer wie Daniel senior hatte dementsprechend Anrecht auf 2x1 Achtel. Hinsichtlich der auf den Kraftstoff und den Unterhalt des Motors entfallenden Teile bleibt unklar, wie verfahren wurde, wenn diese nicht zur Kostendeckung ausreichten bzw. wenn sich ein Überschuss ergab. Ebenso bleibt unklar, ob die Schiffsmannschaft bei dieser Aufteilungsmethode das wirtschaftliche Risiko eines schlechten Fangs mittragen musste oder ob es für sie ein Festgehalt bzw. zumindest ein Grundgehalt gab.

Ein Achtel der ca. 60.000 Mark Umsatz sind 7.500 Mark. Bei einem Angestellten dürfte diese Summe mehr oder weniger dem Bruttoeinkommen entsprochen haben. Bei Daniels Vater, einem selbst fischenden Unternehmer, der den doppelten Anteil erhielt, müssten von den 15.000 Mark noch grob geschätzte 20 % Kosten abgezogen werden, nämlich solche, die nicht zu den unmittelbar schiffsbezogenen Kosten zählten, womit sich rechnerisch immer noch ein Ertrag (d. h. vor Steuern) von 12.000 Mark ergäbe.

Im Zeitraum der Fehmarnfahrten erwähnt Daniel seinen Verdienst nur ein einziges Mal. Diese Textstelle ist allerdings schwer mit den vorstehenden Ausführungen in Einklang zu bringen. Am 4.11.1918 schreibt Daniel: »[...] Thies fragte mich, ob ich meinen vollen Part bekäme, ich sagte ja, gleich vom 1. Monat an, für Oktober waren es 4000 Mark«. Der Begriff des »vollen Parts« deutet darauf hin, dass Daniel nicht nur als einfaches Besatzungsmitglied entlohnt wurde, sondern finanziell mehr oder weniger einem Eigentümer gleich-

<sup>292</sup> Henking 1929: S. 18 Fn. 1

gestellt war. Andernfalls wären die 4.000 Mark auch überhaupt nicht mit den nur wenige Tage vorher (30.10.1918) notierten 17.100 Mark Gesamterlös für Oktober vereinbar.

#### 4.6.4.3. Vom Ertrag zum Einkommen

Wie soeben dargelegt, sind keine auch nur annähernd belastbaren Zahlen zum Ertrag ermittelbar. Deshalb sollen nur zwei Besonderheiten der Besteuerung genannt werden, die zu berücksichtigen wären, bevor man von einem Bruttoeinkommen sprechen könnte:

1. Die Gewerbesteuer spielte keine Rolle. Obwohl die Fischerei rechtlich als Handwerk galt und somit eigentlich den Prototyp eines Gewerbes darstellte, war ein Fischereibetrieb nach § 6 GewO<sup>293</sup> kein Gewerbe i. S. d. Gewerbeordnung und war nach § 4 Nr. 1 PrGewStG<sup>294</sup> nicht gewerbsteuerpflichtig.

2. Zu einer gewissen Reduzierung des Einkommens führte hingegen die Kriegsgewinnsteuer. Diese Steuer war 1916 durch das Kriegssteuergesetz zur Finanzierung der Kriegskosten eingeführt worden und wurde 1918 in etwas abgeänderter Form erhoben.<sup>295</sup> Anders als ihr Name vermuten lässt, betraf die Kriegsgewinnsteuer nicht nur die durch kriegsbedingte Geschäfte erzeugten Mehrgewinne z. B. der Großindustrie, sondern jeden Einwohner des Deutschen Reiches gleichermaßen, sobald dessen Mehreinkommen einen bestimmten Betrag überstieg.

Die Kriegsgewinnsteuer hatte zwei Hauptaspekte: Sie war einerseits als reine Vermögensteuer angelegt, schöpfte daneben aber auch in Form einer (Mehr-)Einkommensteuer einen Teil der Einkommenssteigerung ab. Dabei spielte es keine Rolle, auf welche Weise das Mehreinkommen entstanden war, denn es wurde nur ein Vergleich zwischen »Friedenseinkommen« und »Kriegseinkommen« gezogen<sup>296</sup> (§ 3 S. 1 KriegsStG 1918), d. h. zwischen dem Einkommen des letzten Friedensjahres 1913 (§ 4 S. 1 KriegsStG 1918) und dem Einkommen im Jahr 1918.

Als zusätzliche Vermögensteuer fiel die Steuer erst an, wenn das Gesamtvermögen den Freibetrag von 100.000 Mark überstieg (§ 18 KriegsStG 1918). Die Daniels kamen damit für diesen Aspekt der Besteuerung ziemlich sicher nicht in Betracht.

Anders sah die Situation für die Besteuerung der Mehreinkommens aus: Die Steuer kam zum Tragen, sobald das Einkommen mehr als 13.000 Mark betrug (§ 3 Abs. III i.V.m. § 7 KriegsStG 1918). Diese Voraussetzung wurde vermutlich von Fiete Daniel selbst, mit Sicherheit jedoch von seinem Vater erfüllt. Der Steuersatz war dabei in § 13 KriegsStG 1918 progressiv angelegt: Für die ersten 10.000 Mark Einkommenszuwachs wurden 5 % Steuer fällig, für die zweiten 10.000 Mark 10 % etc. Im Ergebnis bedeutet das, dass die Daniels zwar ver-

<sup>293</sup> Reichs-Gewerbeordnung v. 26.7.1900, RGBl. S. 871

<sup>294</sup> Preußisches Gewerbesteuergesetz v. 24.6.1891, Gesetzessammlung S. 205

<sup>295</sup> »Gesetz über eine außerordentliche Kriegsabgabe für das Rechnungsjahr 1918« v. 26.7.1918, RGBl. S. 964

<sup>296</sup> In ihrer ursprünglichen Konzeption war die Kriegsgewinnsteuer noch als Kombination von Vermögenzuwachs- und Vermögensteuer ausgestaltet, wurde 1918 jedoch zu einer Mehreinkommen- und Vermögensteuer, vgl. dazu Mayer, G.: Reichsfinanzgesetzgebung 1918 Bd. 2, Berlin: Guttentag, 1919, S. 16

mutlich Kriegsgewinnsteuer abführen mussten, sich die Steuerlast jedoch in Grenzen hielt, da sie nur für den Teil des Einkommens anfiel, der über 13.000 Mark lag.

Auch wenn sich Gewinn bzw. Einkommen nicht genauer bestimmen lassen, zeigt bereits diese sehr grobe Einschätzung, dass das knappe halbe Jahr der Fehmarnfahrten bei Daniel und seiner Familie zwar keineswegs zu Reichtum in landläufigem Sinn geführt hat, diese Monate jedoch ungemein lukrativ waren. Die Daniels verdienten in nur fünf Monaten jeweils das Mehrfache eines durchschnittlichen Jahresgehaltes. Dies wird umso deutlicher, wenn man dies mit den wenigen Angaben vergleicht, die Daniel an anderen Stellen zu seinem Einkommen vor den Fehmarnfahrten macht:

#### 4.6.4.4. Daniels Einkommen als einfacher Fischer

Nur dreimal im gesamten Tagebuch nennt Fiete Daniel Einzelheiten zu seinem Verdienst als abhängig Beschäftigter, jeweils noch in der Zeit vor den Fehmarnfahrten. Die Einträge lauten »[...] der Reinertrag in 3 Touren war 1480 Mark, mein Anteil war 185 Mark, bekam von Thies aber soviel zu das ich 250 Mark hatte« (21.6.1918), »[...] unser Fangertrag, für diese Woche in drei Touren war bei 1400 Mark, ich hatte für meinen halben Anteil 200-Mark, für mich ein guter Wochenlohn.« (29.6.1918) sowie »Ich bekam aus diesem Fang den ganzen Part, sowie Lietz auch [= ein Fischerkollege], es waren 250 Mark.« (10.7.1918). Allerdings lässt sich nicht näher bestimmen, was Daniel hier mit »3 Touren«, »halber Anteil« und »den ganzen Part« meint (3 Touren = 3 Fangtage?  $\frac{1}{2}$  Anteil =  $\frac{1}{2}$  Part? 1 Part =  $\frac{1}{8}$  des Gesamterlöses?), und die einzige verlässliche Bezugsgröße ist seine Bewertung, dass 200 Mark »einen guten Wochenlohn« darstellten (29.6.1918).<sup>297</sup>

In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist der althergebrachte Brauch, der Mannschaft auf den Fischerbooten einen Teil des Fangs als Verpflegung an Bord bzw. für die Familie zu Hause zu überlassen. Was heute als »geldwerter Vorteil« zum Einkommen hinzugerechnet und versteuert werden müsste, heißt bei Fiete Daniel schlicht »Essbutt« und war ein inoffizieller Zusatz zum Verdienst.

Der Umfang des Essbutt-Anteils war abhängig von der Größe des Fangs. Daniel spricht hier von 15 Schollen (3.6.1918, 7.7.1918) bzw. nach einem guten Fangtag auch von 20 Stück (29.9.1918) oder von 15 großen Exemplaren (10.7.1918). Anlässlich der ersten erfolgreichen Fehmarnfahrt erhielt jeder 30 Stück (28.8.1918). In der Regel dürfte dies in Geld umgerechnet 12 bis 14 Mark entsprochen haben. Die von Daniel genannte Größenordnung liegt hier deutlich über den Angaben bei Henking, der von einem »Plattfischgeld« in Höhe von »je nach Fang 3–10 Mk.« spricht.<sup>298</sup>

Geht man von etwa 20 Fangtagen pro Monat aus, hat also ein einfacher Fischer jedenfalls in Eckernförde zusätzlich zu seinem Lohn Fische zum Eigenverbrauch (oder zum privaten Weiterverkauf) im Wert von 200 bis 300 Mark im Monat erhalten. Vereinfacht geschätzt

<sup>297</sup> Nimmt man das bereits erwähnte statistische Durchschnittseinkommen von 1706 Mark im Jahr 1918 als Vergleichsmaßstab, ist ein Wochenlohn von 200 Mark ein herausragender Verdienst, selbst wenn man miteinberechnet, dass die Fischerei im Winter monatelang brach lag.

<sup>298</sup> Henking: 1929, S. 18 Fn. 1

sind das 50 bis 75 Mark pro Woche – ein erheblicher Anteil angesichts Daniels Einschätzung von 200 Mark als gutem Wochenlohn. Eine derartige Bezahlung in Naturalien ist natürlich in keiner Einkommensstatistik berücksichtigt und führt damit möglicherweise zu einem verzerrten Bild bei der Beurteilung der damaligen finanziellen Situation eines durchschnittlichen Ostseefischers.

## 5. Ökologische Aspekte

Fiete Daniel kannte die Begriffe »Ökologie« und »Nachhaltigkeit« nicht und war nicht einmal vertraut mit dem Wort »Umweltschutz« in seiner breitesten Definition, da diese Begriffe zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht allgemeiner Bestandteil der deutschen Sprache waren. Trotzdem belegen seine Tagebucheinträge immer wieder, dass er mit wachem Blick Veränderungen des Fischbestandes registrierte, sich dazu seine Gedanken machte, die Umstände, unter denen diese Veränderungen eintraten, hinterfragte und – seiner Zeit weit voraus – die Ursachen für abnehmende Fischbestände unmittelbar auf menschliches Einwirken zurückführte.

Mit anderen Worten: Fiete Daniel brachte ein für seine Zeit erstaunliches Maß an intuitivem Verständnis für ökologische Zusammenhänge in seine tägliche Arbeit mit ein. So unwissenschaftlich und alltagsbezogen seine ins Tagebuch eingestreuten Bemerkungen zu diesem Thema auch sein mögen, lassen sie doch deutlich erkennen, wie sehr ihm am Herzen lag, seinen Beruf in einem ökologisch ausgeglichenen Umfeld auszuüben, wie nahe es ihm ging, beobachten zu müssen, wie im Laufe seines Berufslebens dieses Gleichgewicht aus den Fugen geriet, und nicht zuletzt, wie sehr er mit seinen Überlegungen alleine blieb, da sich seine Kollegen mit der Gefahr einer drohenden Überfischung nicht auseinandersetzen wollten.

Daniel geht aber noch einen Schritt weiter: Er bringt sogar Chemieunfälle, die es auch damals schon gab, in einen ökologischen Gesamtzusammenhang, und obwohl diese Thematik die Geschehnisse, die er sonst in seinem Tagebuch festhält, nur am Rande berührt, nimmt er zwei derartige Vorfälle in seine Aufzeichnungen auf, um zu zeigen, wie sie sich unmittelbar auf die Fischbestände auswirkten.

### 5.1. Chemie als Umweltgift

#### 5.1.1. Chemieunfall im Nord-Ostsee-Kanal 1906

Das erste ökologisch bedeutsame Ereignis, das Daniel erwähnt, fand statt, als er selbst noch ein kleiner Junge war. Doch auch wenn er diese (begrenzte) Umweltkatastrophe nur aus Erzählungen kannte und er selbst nur wenige Sätze dazu schreibt, muss sie ihn beeindruckt haben, denn er hat sie in seine ausführliche, dem Tagebuch vorangestellte Einleitung aufgenommen:

Der leitende Beamte der preußischen Fischereibehörde, Oberfischmeister Andreas Hinkelmann,<sup>299</sup> hatte im Rahmen seiner Bemühungen, die Fischerei der schleswig-holsteinischen Ostseeküste zu modernisieren, bereits 1896 damit begonnen, im Nord-Ostsee-Kanal<sup>300</sup> versuchsweise Heringsfischerei einzurichten.<sup>301</sup> Der Versuch gelang und führte in den Folge-

---

<sup>299</sup> siehe zum Amt des Oberfischmeisters oben 3.10.1., zur Person Hinkelmann unten 5.2.3.

<sup>300</sup> Der Kanal hieß zu Daniels Zeiten noch Kaiser-Wilhelm-Kanal (zu Ehren von Kaiser Wilhelm I.) und wurde erst 1948 umbenannt.

<sup>301</sup> Vgl. Barfod, Heinrich: Unsere ersten schleswig-holsteinischen Oberfischmeister: Hauptmann Dallmer und seine Getreuen Decker und Hinkelmann, in: Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in

jahren dazu, dass sich einige Fischer Grundstücke am Kanal pachteten und dort erfolgreich ihr Handwerk ausübten. Im Jahr 1906 kam es zu einem von Daniel nicht näher beschriebenen Chemieunfall, als eine Fabrik offenbar ihre Abwässer in den Kanal leitete, wodurch die Heringe zwar nicht starben, aber durch ihren starken Geschmack nach Karbol<sup>302</sup> ungenießbar wurden (S. 35) und ihr Verzehr vermutlich auch äußerst gesundheitsschädlich war. Hinkelmann veranlasste zwar eine Durchspülung des Kanalabschnitts mit Ostseewasser, doch waren die Heringe im verseuchten Bereich noch auf längere Zeit nicht zum Verkauf zugelassen.

## **5.1.2. Giftgasmunition in der Ostsee 1919**

### **5.1.2.1. Der Tagebucheintrag**

Ebenfalls in nur wenigen Zeilen, aber mit erkennbar großer innerer Anteilnahme ins Tagebuch aufgenommen, findet sich ein kurzer Bericht darüber, wie im Frühjahr 1919 die Alliierten etwas außerhalb der Kieler Förde zwei große, mit Blausäure beladene Leichter versenken ließen. Daniel beklagt, dass durch die Einbringung von Gift in erster Linie die Bodennahrung von Plattfischen zerstört wurde, und er stuft diesen Vorfall als insgesamt gleichermaßen ursächlich für die ein paar Jahre später zu beobachtende Abnahme der Fischbestände in der westlichen Ostsee ein, wie die Überfischung (S. 845b).

Daniel schreibt dazu weiter, dass diese Aktion im Rahmen der Waffenstillstandsbedingungen rechtlich einwandfrei gewesen sei und die Giftstoffe nun mal hätten vernichtet werden müssen, weswegen Beschwerden der örtlichen Fischer erfolglos blieben. Er beklagt jedoch, dass dieses willkürlich herbeigeführte Fischsterben zwar unter Fischern lebhaft diskutiert wurde, jedoch in der Öffentlichkeit keinerlei Beachtung fand (S. 845b).

Ob diese Entsorgungsaktion der Alliierten so unbekümmert stattfand, wie von Daniel beschrieben, lässt sich heute nicht mehr feststellen, jedenfalls nicht ohne übermäßigen Rechercheaufwand, der den Rahmen dieser Arbeit weit übersteigen würde, doch die historische Wahrscheinlichkeit spricht – mit einer Einschränkung – absolut für den Wahrheitsgehalt von Daniels Bericht.

### **5.1.2.2. Der historische Hintergrund**

So, wie Daniel die Episode schildert, kann es sich nur um die Beschlagnahme und Vernichtung von Kampfstoffen durch die Alliierten gehandelt haben, denn sonst wären die Aktionen nicht vom Waffenstillstandsabkommen gedeckt gewesen. Dass die Ostsee heute durch die vielen während und nach dem Zweiten Weltkrieg versenkten Kampfstoffe gefährdet ist, hat sich mittlerweile im Fokus in der Öffentlichkeit verankert, doch dass entsprechende Entsorgungsaktionen auch bereits im Rahmen des Ersten Weltkriegs stattfanden, ist weniger bekannt. Die meisten die Ostsee betreffenden Einzelheiten aus dieser Zeit sind bis heu-

---

Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck, Jahrgang 26 Nr. 8, Neumünster: Eigenverlag, 1916, S. 170.

<sup>302</sup> Karbol trägt heute üblicherweise die Bezeichnung Phenol. Es wurde wegen seiner bakteriziden Wirkung standardmäßig als Desinfektionsmittel eingesetzt.

te nicht geklärt, weil die Quellenlage dazu äußerst dürftig ist. Eine Forschungsarbeit, die sich ausschließlich diesem Thema widmet, bestätigt das vor allem hinsichtlich der Beseitigung von chemischen Kampfstoffen.<sup>303</sup> Die wesentlichen Quellen, die zur Auswertung zur Verfügung stehen, sind (ausländische) Zeitungsberichte, nach deren Angaben die Beseitigung von Giftgasmunition durch Versenkung im Meer von alliierter Seite tatsächlich nicht unüblich war.<sup>304</sup>

Die von Daniel erwähnte Blausäure (Cyanwasserstoff, berüchtigt unter seinem späteren Handelsnamen »Zyklon B«) kam zwar im Ersten Weltkrieg als Giftgas zum Einsatz, jedoch nur auf französischer und vereinzelt auf britischer, nicht aber auf deutscher Seite, wo zunächst Chlorgas und später hauptsächlich Phosgen, Diphosgen, Chlorpikrin, und 2,2-Dichlordiäthylsulfid (= Senfgas/Lost/Yperit) eingesetzt wurden.<sup>305</sup>

Im Laufe des Krieges erreichte die Produktion von Giftgasmunition gigantische Ausmaße: Etwa 124.000 Tonnen Giftgas<sup>306</sup> wurden in 65 Millionen<sup>307</sup> Gasgranaten gefüllt. Die historische Forschung unterscheidet hierbei weit über zwanzig verschiedene eingesetzte Giftgastypen,<sup>308</sup> für die insgesamt mehr als 170 verschiedene Kurzbezeichnungen und Decknamen in Gebrauch waren.<sup>309</sup>

Etwa 13 der 65 Millionen Granaten wurden nicht verschossen und blieben entweder neben den ungefähr 11 Millionen Blindgängern auf den Schlachtfeldern zurück,<sup>310</sup> wo sie heute noch vor sich hin rotten, oder wurden kurzerhand im Meer entsorgt. Deutsche Gasgranaten machten 6,4 % der Gesamtmenge der im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite verschossener Munition aus.<sup>311</sup>

Die industrielle Produktion von Zyklon B als handhabungssicheres Insektenschutzmittel in Granulatform wurde dagegen erst 1922 entwickelt.<sup>312</sup> Zuvor war der Umgang mit Blausäure wegen deren geringen Siedepunkts (25,6° C) und der damit verbundenen Brand- und Explosionsgefahr hochgefährlich. Es ist also höchst unwahrscheinlich, dass 1919 tatsächlich Blausäure als bis dato in Deutschland rein zivil genutzter, damals noch kaum in größeren Mengen vorhandener und zudem in der Handhabung äußerst komplexer Gefahrenstoff als Ladung zweier einfacher Lastkähne in der Ostsee versenkt wurde.

---

<sup>303</sup> Vgl. Koch, Marc: Subaquatische Kampfmittelaltlasten in der Ostsee. Neubewertung des Status Quo, Risikopotenziale und resultierende Handlungsszenarien, Dissertation, Lüneburg: Leuphana Universität, 2010, S. 49 und 65

<sup>304</sup> Vgl. a.a.O., S. 51

<sup>305</sup> Vgl. Groehler, Olaf: Der lautlose Tod. Einsatz und Entwicklung deutscher Giftgase von 1914 bis 1945, Reinbek: Rowohlt, 1989, S. 60

<sup>306</sup> Croddy, Eric: Chemical and Biological Warfare. A Comprehensive Survey for the Concerned Citizen, Springer: New York, 2002, S. 146.

<sup>307</sup> Haber, Ludwig: The Poisonous Cloud. Chemical Warfare in the First World War, Oxford: Clarendon Press, 1986, S. 261

<sup>308</sup> Vgl. die chronologische Übersicht ihrer erstmaligen Verwendung bei Martinetz, Dieter: Vom Giftpfel zum Chemiewaffenverbot. Zur Geschichte der chemischen Kampfmittel, Thun/Frankfurt am Main: Harri Deutsch, 1996, S. 98

<sup>309</sup> Vgl. die alphabetische Aufstellung bei Martinetz, Dieter: Der Gaskrieg 1914–1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe, Bonn: Bernard & Graefe, 1996, S. 172–175

<sup>310</sup> Vgl. Croddy: 2002, a.a.O.; Groehler: 1989, S. 60, geht hier sogar von knapp 100.000 Tonnen allein in Deutschland hergestellten Giftgases aus, was nach seinen Berechnungen 56 % der Gesamtproduktion aller Kriegsparteien gewesen wären.

<sup>311</sup> Vgl. Groehler: 1989, S. 48

<sup>312</sup> Vgl. Reichspatentamt, Patentschrift Nr. 438818, angemeldet 1922 und erteilt 1926, online abrufbar unter <https://worldwide.espacenet.com/patent/search/family/025971676/publication/DE438818C?q=DE438818C>

### 5.1.2.3. Blaukreuz statt Blausäure

Allerdings spricht einiges dafür, dass es sich bei dem Begriff »Blausäure« um einen Irrtum oder ein Versehen von Daniel handelt und er eigentlich »Blaukreuz« meinte, denn dann wäre die Episode absolut schlüssig: Unter Blaukreuz verstand man ab 1917 einen neuartigen Giftgastyp, der in mit einem blauen Kreuz gekennzeichneten Granaten verschossen wurde und stark reizende Aerosole enthielt<sup>313</sup> (im Einzelnen Diphenylchlorainchlorid, Diphenylsinzyanid und Dichlorethylarsin, üblicherweise als »Clark I«, »Clark II« und »Dick« bezeichnet).<sup>314</sup> Diese drangen durch die Gasmaskenfilter, lösten Hustenreiz, Atemnot, Kopfschmerzen, Brechreiz, Schwindel und Tremor aus und zwangen als sogenannte »Maskenbrecher« die Soldaten, sich die Gasmasken vom Gesicht zu reißen,<sup>315</sup> woraufhin die zeitgleich verschossenen Grünkreuz(= lungenschädigenden)- und Gelbkreuz(= hautverätzenden)-Kampfstoffe ihre verheerende Wirkung entfalten konnten,<sup>316</sup> zu deren »leichteren« Folgen die Erblindung zählte.

Die genannte Forschungsarbeit zu den Munitionsaltlasten in der Ostsee geht mangels verfügbarer Daten nicht weiter auf die Entsorgung von Giftgasgranaten nach dem Ersten Weltkrieg ein. Allerdings führt sie eine Versenkungsstelle von Munition im Außenbereich der Kieler Bucht vor Langeland auf, über die außer der Tatsache, dass es sich um chemische Kampfstoffe handelt, keine weiteren Einzelheiten bekannt sind, auch nicht der Zeitpunkt ihrer Versenkung.<sup>317</sup>

Die genaue Lage dieser Versenkungsstelle<sup>318</sup> korrespondiert mit Daniels Angabe »*außerhalb der Kieler Förde unterhalb Schönberg*« (S. 845b), so dass es äußerst plausibel erscheint, dass es sich bei dieser Altlastenstelle tatsächlich um die Überreste der von Daniel erwähnten Entsorgungsaktion aus dem Frühjahr 1919 handelt.

## 5.2. Gefahr der Überfischung

### 5.2.1. Daniels ökologisches Grundverständnis

Fiete Daniel besaß, anders als viele seiner Zeitgenossen, ein intuitives ökologisches Grundverständnis, und das war wohl kein Zufall. Schon sein Vater hatte in ähnlicher Weise versucht, seine Existenz als Fischer durch genaue Beobachtung der Umstände in einen Ge-

---

<sup>313</sup> Vgl. Martinetz, Gaskrieg: S. 76

<sup>314</sup> Vgl. Übersicht bei Haber: 1986, S. 116. Der Vollständigkeit halber sei noch Phenarsazinchlorid (Adamsit) genannt, ein Blaukreuz-Giftgas, das zwar von mehreren Kriegsparteien produziert worden war, im Ersten Weltkrieg aber nicht mehr zum Einsatz kam – und stattdessen von den Vereinigten Staaten im Vietnamkrieg eingesetzt wurde, wie das z. B. George Bunn bestätigt, einer der geistigen Väter des Atomwaffensperrvertrages und US-Botschafter bei der Genfer Abrüstungskonferenz. Vgl. dazu Bunn, George: *Banning Poison Gas and Germ Warfare: Should the United States Agree*, *Wisconsin Law Review* 1969 (2), S. 405 mit weiteren Fundstellen, abrufbar unter [https://web.archive.org/web/20140702004808/http://iis-db.stanford.edu/pubs/22365/Bunn\\_Banning\\_Poison\\_Gas\\_and\\_Germ\\_Warfare.pdf](https://web.archive.org/web/20140702004808/http://iis-db.stanford.edu/pubs/22365/Bunn_Banning_Poison_Gas_and_Germ_Warfare.pdf)

<sup>315</sup> Vgl. Martinetz, Gaskrieg, a.a.O.

<sup>316</sup> Vgl. Übersicht bei Groehler: 1989, S. 59. Ergänzt wurde der farbenfrohe Horrorcocktail noch durch Weißkreuz(= Augenkampfstoff)-Granaten. Meistens wurden beim Granatenbeschuss mehrere Kampfstoffe kombiniert, was man dann in kaum zu überbietendem Zynismus »Buntschießen« nannte.

<sup>317</sup> Vgl. Koch: 2010, S. 175. Die dort in Tabelle 28 aufgeführte Stelle trägt den Namen VS (= Versenkungsstelle) 51.

<sup>318</sup> a.a.O., die Koordinaten von VS 51 lauten 54° 36' 00" N, 10° 42' 00" E.

samtzusammenhang zu bringen. Ohne dass er im Einzelnen dafür Gründe hätte angeben können, war Daniel senior beispielsweise klar, dass ein überraschend stark ansteigendes Vorkommen von Flundern in den Fanggründen, in denen er jeweils nach Schollen fischte, ein schlechtes Omen darstellte. So notiert Fiete Daniel am 5.9.1918: »[...] *mein Vater sagte, wenn die Platen in großen Mengen auftreten, ist es mit der Goldbuttfischerei bald vorbei, denn nach alter Erfahrung ist es auf allen Fangplätzen so gewesen, und er sollte recht behalten.*« Diese Überlegung kam später noch einmal zur Sprache, als Vater und Sohn Daniel über mögliche Ursachen diskutierten, warum sie vor Fehmarn so große Mengen an Scholle an einer Stelle fingen, an der das nicht zu erwarten gewesen wäre, weil die dortige Bodenbeschaffenheit eine derartige Dichte an Schollen nicht begünstigte. Doch auch hier stand als mögliche Erklärung im Raum, dass die Schollen den zahlreichen Flundern ausgewichen waren und sich auf weniger geeigneten harten Grund zurückgezogen hatten (27.10.1918), dass also eine Zunahme von Flundern am selben Ort eine unmittelbare Abnahme von Schollen zur Folge hatte.

Auch ohne dass Daniel es ständig thematisiert hätte, wird aus seinen Aufzeichnungen erkennbar, dass er sich selbst als ein im Spannungsfeld zwischen Ökonomie (= sein wirtschaftliches Auskommen als Selbstständiger) und Ökologie (= die Bewahrung der Fischbestände) Agierender wahrnahm. Als Beispiel hierfür sei eine Bemerkung in Daniels Einführung zum Tagebuch erwähnt, als er – wengleich sprachlich ungeschickt – besonders betont, »*daß die Ringwaade für Vernichtung von Brut u. Jungfische das schonenste Fischerei-Gerät gewesen ist*« (S. 40).

Daniel zufolge wurden zwar vereinzelt Stimmen laut, die sich bereits sehr früh, um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, Gedanken über eine möglicherweise drohende Überfischung machten, doch die allermeisten Fischer betrachteten den technischen Fortschritt ausschließlich als fürs eigene Auskommen vorteilhaft und konnten oder wollten nicht über etwaige Folgen nachdenken. So wurde die Motorisierung der Schiffe, die nach 1900 aus den Segelquasen Motorquasen werden ließ (siehe dazu 3.7.1.4.) und damit die Reichweite der Schiffe enorm vergrößerte, die Manövrierbarkeit deutlich erleichterte und viel Zeit bei den Fahrten zu den Fangplätzen einsparte, ausschließlich als gewinnbringend interpretiert.

### **5.2.2. Rechtsgrundlagen mit ökologischer Ausrichtung?**

Auf die relevanten gesetzlichen Regelungen wurde bereits eingegangen, und zwar im Zusammenhang mit dem Einsatz von Zeesen (3.6.6.2.) und der erforderlichen Mindestlänge der Schollen (3.9.3.). An dieser Stelle soll es nur um die Frage gehen, ob diese vor über hundert Jahren erlassenen Vorschriften bereits (auch) eine ökologische Ausrichtung besaßen.

#### **5.2.2.1. Schleppnetzverbot**

Dem preußischen Gesetzgeber war 1916/17 eine eventuelle, der Modernisierung des Fischfangs geschuldete Gefährdung der Fischbestände durchaus bewusst. Er wollte mit seinen Rechtsvorschriften zur Seefischerei, also dem Fischereigesetz<sup>319</sup> und der darauf beruhenden

---

<sup>319</sup> Preußisches Fischereigesetz vom 11.5.1916, Preuß. Gesetzsamml. 1916, S. 55

Fischereiordnung,<sup>320</sup> nicht nur wirtschafts- und ordnungspolitische Regelungen treffen, sondern auch die Aufrechterhaltung der Bestände sichern. Das zeigt sich deutlich in § 29 PrFischO, in dem der Präsident des Regierungsbezirks Schleswig, in dessen Verwaltungsbereich die gesamte schleswig-holsteinische Ostseeküste fiel, explizit ermächtigt wurde, »die Anwendung von Grundschieppnetzen auch zum Schutz des Fischlaichs und der Jungfische [zu] verbieten«. Das geschah dann auch entsprechend in Form von § 1 Abs. II der »Bekanntmachung über die Fischerei im Regierungsbezirk Schleswig« vom 3.10.1917, wonach in den gesamten Gewässern der schleswig-holsteinischen Ostseeküste Grundschieppnetze komplett verboten wurden.

#### **5.2.2.2. Mindestlänge**

Mit § 1 PrFischO i.V.m. § 106 PrFischG gab es in Preußen gesetzliche Regelungen, die für die zum Verkauf zugelassenen Schollen (und für andere Fischarten) eine Mindestlänge vorschrieben. Hintergrund dieser Bestimmungen war wie beim Schleppnetzverbot im Küstenbereich das staatliche Bemühen, Jungfische nicht in den Wirtschaftskreislauf gelangen zu lassen, sondern ihnen die Möglichkeit zu verschaffen, sich nach Erreichen der Geschlechtsreife fortzupflanzen und so den Gesamtbestand aufrechtzuerhalten.

Auch die Festlegung einer Mindestlänge beruhte nicht auf rein ordnungspolitischen Überlegungen, sondern zielte ebenfalls auf den Schutz des Fischbestandes im Meer ab. Das zeigt sich in der Formulierung »Schutz der Fischerei« als amtlicher Überschrift des Gesetzeskapitels, zu dem § 106 PrFischG gehört. Der Aspekt der Nachhaltigkeit im preußischen Fischereirecht darf an dieser Stelle allerdings nicht überbewertet werden: Im Vorwort der amtlichen Gesetzessammlung zum preußischen Fischereirecht wird darauf hingewiesen, dass 1916 eine Neufassung des Fischereigesetzes auch deshalb notwendig geworden sei, weil viele der alten Regelungen »einer modernen, intensiven Fischereiwirtschaft immer hinderlicher geworden« seien.<sup>321</sup>

#### **5.2.2.3. Die wichtigste Neuerung im Fischereirecht von 1916/17**

Die für die Bestandserhaltung entscheidenden fischereirechtlichen Bestimmungen waren 1917 in Kraft getreten, d. h. erst relativ kurz vor der Entwicklung, die Fiete Daniel in seinem Tagebuch festgehalten hat. Um zu beurteilen, inwieweit das neu gefasste Fischereirecht dem Zusammenbruch der Schollenbestände 1923 überhaupt noch entgegenwirken konnte, ist es erforderlich, einen Blick auf die zuvor geltenden Vorschriften zu werfen: Waren mit der Neufassung 1917 tatsächlich inhaltliche Neuerungen verbunden?

Die Bestimmungen zum Schleppnetzverbot im Küstenbereich waren als geltendes Recht unverändert übernommen worden. Inhaltsgleiche Vorschrift war zuvor § 12 Nr. 4 der für

---

<sup>320</sup> Eigentlich »Polizeiverordnung zum Fischereigesetz« vom 29.3.1917, M.-Bl. f. Landw. (= Ministerialblatt der Preußischen Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten) 1917, S. 153

<sup>321</sup> Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten (Hg.): Das Preußische Fischereirecht. Sammlung der auf dem Gebiete des Fischereirechts in Preußen geltenden gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften, Berlin: Parey, 1919, S. III

Schleswig-Holstein erlassenen Verordnung von 1887<sup>322</sup> i.V.m. § 22 PrFischG von 1874<sup>323</sup> gewesen.

Anders sieht es allerdings mit den Vorschriften über die Mindestlänge von Schollen aus. Dazu heißt es zwar in der amtlichen Begründung des Fischereigesetzes von 1916, dass der neue § 106 inhaltlich im Wesentlichen die Bestimmungen von § 22 des PrFischG von 1874 »und Vorschriften, die in den bestehenden Ausführungsverordnungen enthalten sind« übernommen habe.<sup>324</sup> Das ist korrekt hinsichtlich des Charakters von § 106 PrFischG als Rechtsgrundlage für die zu erlassende »Polizeiverordnung«, doch trifft das ausgerechnet für die in dieser Verordnung geregelten Mindestlängen von Schollen und Flundern nicht zu: Wie oben in 3.9.3. erläutert, galt für Ostseeschollen und -flundern je nach Fangzone von West nach Ost ein Mindestmaß von 22, 21 oder 18 cm (während in Dänemark 26 cm vorgeschrieben waren, vgl. oben 4.5.3.4.). Ganz anders stellt sich § 2 Nr. 2 DurchführungsVO von 1887 dar, in dem für Schollen generell nur 18 cm und für Flundern gar nur 15 cm Länge verlangt wurden – ein erheblicher Unterschied! In den Jahrzehnten vor 1917 war also der Fang von unter Umständen noch nicht ausgewachsenen Jungtieren gestattet worden. Dies offenbart ein früheres Rechtsverständnis, das noch alles andere als von Nachhaltigkeitsüberlegungen geprägt gewesen war.

Ganz unabhängig von der Frage, ob die 1917 eingeführte gesetzliche Verschärfung ausgereicht hätte, um die Überfischung noch zu verhindern, hatte es vor und nach dieser Gesetzesänderung geeigneter Vermittler bedurft, um den Fischern Sinn und Zweck dieser Vorschriften zu erläutern und bei ihnen das nötige Bewusstsein dafür zu wecken, warum ein Fischfang ohne Beschränkungen die eigene Existenzgrundlage gefährden würde. Nach Fiete Daniels Darstellung war der königlich-preußische Oberfischmeister Andreas Hinkelmann genau so eine Persönlichkeit.

### **5.2.3. »Wenn wi uns Kinnere dothaut, wo schüllt den de Nakomm herkam?«**

Hinkelmann (1849-1924), wie Daniel aus Eckernförde stammend und dort ebenfalls langjähriger Vorsitzender des Fischereivereins, war einer der Ersten, die in der Fischerei Wirtschaftlichkeit und Nachhaltigkeit zu verknüpfen versuchten. Als der seit 1894<sup>325</sup> für die gesamte Fischerei an der Ostseeküste Schleswig-Holsteins zuständige leitende Beamte hatte sich Andreas Hinkelmann der Förderung des Küstenfischfangs verschrieben, sei es durch die Erstellung von speziellen Statistiken oder die durch Einführung verbesserter Fangmethoden. Hinkelmann war 38 Jahre lang<sup>326</sup> federführend in der Fischereiverwaltung tätig, und sein Wirken war dabei so bahnbrechend, dass Herrmann Henking 1929 in seinem

---

<sup>322</sup> Amtlich »Verordnung, betreffend die Ausführung des Fischereigesetzes in der Provinz Schleswig-Holstein« vom 8.8.1887, veröffentlicht in: Gesetz-Sammlung für die Königlich-Preußischen Staaten 1887, S. 376

<sup>323</sup> Amtlich »Fischereigesetz für den Preußischen Staat« vom 30.5.1874, veröffentlicht in: Gesetz-Sammlung für die Königlich-Preußischen Staaten 1874, S. 197

<sup>324</sup> Vgl. Begründung des Fischereigesetz-Entwurfs. Drucksache Nr. 12 des Herrenhauses Session 1916, abgedruckt in: a.a.O., S. 73

<sup>325</sup> Vgl. Barfod, Heinrich: 1916, S. 167. Von 1898 bis 1914 fungierte Hinkelmann zusätzlich als Oberfischmeister der Lübecker Küste (Travemünde).

<sup>326</sup> a.a.O., S. 166

Standardwerk »Die Ostseefischerei« im Kapitel über Schleswig-Holstein auf neunzehn Seiten nicht weniger als dreizehn Mal auf Hinkelmann Bezug nimmt.<sup>327</sup>



Fiete Daniel hat Andreas Hinkelmann trotz des Altersunterschieds mit Sicherheit persönlich gekannt. Zudem scheint Hinkelmann für Daniel eine Art grauer Eminenz gewesen zu sein. Daniel erwähnt ihn mehrfach bewundernd, und er berichtet in seiner Einleitung zum Tagebuch, dass seiner Meinung nach Hinkelmann die kurz vor der Jahrhundertwende aufkommende Schleppnetzfisherei durchaus kritisch sah. Schließlich war diese im Vergleich zur Stellnetzfisherei deutlich wirkungsvollere Fangmethode geeignet, die Nachhaltigkeit zu untergraben, da in den Schleppnetzen oft auch die Jungtiere hängen blieben, die durch die Stellnetzmaschen noch hindurchschlüpfen konnten und die dementsprechend nur überlebten, wenn die Fischer sie noch während des Einholens des Schleppnetzes umgehend wieder ins Meer zurückwarfen (31.7.1918).

In diesem Zusammenhang zitiert Daniel einen Ausspruch Hinkelmanns, mit dem dieser den Fischern das Problem angeblich gern vor Augen führte. Dieser Satz ist gerade wegen seiner Drastik gut geeignet, jedem von uns den zentralen Gedanken des Begriffs Nachhaltigkeit verständlich zu machen: »*Wenn wi uns Kinner dothaut, wo schüllt den de Nakkomm herkam.*«<sup>328</sup> Daniel weist dabei darauf hin, dass jedenfalls die Eckernförder Fischer Hinkelmanns Satz allzeit beherzigten und »*die mitgefangenen untermäßigen Butt, so sorgfältig und schnell wie möglich wieder ihrem Element übergaben.*« (S. 36)

<sup>327</sup> Vgl. Henking: 1929, S. 13-31

<sup>328</sup> »Wenn wir unsere Kinder totschiagen, wo sollen dann die Nachkommen herkommen?« (S. 35).

#### **5.2.4. »Buttkinder«**

Diese zu kleinen Schollen, die noch nicht die Mindestlänge erreicht hatten, lagen Daniel sehr am Herzen, und er nennt sie beinahe zärtlich »Buttkinder« (15.7.1918 und S. 794). Bei seiner Arbeit beachtete er entsprechend sorgfältig die verordnete Mindestlänge, und zwar aus drei Gründen:

1. Es gehörte zu seinem (im Tagebuch nicht explizit erläuterten, sondern immanenten) Qualitätsverständnis, seinen Kunden nur solche Ware anzubieten, die auch tatsächlich legal verkauft werden durfte. Wie sehr dieses Qualitätsverständnis insgesamt zu seinem wirtschaftlichen Erfolg beitrug, ist oben unter 4.1.5. dargestellt.
2. Außerdem hielt er das Mindestmaß schon aus rein praktischen Erwägungen ein und vermied auf diese Weise eventuelle Scherereien mit den Behörden. Dementsprechend passte sich Daniel auch ohne weiteres den strengeren dänischen Vorschriften an, solange er seinen Fisch in Sonderburg/*Sønderborg* verkaufte (siehe dazu oben 4.5.3.4.).
3. Darüber hinaus lag die vielleicht wichtigste Motivation in Daniels Verständnis von der Botschaft, die in Hinkelmanns Satz vom »Dothaun« zum Ausdruck kommt. Daniel war sehr darauf bedacht, von vornherein zu vermeiden, dass zu kleine Schollen überhaupt in sein Schleppnetz gelangten. Deswegen verwendete er eine größere Maschenweite als die Konkurrenz (zuerst 45 mm statt der üblichen 43 mm; siehe dazu auch oben 3.9.2.1.) und ging im Rahmen der Fehmarnfahrten sogar zu einer Maschenweite von zuerst 50 mm und dann 55 mm über, womit er sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlug: Neben der Schonung des Jungtierbestandes war die größere Maschenweite ausschlaggebend für die höhere Qualität seiner Ware, weil sein Anteil an kleineren Fischen dementsprechend geringer war (siehe dazu auch oben 4.1.4.2.).

Daniel verzichtete auf diese Weise sogar darauf, Schollen zu fangen, die gerade eben das Mindestmaß erreichten (S. 761). Gleichzeitig musste er aus seinen Fängen insgesamt viel weniger unerwünschten Beifang aussortieren und konnte noch auf dem Wasser die wenigen zu kleinen Schollen umgehend lebend wieder ins Meer werfen: »[...] wir schütteten die Butt gleich über Bord [...] und alle Buttkinder hatten ihre Freiheit« (S. 794).

#### **5.2.5. Untermaßige Scholle als Schweinefutter**

In einem Eintrag betont Daniel, dass jeder Eckernförder Fischer darauf bedacht war, untermaßige Schollen am Leben zu erhalten, und er echauffiert sich an dieser Stelle darüber, dass Kollegen aus anderen Gegenden das keineswegs so handhabten (31.7.1918). Insgesamt scheint unter den Küstenfischern die Sorglosigkeit überwogen zu haben. Untermaßiger Beifang wurde an Bord weitgehend ignoriert und anschließend halblegal verkauft:

##### **5.2.5.1. Die Theorie des Gesetzes**

Der Gesetzeswortlaut war hinsichtlich der Mindestlänge eindeutig: § 107 Abs. I PrFischG verbot nicht nur den Verkauf von untermaßigen Fischen, sondern bereits deren Beförderung. Dieses Beförderungsverbot war in § 10 Satz 1 PrFischO dahingehend konkretisiert, dass untermaßige Fische »sofort [...] mit der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Vorsicht ins

Wasser zurückzusetzen sind«. Diese strenge Bestimmung wurde jedoch durch den Zusatz »oder, wenn sie nicht gleich aus dem Fanggerät entfernt werden können, spätestens nach der Rückkehr des Fischereifahrzeugs an Land« unmittelbar wieder eingeschränkt. Damit bot das Gesetz den Fischern eine Hintertür, da es einer lückenlosen Überwachung der Fischer bedurft hätte, um jeweils im Einzelfall festzustellen, ob der untermaßige Beifang nach der Rückkehr an Land als noch lebend wieder ins Wasser hätte geworfen werden müssen oder ob er nicht bequemerweise als toter Abfall gelten konnte.

Die Einhaltung der Mindestmaße war dabei immerhin strafbewehrt: § 126 PrFischG bestimmte für diesen Fall Geldstrafe »oder Haft« sowie die Beschlagnahme der betreffenden Ware und ermöglichte darüber hinaus auch die Einziehung des Fanggeräts.

Umfassende Kontrollen wären nach deutschem Recht sehr wohl geboten gewesen. Interessanterweise verweist die vom preußischen Landwirtschaftsministerium zum Vollzug des PrFischG erlassenen »Ausführungsanweisung«, <sup>329</sup> also das Pendant zu heutigen Verwaltungsvorschriften, hinsichtlich des Beförderungs- und Anlandeverbots untermaßiger Fische ausdrücklich auf das offensichtlich als Vorbild dienende dänische Seefischereigesetz vom 2.6.1917 und erläutert im Detail, wie frühzeitig Kontrollbeamte bereits einschreiten durften, um dieses Verbot durchzusetzen (Nr. 1 zu §§ 106,107).

#### 5.2.5.2. Die lasche deutsche Kontrollpraxis

Daniel erwähnt dagegen im gesamten Tagebuch über alle Jahre hinweg kein einziges Mal eine entsprechende Kontrolle seines Fangs durch deutsche Behörden. Er berichtet allerdings ausführlich, wie dänische Fischereibeame im Hafen von Sonderburg/*Sønderborg* sowohl auf seinem Schiff als auch an Bord seines Kollegen Mumm gründlich jeden einzelnen gefangenen Fisch überprüften, weil in Kopenhagen auf dem Markt untermäßige Schollen aufgefallen waren. Während es bei Daniel keine Beanstandungen gab (S. 595), sonderte der Fischereiinspektor bei Mumm aus einem Gesamtfang von 200 kg nach und nach zehn letztlich nur knapp untermäßige Schollen aus und warf sie wieder ins Meer (S. 597).

Der Grund dafür, warum es bei der dänischen Kontrolle bei Daniel nichts zu bemängeln gab, war seine übliche Vorgehensweise, seine Fänge noch auf dem Wasser sauber zu sortieren. Dabei nahm Daniel es sogar hin, wenn er deshalb an manchen Fangplätzen vollständig auf einen Fang verzichten musste. So erwähnt er, dass er ganze Netzfüllungen von 300 bis 350 kg wegen zu geringer Größe komplett wieder ins Meer schüttete – ganz im Gegensatz zur (natürlich nicht aus dem verantwortungsbewussten Eckernförde stammenden) Konkurrenz, die auch komplette untermäßige Fänge im Boot behielt (S. 794). Daniel beschreibt, wie sehr er von einem derartigen Vorgehen schockiert war, und bezeichnet es grob als »*Schweinerei*« (31.7.1918) und »*verachtungswürdige Raubfischerei*« (S. 845b).

Erklären lässt sich das zwar verbreitete, doch nichtsdestoweniger gesetzeswidrige Vorgehen von Daniels Konkurrenz nur damit, dass in Deutschland offenbar bloß eine minimale oder

---

<sup>329</sup> Ausführungsanweisung zum Fischereigesetz vom 16.3.1918, M.-Bl. f. Landw. (Ministerialblatt der Preußischen Verwaltung für Landwirtschaft, Domänen und Forsten) 1918, S. 52

möglicherweise auch gar keine Überwachung der Einhaltung der Mindestlänge erfolgte. Schwach ausgeprägte Kontrollen durch die Behörden und die damit verbundene Missachtung der Vorschriften seitens der Fischer scheinen an der schleswig-holsteinischen Ostseeküste über lange Jahre hinweg sogar an der Tagesordnung gewesen zu sein, denn schon Hinkelmann hatte in den Jahren nach der Jahrhundertwende immer wieder die ungeahndeten »Überschreitungen der Gesetzesvorschriften in der Zeesenfischerei«<sup>330</sup> beklagt und zwecks wirksamerer Ausübung seines Amtes sogar die kaiserliche Marine angefordert.<sup>331</sup>

Selbst der öffentliche Verkauf von zu kleinen Schollen wurde letztlich toleriert, jedenfalls solange diese Schollen nicht in den für den menschlichen Verzehr bestimmten Verkauf gelangten. Daniel schildert in diesem Zusammenhang, wie untermaßige Fische meistens erst an Land aussortiert und dann als Schweinefutter an die Bauern verkauft wurden (31.7.1918). Auf diese Weise brachten sie zwar immerhin noch den (Vor-Inflations-)Erlös von 10 Mark pro 50-kg-Korb (16.9.1918), doch auf die Regeneration der Fischbestände musste sich diese Praxis auf Dauer natürlich fatal auswirken.

### 5.3. Einbruch der Schollenbestände 1923

Das Jahr 1923 brachte für die Schollenfischerei einen radikalen Wendepunkt: Die Erträge brachen in der gesamten westlichen Ostsee von der dänischen Küste bis Fehmarn so stark ein, dass sich diese Art der Fischerei so gut wie nicht mehr rentierte. Das wird in Daniels Tagebuch erst auf den zweiten Blick erkennbar, denn seine Aufzeichnungen für 1923 behandeln hauptsächlich die äußerst ertragreichen Herings- und Sprottenfänge (siehe dazu 4.5.8.).

Erst auf den allerletzten Seiten zu 1923 erwähnt Daniel die Schollenfischerei und fasst sie insgesamt als »in diesem Sommer nicht erfolgreich« zusammen. Nicht nur hinsichtlich seiner eigenen Erträge, sondern auf die gesamte Eckernförder Fischerschaft bezogen, nennt er sie »bedeuten[d] schlechter« (S. 793) als in den Vorjahren.

#### 5.3.1. Vernichtung der Jungtiere

Diese Entwicklung kommt für Daniel selbst jedoch nicht wirklich überraschend. Wie im vorangegangenen Kapitel dargestellt, war ihm das Verhalten vieler Fischer zuwider, die den untermaßigen Beifang als Viehfutter verkauften und sich um etwaige Folgen keine Gedanken machten. In Gesprächen zu diesem Thema konnte er die Kollegen von seiner Position, dass die Vernichtung von Jungfischen auf Dauer den gesamten Schollenbestand schädigen würde, nicht überzeugen. So erwähnt er, dass zwar ältere Fischer die Schlüssigkeit seiner Argumentation durchaus anerkannten (was im Umkehrschluss darauf hindeutet, dass jüngere Fischer keinerlei Korrelation zwischen untermäßigem Beifang und der Bestandsentwicklung sahen), dass aber auch die Älteren meinten, »so lange noch genug da ist, mußst [sic] auch geerntet werden« – eine Einstellung, die Daniel »eine böse Ansicht« nennt (16.9.1918).

---

<sup>330</sup> Barfod, Heinrich: 1916, S. 172

<sup>331</sup> Vgl. a.a.O.

Die Folgen dieses sorglosen Verhaltens hatten sich schon geraume Zeit vor dem eigentlichen Zusammenbruch der Bestände bemerkbar gemacht. So war Daniel bereits im Laufe des Jahres 1921 aufgefallen, dass – bei gleichbleibend guten Fangerträgen – nur mehr ausgewachsene Schollen in seinen Netzen landeten und »An kleineren Goldbutt die weit unter dem Maß waren, und als Nachwuchs gelten konnten, waren nirgends auf denn hier angegebenen Fangplätzen bald keine Spur vom [Satz ist unvollständig]« und weiter »Auf alle Fangplätze für die Schleppnetzfisherei die nördlich von Fehmarn bis nach Alsen zu, fehlten die kleineren Nachwuchs-Goldbutt, die nur noch in den letzten Jahren im östlichen Teil des Fehmarnbelts unterhalb Hellekrog angetroffen wurden.« (S. 630) An dieser Stelle betont Daniel auch, dass das nicht nur ihn betroffen machte: »Das Fehlen dieser Nachwuchs-Goldbutt auf den erwähnten Fangplätzen nördlich von Fehmarn, löste bei den Fischern, die diese Fangplätze befischten, große Sorge aus, daß es in einigen Jahren der Goldbutt, keine sich lohnende Fänge für Schleppnetz oder der alten Buttnetzfisherei, mehr geben würde.« (S. 631) Dass diese Sorge höchst berechtigt war, sollte sich in naher Zukunft herausstellen, da sich nach 1923 die Fangerträge nicht mehr verbesserten und dies das Ende des traditionellen Schollenfangs in der gesamten westlichen Hälfte der Ostsee bedeutete.

Daniel schreibt zusammenfassend, dass sich bereits 1922 in der Ostsee »zwischen Alsen und Fehmarn« ein Rückgang der Schollenfänge bemerkbar machte (S. 845a), also auch im dänischen Bereich der westlichen Ostsee. Deshalb verlagerte sich die gesamte Schollenfisherei immer mehr in Richtung Fehmarnbelt, wo die Erträge vorläufig noch gut blieben, obwohl die Schollen selbst deutlich kleiner ausfielen als weiter westlich. 1923 gingen dann auch im Fehmarnbelt die Erträge radikal zurück, und selbst einzelne gute Tagesfänge wurden zur Glückssache (S. 847).

### **5.3.2. Daniels Überlegungen zur fehlenden Nachhaltigkeit**

Zusammenfassend hält Fiete Daniel fest, dass seiner Ansicht nach bereits mit dem Aufkommen der Schleppnetzfisherei nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, d. h. sogar noch vor der Motorisierung der Segelquasen, eine gesetzliche Anordnung hinsichtlich einer großen Maschenweite der Netze von mindestens 48 mm erforderlich gewesen wäre, um einer Überfischung vorzubeugen, die aus der gedankenlosen Vernichtung des Jungtierbestandes resultierte (S. 761). Er prangert diese Vernichtung im Tagebuch an dieser Stelle als »Schweinefutterfisherei« an. Tatsächlich gab es auch keinerlei gesetzliche Bestimmungen zur Maschengröße in Fischernetzen; der Gesetzgeber hatte sich auf die Festlegung von Mindestlängen beschränkt.

Wie unter 5.2.2.3. dargestellt, lagen die in § 1 PrFischO von 1917 festgelegten Mindestmaße für Scholle und Flunder zwar deutlich über denen der Verordnung von 1887, doch diese Verschärfung wird nach Daniels Ansicht erst vorgenommen, »als es schon zu spätst war«, um eine Überfischung noch zu verhindern, und er war der Ansicht, dass die Heraufsetzung der Mindestlängen ebenfalls schon anlässlich der Etablierung der Schleppnetzfisherei, also etwa fünfzehn Jahre zuvor, hätte erfolgen müssen (S. 761). Ebenso beklagt Daniel, dass die Forderung »der nach Goldbutt fischende Fischers für die Laichbuttfisherei eine Schonzeit ein-

zuführen«, unerfüllt geblieben war, seiner Ansicht nach wegen nicht zustande kommender Einigung auf internationaler Ebene (S. 761).

Dieser Ruf nach einer Schonzeit war nicht bloß ein Thema, über das die Fischer untereinander diskutierten. Daniel schreibt dazu an anderer Stelle »*deshalb haben wir von Eckernförde aus, mehrere Eingaben gemacht*« mit dem Ziel, für die deutsche Ostsee das dänische Mindestmaß von 26 cm zu übernehmen und zudem eine Schonzeit einzuführen, dass aber die Behörden jedenfalls bis Ende 1926 nicht reagiert hätten (S. 852).

### **5.3.3. Zu weite Transportwege**

Parallel zum Rückgang der Fangerträge verlagerte sich die Schollenfischerei immer weiter nach Osten, letztlich bis vor Heiligendamm an der mecklenburgischen Küste. Daniel führt dazu aus, dass zwar die Fangerträge so weit im Osten durchaus noch passabel waren, dass jedoch die Schollenfischerei dort für die Fangflotten aus Eckernförde und Kiel trotzdem nicht mehr gewinnbringend war, da die Fische die lange Rückreise in der Bünne nicht überlebten (siehe zu dieser Transportvorrichtung im einzelnen oben 3.7.1.2.). Daniel führt dies auf die geringe Überlebensfähigkeit der östlichen Schollen zurück und nennt das – sprachlich schief, aber durchaus griffig – die Schollen hätten »*kein vitales Leben*« für die Reise von den Fanggründen zu den Fischmärkten gehabt. Vom Fanggebiet zurück bis nach Kiel und Eckernförde habe es schon bei gutem Wetter 12 bis 15 Stunden gedauert, und bei hohem Seegang noch einige Stunden länger, »*und es eine Strapaze wurde.*« (S. 847). Dazu kam, dass auf diesen langen Fahrten die Treibstoffkosten deutlich zu hoch waren. (S. 848).

### **5.3.4. Staatliche Gegenmaßnahmen: ein Fehlschlag**

Ein kurzer, aber interessanter Exkurs in Daniels Aufzeichnungen ist ein vermutlich später hinzugefügter Bericht, wonach er 1926 im Auftrag eines offenbar staatlich bestellten Meeresbiologen zu Untersuchungszwecken in der Eckernförder Bucht nach Scholle fischte und dieser ihm zeigte, welche der gefangenen Exemplare eigentlich aus der Nordsee stammten und als Jungtiere in der westlichen Ostsee ausgesetzt worden waren (S. 851). Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich bei den Nordseeschollen um ein staatliches Experiment, das 1924 durchgeführt worden war, um die Schollenbestände der westlichen Ostsee zu retten: Man hatte diese Schollen zwischen Alsen/*Als* und Fehmarn in der Hoffnung ausgesetzt, sie würden dort heimisch werden und sich vermehren.

Für Daniel war diese Information völlig neu und er wollte das zunächst nicht recht glauben, doch der Meeresbiologe machte ihn nicht nur auf den kleinen weißen Fleck unter der Kopfflosse aufmerksam, an dem man die Nordseeschollen erkennen konnte, sondern wies ihn zudem auf die Altersbestimmung der Fische anhand der Otolithen (Gehörsteinchen) ein, wonach die Nordseeschollen zum Zeitpunkt der Untersuchung (Ende 1926) etwa zweieinhalb Jahre alt waren.

Heimisch geworden waren die Nordseeschollen nach einer Eingewöhnungszeit offenbar durchaus, doch die Untersuchungen des Meeresbiologen ergaben, dass sämtliche der zu

Untersuchungszwecken gefangenen Exemplare aus ungeklärten Gründen unfruchtbar und somit ungeeignet waren, den Bestand zu regenerieren (S. 851).

### **5.3.5. Das Ende der Schollenfischerei**

Im Rückblick hält Daniel zwei Ursachen fest, warum die Schollenfischerei in den Folgejahren praktisch völlig zum Erliegen kam: Zum einen hatten nach 1923 die Schollenbestände in der westlichen Ostsee bis Fehmarn so stark abgenommen, dass weder mit Stellnetz noch mit Schleppnetz »*erträgliche Goldbuttänge*« erzielt werden konnten und damit »*der Goldbuttfang ungefähr auf den Nullpunkt war*« (S. 849). Das führte sogar dazu, dass manche Fischerfamilien aus Maasholm bei Flensburg, aus der Kieler Förde, der Lübecker Bucht und aus Heiligenhafen nach Sassnitz auf Rügen umzogen, um dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen, obwohl die dort gefangenen Schollen deutlich kleiner waren als ihre westlichen Artgenossen (Daniel spricht von einem Durchschnittsgewicht von nur etwa 300 Gramm, im Gegensatz zu ungefähr 400 Gramm, wie er es aus dem Westen gewohnt war; S. 845a).

Vor Sassnitz fischte er den Sommer 1933 über selbst noch einmal, war auch erfolgreich und beklagt sich nur über die schlechten Preise, die man ihm für seine Fänge bezahlte, was er so nicht gewöhnt war. Gleichzeitig musste er mitansehen, dass seine Kollegen in diesem Teil der Ostsee genauso wenig Verständnis für den Erhalt der Jungfische aufbrachten, wie er es bereits Jahre vorher an der Westküste miterlebt hatte: Der untermaßige Beifang wurde nicht zurück ins Meer geschüttet, sondern wurde täglich beinahe bis zur Rückkehr in den Sassnitzer Hafen an Deck belassen (nicht in der Bünn, wo die Fische überlebt hätten). Erst kurz vor Stubbenkammer schaufelte man den nun längst toten Beifang über Bord »*damit sie auf den Fanggründen ja nicht der Grund vergifteten*« (S. 850). Daniel versuchte zwar, den Kollegen begrifflich zu machen, »*dass wenn sie so beibehielten, es dort auch bald keine Plattfische mehr gäbe, genau wie bei uns zu Hause*«, hatte aber keinen Erfolg damit.

Erst Jahre später, während Daniel im Sommer 1939 erneut in Sassnitz war und mit den alten Kollegen über die Entwicklung der Bestände sprechen wollte, erfuhr er zu diesem Thema bittere Genugtuung, als man ihm sagte: »*ihr habt Recht gehabt*« (S. 850).

## **5.4. Veränderungen des Artenbestandes**

Als ein sein Arbeitsumfeld aufmerksam beobachtender Fischer blieb Fiete Daniel nicht verborgen, dass gelegentlich Meeresfauna in seinen Netzen landete, die in der Ostsee eigentlich gar nicht vorkommen sollte. Er widmet diesem Phänomen ein eigenes kurzes Kapitel und erwähnt, leider ohne die Episoden genauer zu datieren, das Auftreten zweier für ihn exotischer Tierarten:

### **5.4.1. Wollhandkrabben**

In diesem Zusammenhang beschreibt Daniel das Auftreten der Chinesischen Wollhandkrabbe (*Eriocheir sinensis* H. Milne Edwards). Wollhandkrabben sind eine katadrome Art, d. h., es sind Süßwassertiere, die in größeren Flussläufen leben, jedoch zur Reproduktion eine

Salzwasserumgebung benötigen und dazu ähnlich wie Aale jährliche Wanderungen flussabwärts bis zum Meer unternehmen.

Sie stammen ursprünglich aus Ostchina, wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts in deutsche Gewässer eingeschleppt und verbreiten sich seither stark in deutschen Flusssystemen und im Küstenbereich. Weil das salzarme Ostseewasser für ihre Reproduktion weitgehend ungeeignet ist, legen die erwachsenen Krabben zur Paarungszeit nach bisheriger Erkenntnis erstaunliche Strecken von den in die Ostsee mündenden Flüssen nach Norden bis ins Kattegat und Skagerrak zurück.<sup>332</sup>

In Deutschland wurden Wollhandkrabben erstmals 1912 im heutigen Niedersachsen beobachtet, in der Ostsee ist die Krabbenart der Wissenschaft seit 1926 bekannt, die erste wissenschaftliche Beschreibung dieses Phänomens stammt aus dem Jahr 1933,<sup>333</sup> und seit dieser Zeit geht man üblicherweise davon aus, dass diese Krabbenart als Larven oder Jungtiere im Ballastwasser von Handelsschiffen mitgebracht wurde.<sup>334</sup> Meist wird dabei angenommen, dass die Verbreitung auf eine Verdriftung durch den Nord-Ostsee-Kanal zurückzuführen ist<sup>335</sup> oder dass die Krabben von der Nordsee bzw. deren Zuflüssen in den Ostseebereich migriert sind.<sup>336</sup>

Fiete Daniel schreibt nur an einer Stelle und dort sehr cursorisch über die Chinesische Wollhandkrabbe (S. 856). Diese Textstelle lässt den Verlauf der Ansiedlungsphase der Krabbe allerdings in einem völlig anderen Licht erscheinen, denn Daniel hält die Ansiedlung der Wollhandkrabben für ein seinerzeit nur vorübergehendes Phänomen (*»[...] waren ebenso schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen waren.«*) Diese Bemerkung ist zwar undatiert, findet sich jedoch in der ersten Hälfte der 1920er-Jahre im chronikähnlichen Teil seiner Aufzeichnungen und stammt vermutlich aus der Zeit vor 1926, ist also älter als das dauerhaft dokumentierte Auftreten der Wollhandkrabbe im Ostseeraum, und sie deutet darauf hin, dass es möglicherweise zwei Phasen des Auftretens gab, nämlich zuerst eine vorübergehende und dann, seit den 1920er-Jahren, eine dauerhafte, durch langsame Verdriftung geförderte, wie sie der Forschung bekannt ist.

Wenn man von der Richtigkeit der Annahme ausgeht, dass die Wollhandkrabben über das Ballastwasser von Handelsschiffen des seit Ende des 19. Jahrhunderts aufblühenden Ostasienhandels in deutsche Nordseehäfen gelangt sind, dann spricht vieles dafür, auch für die Kieler Bucht von einer direkten Einschleppung der Krabben auszugehen, die dort dann wegen der schlechten Reproduktionsbedingungen nicht von Dauer war:

---

<sup>332</sup> Otto, Thurid und Brandis, Dirk: First evidence of *Eriocheir sinensis* reproduction from Schleswig-Holstein, Northern Germany, Western Baltic Sea, Aquatic Invasions: 2011, Volume 6, Supplement 1: S. 65 (open access, abrufbar unter <https://doi.org/10.3391/ai.2011.6.S1.015>)

<sup>333</sup> Vgl. Peters, N. und Panning, A.: Die chinesische Wollhandkrabbe in Deutschland, Leipzig: 1933, Akademische Verlagsgesellschaft GmbH, S. 59-156

<sup>334</sup> Vgl. z. B. Leibniz-Institut zur Analyse des Biodiversitätswandels: Unser Schatz des Monats: Die Chinesische Wollhandkrabbe, Internetartikel vom 23.9.2021, abrufbar unter <https://leibniz-lib.de/2021-09-sdm-chinesische-wollhandkrabbe/>

<sup>335</sup> Vgl. neben den in Fn. 34 und 36 genannten Fundstellen etwa auch: Verband Deutscher Sporttaucher e.V. und Bundesamt für Naturschutz: Steckbrief Wollhandkrabbe, abrufbar unter [https://www.neobiota.info/sb\\_Wollhandkrabbe.php](https://www.neobiota.info/sb_Wollhandkrabbe.php)

<sup>336</sup> Vgl. Ojaveer, Henn; Gollasch, Stephan; Jaanus, Anders et al.: Chinese mitten crab *Eriocheir sinensis* in the Baltic Sea – a supply-side invader?, Biological Invasions: 2007, Volume 9, S. 409-418 (open access, abrufbar unter: <https://doi.org/10.1007/s10530-006-9047-z>)

Die deutschen Ostseehäfen spielten zwar im Asienhandel der Kaiserzeit insgesamt nur eine untergeordnete Rolle, doch dürfte es in den Jahren 1897 bis 1914 gerade zwischen Kiel und Tsingtau an der chinesischen Ostküste (heute 青島市 *Qīngdǎo Shì*) regen militärischen Schiffsverkehr gegeben haben. Kiel war nicht nur neben Wilhelmshaven einer der beiden »Reichskriegshäfen«, sondern auch Sitz der kaiserlichen Marineakademie (bis 1910), und Tsingtau war Hauptstadt der deutschen »Marinekolonie« Kiautschou und bildete als Heimathafen des kaiserlichen »Ostasiatischen Kreuzergeschwaders« einen Eckpfeiler des deutschen Kolonialreiches im Pazifik. Als einzige der deutschen Kolonien unterstand Tsingtau verwaltungstechnisch nicht der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, sondern war dem Reichsmarineamt unterstellt,<sup>337</sup> und es ist davon auszugehen, dass bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs zahlreiche Kriegsschiffe sowie Tross- und andere militärische Versorgungsschiffe zwischen Kiel und Tsingtau unterwegs waren, sei es für Flottenmanöver, für Nachschubaufgaben oder zu offiziellen Anlässen.<sup>338</sup> Dass Wollhandkrabbenlarven auch in den Ballastwassertanks dieser Schiffe mitgereist und dann beim Leeren der Tanks in die Kieler Bucht gelangt sind, erscheint äußerst naheliegend.

Nachdem Tsingtau am 7.11.1914 vom Kriegsgegner Japan besetzt worden war und das Ostasiengeschwader nicht mehr in die Heimat zurückkehren konnte,<sup>339</sup> kam in Kiel der Marineverkehr mit Ostasien und damit der Nachschub an Larven unmittelbar zum Erliegen. Insofern wäre Daniels Beobachtung folgerichtig, dass die Krabben schnell wieder verschwanden, was ebenfalls für eine bereits vor 1914 erfolgte erste, direkte Einschleppung der Wollhandkrabben in den Ostseeraum spricht.

Das alles war Fiete Daniel nicht bekannt, und er würde vermutlich bestürzt auf die Entwicklung reagieren, wonach Wollhandkrabben heute als invasive Allesfresser eine erhebliche Gefahr für einheimische Ökosysteme darstellen und seit 2016 auf der von der EU-Kommission erarbeiteten »Liste invasiver gebietsfremder Arten von unionsweiter Bedeutung« stehen.<sup>340</sup> Man geht inzwischen von einem bisher durch diese Krabbenart verursachten Schaden von über 80 Millionen € aus.<sup>341</sup>

#### 5.4.2. Schellfische

Fiete Daniel war verblüfft, als er eines Tages im Winter 1922 mit seiner Ringwade statt der angepeilten Heringe und Sprotten unverhofft einen ganzen Schwung kleiner, nur fingerlanger Schellfische aus dem Wasser holte (S. 854/1). Er spricht hier von einem Gewicht von

---

<sup>337</sup> Jozwiak, Stephanie: Die Entstehung der »Musterkolonie« Kiautschou, Internetartikel zur gleichnamigen virtuellen Ausstellung auf [www.bundesarchiv.de](http://www.bundesarchiv.de), o. J., abrufbar unter <https://www.bundesarchiv.de/DE/Content/Virtuelle-Ausstellungen/Die-Entstehung-Der-Musterkolonie-Kiautschou/die-entstehung-der-musterkolonie-kiautschou.html>

<sup>338</sup> Rein namentlich sind diese beiden Hafenstädte sogar heute noch kolonial verbunden: Der Plüschowhafen, ein Teil der Kieler Förde, wurde 1934 nach Gunther Plüschow benannt, einem Marineflieger und Flugpionier, der mit seinen Kriegsmemoiren als »Der Flieger von Tsingtau« berühmt wurde.

<sup>339</sup> Das Seegefecht bei den Falklandinseln am 8.12.1914 bedeutete das Ende des Ostasiengeschwaders, als beim Versuch, nach Deutschland zurückzukehren, sechs der sieben Schiffe von englischen Schlachtschiffen versenkt wurden und das siebte sich später selbst versenkte.

<sup>340</sup> Durchführungsverordnung (EU) 2016/1141 vom 13. Juli 2016, basierend auf Art. 4 Abs. 2 Verordnung (EU) 1143/2014, deutsche Fassung in: Amtsblatt der Europäischen Union L, Nr. 189, 14. Juli 2016, S. 4

<sup>341</sup> Leibniz-Institut zur Analyse des Biodiversitätswandels 2021 (Fn. 334), a.a.O.

1.500 kg Schellfisch in der Wade, doch behielt er die Fische nicht an Bord, sondern warf zusammen mit seiner Mannschaft die ganze Ladung wieder ins Meer.

Nach Daniels Darstellung wurde seinerzeit in der Ostsee überhaupt kein Schellfisch gefangen, und nachdem Eckernförder Kollegen ebenfalls zunehmend von Schellfisch als Beifang berichteten, versuchte man vergeblich, eine Erklärung für dieses Phänomen zu finden, zumal gerade der vorangegangene Winter sehr hart und einer eventuellen Zunahme der Schellfischpopulation nicht förderlich gewesen war.

Doch Daniel hält nachfolgend fest, dass sich die Schellfische in und außerhalb der Eckernförder Bucht offenbar wohlfühlten, denn das durchschnittliche Gewicht der gefangenen Exemplare nahm im Laufe der nächsten beiden Jahre zu. Im Herbst 1924 wogen viele der Schellfische bereits 1 kg und außerhalb des Küstenbereichs sogar 4-5 kg. Schellfische wurden in der Folgezeit, von Ende 1922 bis Mitte 1924, zum gängigen Beifang der Schollenfischer, und Größenordnungen von 100 bis 150 kg Schellfisch pro Boot und Fangtag waren nicht selten.

Doch schon im Herbst 1924 wurden die Schellfische wieder deutlich seltener, die Fangmengen sanken rasch, und Daniel beschreibt die Situation, »als wenn sie [= die Schellfische] abgewandert waren« (S. 853), da er gehört hatte, dass sich nunmehr weiter im Norden rund um Alsen/Als für einige Zeit ein reger Schellfischfang etablieren konnte. Daniel berichtet von zweihundert Booten nicht nur aus Sonderburg/Sønderborg, sondern auch aus anderen dänischen Häfen und sogar von der Nordseeküste, die zeitgleich in dieser Gegend erfolgreich Schellfische aus dem Meer zogen. Dabei erwähnt er leider nicht, wie lange die Schellfischbestände rund um Alsen/Als vorhielten. Jedenfalls für die Eckernförder Bucht blieben die Schellfischvorkommen eine einmalige Episode, denn nach 1924 fanden sich nurmehr einzelne Exemplare von bis zu 1,5 kg in den Fischernetzen (S. 857).

### **5.4.3. »Rote Vichers«**

Im Sommer 1922 hatte Daniel ein geradezu verstörendes Fangerlebnis: Am 26.7.1922, als er wie so oft in der Nähe der Veisnitzer Rinne auf Schollenfang war, fiel das Ergebnis überraschend mager aus, und er versuchte sein Glück noch ein Stück weiter nördlich, obwohl es bereits Abend wurde. Am neuen Fangplatz war das Netz auf Anhieb voller Schollen, aber interessanterweise waren keine anderen Fischarten wie Steinbutt oder Flunder darunter. Daniel hatte den ganzen Abend bis tief in die Nacht Drift um Drift ein volles Netz, ebenfalls jedes Mal ausschließlich mit Schollen. Mindestens genauso irritierend wie die Sortenreinheit des Fangs war der Umstand, dass die Schollen überhaupt in der Dunkelheit ins Netz gegangen waren (S. 696). Daniels Vater und Friedrich Mumm hatten das trotz ihrer langjährigen Berufserfahrung noch nie erlebt, und alle Fischer wussten, dass Schollenfang mit dem Schleppnetz bei Dunkelheit nicht funktionierte.

Eine mögliche Erklärung für das Phänomen wäre gewesen, dass es sich um eine kollektive Flucht der Fische vor einem Krankheitsherd oder Ähnlichem handelte. Daniel spricht in so einem Fall von »aufbrechenden Butt«, die »einem ansteckenden Grund« entkommen wollten (S. 586, 699). Doch den drei Fischern war klar, dass diese Erklärung im Grunde nicht passte,

denn ein solcher von verendeten Fischen verseuchter Bereich war immer am Geruch des eingeholten Netzes und der Leinen nach Schwefelwasserstoff identifizierbar (S. 587), also einem durchdringenden Gestank nach faulen Eiern, und dieser Gestank fehlte hier (S. 697).

Daniel markierte die Stelle des erfolgreichen Fangs mit einer kleinen Boje (einem so genannten Weedt), brachte die Ladung nach Sonderburg zum Verkauf und kehrte zum Fangplatz zurück. Am nächsten Tag fing er dort jedoch keinen einzigen Fisch mehr, sondern hatte stattdessen sein Netz immer wieder voller wurmähnlicher »roter Vichers« (S. 699), wie sie Daniel mangels einer qualifizierteren Bezeichnung nennt. Keiner der drei Fischer wusste, worum es sich dabei handelte.

Für Daniel war der unbekannte Netzinhalt »*ekelhaftes Zeug*«, und er beschreibt ihn – wie so oft nicht ganz stilsicher, aber umso plastischer – folgendermaßen: »[...] *inzwischen hatten wir festgestellt, daß es keine Würmer waren, sondern Lebewesen, wie manchmal weiße kleine durchsichtige Gallertähnliche Tintenfische waren, nur das diese knallig rot waren*« (S. 698). Den ganzen Tag über bemühte er sich, Schollen zu fangen, doch vergeblich, er zog immer nur rotes Zeug aus der Ostsee. Erst am Ende des Tages war der Spuk vorbei, und Daniels Netze blieben völlig leer.

Daniel interpretiert das Geschehen wie folgt: »[...] *hier sind die Butt, von den roten Vichers zusammen getrieben und verfolgt wurden, und sich wahrscheinlich in der Dunkelheit dort gelagert hatten, bei Tagwerden weiter geflüchtet sind aus Angst vor die roten Tiere.*« (S. 699). Um welche roten Tiere es sich bei dieser Episode gehandelt hat, konnte Daniel auch später nicht aufklären. Er hatte zwar einige Exemplare der unbekanntes Art in einem Eimer Ostseewasser zurück an Land transportiert, doch kein Fischerkollege hatte je etwas ähnliches gesehen. Jahre später stieß Daniel auf einen Zeitungsbericht, in dem von einer »*roten Pest im Meer*« die Rede war (S. 699), und er mutmaßt, dass es sich dabei um dieselben Tiere gehandelt haben könnte, geht aber nicht weiter auf den Zeitungsartikel ein.

Selbst nach intensiver Recherche seitens ausgewiesener Experten für Ostsee-Fauna ließ sich nicht klären, mit welcher Spezies es Fiete Daniel im Sommer 1922 zu tun bekam. Mögliche Kandidaten wären Ampharetidae, insbesondere Ampharetidae Malmgren, so genannte Vielborster, die zur Klasse der Ringelwürmer zählen. Allerdings sehen Ampharetidae nicht wie Tintenfische aus, und dagegen spricht Daniels Angabe, dass er diese roten Tiere noch nie gesehen hatte und auch sonst niemanden ausfindig machen konnte, der gewusst hätte, um was es sich handelte, denn die Vielborster sind relativ häufig anzutreffen.

Ein abschließende Beurteilung des Phänomens ist nicht möglich. Unter Umständen sind die beschriebenen »roten Viechers« der weltweit heimischen, jedoch weitgehend auf die Küstenbereiche beschränkten und im Übrigen völlig ungefährlichen Gattung »Seemannsgarn« zuzuordnen.<sup>342</sup>

---

<sup>342</sup> Eine weitere, hier jedoch nicht näher verfolgte Theorie wäre, dass es sich bei Daniels Erlebnis um einen Vorläufer dessen handelte, was seit den 1970er-Jahren als *Close Encounters of the Third Kind* bezeichnet wird, vgl. dazu die klassisch gewordene Einteilung des amerikanischen Astronoms J. Allen Haynek aus dem Jahr 1972. Bei den seither dokumentierten »Begegnungen« spielt häufig die Farbe Rot eine wichtige Rolle. Steven Spielberg hat Fiete Daniels Tagebuch vermutlich nicht gekannt, als er 1977 einen derartigen Vorfall in intensiv orangefarbenem, fast rotem Licht stattfinden ließ.

## 6. Fazit

Eine zusammenfassende Schlussfolgerung ist nicht ganz einfach, haben wir es doch mit einem Forschungsgegenstand zu tun, der alles andere als eine verlässliche Quelle darstellt. Gleichwohl bietet der Forschungsgegenstand, bei unterstelltem Wahrheitsgehalt und rein inhaltsbezogener Betrachtung, vielschichtige Einblicke in die historischen Lebens- und Arbeitsumstände der Ostseeküstenfischerei vor hundert Jahren und berührt dabei so viele unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen, dass gerade im Hinblick auf den interdisziplinären Ansatz des Forschungsauftrags eine differenzierte Beurteilung der Ergebnisse angebracht erscheint.

Einerseits ist der Forschungsgegenstand aus wissenschaftlicher Sicht vollkommen wertlos, da alle gewonnenen Erkenntnisse auf einer in doppelter Hinsicht zu verwerfenden Quelle beruhen: Die Quelle selbst, das »Tagebuch«, ist kein Originaldokument, das aus der Zeit stammt, die darin beschrieben wird, sondern eine Jahrzehnte später entstandene vorgebliche Abschrift desselben – und diese Abschrift ist noch dazu aller Wahrscheinlichkeit nach nicht authentisch. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hält das »Tagebuch« aufgrund der erdrückenden Vielzahl der textlichen Unstimmigkeiten für gefälscht, doch auch bei wohlwollenderer Beurteilung der Quellenlage muss es mindestens als apokryph eingestuft werden und ist keine ernst zu nehmende Quelle.

Andererseits – und diese Einschränkung soll keine Apologie dafür sein, dass der Verfasser dieser Arbeit viel Zeit und Mühe auf die inhaltliche Auswertung des »Tagebuchs« verwandt hat – birgt diese Quelle eine erstaunliche Vielzahl an fischereihistorischen Details. Diese Details zeugen – von einigen Fehlern abgesehen – durchweg von großer Sachkenntnis und müssen von jemandem stammen, der genau gewusst hat, wovon er berichtet.<sup>343</sup> Sie umreißen dabei ein weites Forschungsfeld:

**1. Kulturanthropologie.** Der Protagonist des Manuskripts berichtet ausführlich über die verschiedenen Arten der Netzfischerei, so dass sich insgesamt ein facettenreiches Bild des historischen Berufsalltags eines Küstenfischers ergibt. Teilweise gehen die Beschreibungen dabei so sehr in die Tiefe, dass sie auch von Interesse für Fragestellungen der Fischereitechnik im engeren Sinne sind, etwa wenn der Verfasser auf Netzknüpft Techniken, auf Methoden zur Reinigung der riesigen, schweren Netze, auf deren Garnstärke, Maschengröße und Ähnliches eingeht. So gehörten beispielsweise die richtige Zwirndrehung des Garns und die um wenige Millimeter über dem üblichen Durchschnitt liegende Maschenweite der Schleppnetze zu den ausschlaggebenden Elementen für den Fangertag.

Des Weiteren beschreibt der Autor des Manuskripts zahlreiche fischereibezogene Einzelheiten, die zwar bereits zu seiner eigenen Zeit als historisch galten, die er selbst aber als für die Nachwelt bewahrenswert einstufte, und zwar nicht nur in Bezug auf die Fischerei selbst,

---

<sup>343</sup> Zur Verdeutlichung sei hier ein Vergleich aus der Literatur genannt: Daniel Defoes Roman »Robinson Crusoe« ist ein fiktionales Werk, das vorgibt, ein Erfahrungsbericht zu sein – und das, trotz aller literarischer Bearbeitung, auch tatsächlich auf dem Erfahrungsbericht eines gewissen Alexander Selkirk beruht, der Anfang des 18. Jahrhunderts vier Jahre lang allein auf einer winzigen Insel im Juan-Fernández-Archipel überlebt hat. In ganz ähnlicher Weise dürfte das Manuskript »Fiete Daniels Tagebuch« auf authentischen Erfahrungen beruhen, zumindest teilweise.

sondern auch im Hinblick auf die Fischverarbeitung, für die Eckernförde landesweit bekannt war.

**2. Betriebswirtschaft.** In die heutige Zeit übertragen, stellen die Einträge über ergiebige Fangfahrten in der zweiten Hälfte des Jahres 1918 einen an der betriebswirtschaftlichen Praxis orientierten und dabei erstaunlich modern anmutenden Ratgeber zur erfolgreichen Führung eines kleinen Wirtschaftsunternehmens dar. Dabei wird deutlich, dass der wirtschaftliche Erfolg sich vor allem deshalb einstellte, weil der Protagonist aus unternehmerischer Sicht alles richtig machte, angefangen von der Standortanalyse bis hin zu den Folgeinvestitionen nach erfolgreichem Abschluss. Einen ähnlichen Erfolgsbericht stellen die Aufzeichnungen zu den Jahren 1921 und 1922 dar, als es dem Protagonisten gelang, aufgrund einer durchaus kühnen unternehmerischen Entscheidung seine Erlöse nicht mehr in krisengeschüttelter Mark, sondern in wertbeständigen dänischen Kronen zu erzielen.

**3. Wirtschafts- und Finanzgeschichte.** Daneben bietet das Manuskript bedeutende Einblicke in zwei interessante Bereiche der deutschen Wirtschafts- und Finanzgeschichte: zum einen die sich aufgrund der Nahrungsmittelknappheit im Ersten Weltkrieg entwickelnden Hamstertouren und Tauschfahrten, die im vorliegenden Fall kurzzeitig sogar zur erstaunlich effektiven Ausbildung eines kleinen Liefernetzwerkes führten, und zum anderen die Auswirkungen der Hoch- und Hyperinflation Anfang der 1920er-Jahre. Anders als die meisten wissenschaftlichen Untersuchungen zu diesen Themen, die sich mehr auf die allgemeine Entwicklung konzentrieren, zeigt das Manuskript, wie sich der täglich neu auszufechtende Kampf ums wirtschaftliche Überleben konkret gestaltete (ein Stück Torte zum Nachtisch in einer Gastwirtschaft war nicht nur ein exotischer Leckerbissen, sondern übernahm auch die Funktion von Wechselgeld im Tauschgeschäft »ein warmes Mittagessen gegen ein paar Pfund frischen Fisch«), wobei der Protagonist schnell lernte, die stabilen dänischen Kronen jeweils möglichst erst bei Bedarf in deutsches Geld umzutauschen, weil er dessen Wertverfall täglich beobachten konnte.

**4. Technikgeschichte.** Für Fragen der allgemeinen Technikgeschichte bietet das Manuskript ebenfalls interessante Ansatzpunkte. Beschrieben werden Funktionsweise, Ausstattung und Konstruktionsmerkmale der für die westliche Ostsee typischen Küstenfischereischiffe (wie beispielsweise die verblüffend einfache und dabei effiziente Frischhaltung des Fangs in der so genannten Bunn), und zwar in den Jahren der beginnenden Motorschiffahrt, in denen man die ursprünglich als Segler konstruierten Schiffe nachträglich mit einem Motorantrieb ausstattete. Dabei eröffnet der Einsatz des offenbar unverwüstlichen und sogar Rohöl verbrennenden Glühkopfmotors weitergehende Fragestellungen dahingehend, ob dieser aus dem Bewusstsein verschwundene Motortyp in der heutigen Zeit nicht überall dort eine kleine Renaissance erleben könnte, wo sich hochgerüstete Motortechnik aufgrund der Umstände nicht besonders gut eignet.

**5. Rechtsfragen.** Das Manuskript beschreibt immer wieder rechtlich relevante Sachverhalte. Zu deren besserem Verständnis war dazu in manchen Fällen eine knappe Erörterung rechtsgeschichtlicher Fragestellungen geboten. Das betraf nicht nur fischereirechtliche Vor-

schriften im eigentlichen Sinn (Mindestmaße für den Schollenfang; Schleppnetzverbot in Küstennähe; komplexer Aufgabenbereich des Oberfischmeisters), sondern auch damit verwandte Rechtsgebiete (Abgrenzungsfragen bei Fischereigenossenschaften) bis hin zu allgemeinen Lebensbereichen wie der Kriegsgewinnsteuer, die im Jahr 1918 jeden erfolgreich wirtschaftenden Deutschen rechtlich zum Kriegsgewinnler machte.

**6. Ökologie.** Einen nicht unerheblichen Erkenntnisgewinn bilden die (unsystematisch in die Aufzeichnungen eingestreuten) Beobachtungen des Verfassers zu den ökologischen Auswirkungen seines Arbeitsalltags. Dabei wird überraschend deutlich, dass ökologisches Bewusstsein keine Errungenschaft der letzten Jahrzehnte ist, sondern dass zumindest einzelne unmittelbar Betroffene bereits vor hundert Jahren den Zusammenhang zwischen menschlichem Verhalten und den sich verändernden Umwelt- und Lebensbedingungen erkannt hatten.

Auch wenn dem Verfasser der Aufzeichnungen der Begriff »Überfischung« möglicherweise nicht bekannt war, beschreibt er klar dieses Phänomen und macht unverblümt die Ursachen dafür aus: Er erläutert, warum die zeitgenössischen gesetzlichen Regeln zum Schutz des Fischbestandes zu spät verschärft wurden und warum sie auch danach noch nicht ausreichten, und er prangert immer wieder die sorglose Praxis der Schollenfischerei an, die sich nicht um den Schutz der Jungfische kümmerte und die Gesetzesvorschriften möglichst unterließ. Etwas vereinfacht formuliert: Hätte man seinerzeit auf den Protagonisten des Manuskripts gehört, wäre vielleicht die weitere Entwicklung vermeidbar gewesen, die dazu führte, dass 1923 die Schollenbestände einbrachen und dies den raschen Niedergang der gesamten Schollenfischerei in der westlichen Ostsee bedeutete.

**7. Ökonometrie.** Darüber hinaus bietet das Manuskript Anknüpfungspunkte zur historischen Ökonometrie. Dass die im Manuskript für 1918 akribisch aufgeführten Fangergebnisse nicht mit den amtlichen Statistiken in Einklang zu bringen waren, liegt nicht nur daran, dass möglicherweise das Zahlenmaterial im Manuskript unzuverlässig ist, sondern lässt sich auf jeden Fall auch darauf zurückführen, dass die beiden amtlichen Statistiken, die in jeweils unterschiedlichen Behörden erstellt wurden, nicht nur deutlich von einander abweichende Fangmengen ausweisen, sondern auch in sich nicht schlüssig sind. Wie dargestellt, war zwar den Fachleuten unter den Zeitgenossen bekannt, dass das offizielle Zahlenmaterial nicht viel taugte, doch wie weit diese Zahlen von der Realität entfernt gewesen sein müssen, wird unter Umständen zum ersten Mal in der vorliegenden Untersuchung deutlich.

**8.** Als letzter – aber nicht uninteressantester – Bereich sei die Soziolinguistik angesprochen: Das Manuskript ist ein beständig zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch changierender Text, dessen Idiom oft von einem Satz zum nächsten wechselt, wobei die plattdeutschen Bestandteile stark unterschiedlichen Charakter aufweisen und in ihrer Länge von nur einem Satz bis hin zu ganzen Kapiteln reichen. Die Untersuchung dieses Phänomens der Diglossie konnte in der vorliegenden Arbeit nur kurz gestreift werden.

Offenbleiben muss trotz allem die Frage, welchen Wert diese Erkenntnisse im Licht der fehlenden Authentizität des Manuskripts haben.

# 7. Anhang

## Literaturverzeichnis

- Baedeker, Karl: Nordost-Deutschland (von der Elbe und der Westgrenze Sachsens an) nebst Dänemark. Handbuch für Reisende, Leipzig: Verlag von Karl Baedeker, 31. Aufl. 1914
- Bär, Anselm: Ludwig Sütterlin – Bekannt und doch vergessen, in: Die deutsche Schrift, Heft 3/1999, Seesen 1999: Bund für deutsche Schrift und Sprache e. V.
- Barfod, Heinrich: Unsere ersten schleswig-holsteinischen Oberfischmeister: Hauptmann Dallmer und seine Getreuen Decker und Hinkelmann, in: Die Heimat. Monatsschrift des Vereins zur Pflege der Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck und dem Fürstentum Lübeck, Jahrgang 26 Nr. 8, Neumünster: Eigenverlag, 1916, S. 163-173
- Baudissin, Graf Adelbert: Schleswig-Holstein Meerumschlungen. Krieg- und Friedensbilder aus dem Jahre 1864, Stuttgart: Ed. Hallberger, 1864
- Bundesfinanzministerium, 100 Jahre Umsatzsteuer in Deutschland, Monatsberichte des BMF, Dezember 2019, Analysen und Berichte, S. 25-27, abrufbar unter: [https://www.bundesfinanzministerium.de/Monatsberichte/2019/12/Inhalte/Kapitel-3-Analysen/3-4-100-jahre-umsatzsteuer\\_pdf.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=5](https://www.bundesfinanzministerium.de/Monatsberichte/2019/12/Inhalte/Kapitel-3-Analysen/3-4-100-jahre-umsatzsteuer_pdf.pdf?__blob=publicationFile&v=5), abgerufen am 15.8.2023
- Bunn, George: Banning Poison Gas and Germ Warfare: Should the United States Agree, Wisconsin Law Review 1969 (2), S. 375-420, abrufbar unter [https://web.archive.org/web/20140702004808/http://iis-db.stanford.edu/pubs/22365/Bunn\\_Banning\\_Poison\\_Gas\\_and\\_Germ\\_Warfare.pdf](https://web.archive.org/web/20140702004808/http://iis-db.stanford.edu/pubs/22365/Bunn_Banning_Poison_Gas_and_Germ_Warfare.pdf), abgerufen am 26.5.2023
- Cagan, Phillip: The Monetary Dynamics of Hyperinflation, in: Friedman, Milton (Hg.): Studies in the Quantity Theory of Money, Chicago: University of Chicago Press 1956, S. 25-117
- Croddy, Eric: Chemical and Biological Warfare. A Comprehensive Survey for the Concerned Citizen, Copernicus Books, Springer-Verlag New York Inc.: New York, 2002
- Daniel, Friedrich: Een Vertäll'n von Strand. Fischerie un Rökerie in Eckernför, in: Jahrbuch 38 Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde: 1980, S. 242-247
- Daniel, Friedrich: De Handwaad un wi wi Fischers dormit ümgahn sünd, in: Jahrbuch 40 Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1982, S. 257-263
- Daniel, Friedrich: Bericht über die Fischerei mit Buttnetzen, Buttwaaden und Schleppnetzen nach Goldbutt, in: Jahrbuch 42, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1984, S. 255-259
- Daniel, Friedrich: Die Gründung von Fischereigenossenschaften, in: Jahrbuch 44, Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 1986, S. 87-90
- Dittmer/Lieckfeld/Romberg: Motoren und Winden für die See- und Küstenfischerei nach dem Preisausschreiben des Deutschen Seefischerei-Vereins Teil 2, München/Berlin: R. Oldenbourg Verlag, 1911
- Der große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden, 15. Aufl., Leipzig: F. A. Brockhaus, 1930
- Dudzus, Alfred u.a.: Das große Buch der Schiffstypen, Stuttgart: Paul Pietsch Verlage, 1998
- Eichelbaum, Eberhard: Die Seefischerei, in: Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hg.): Jahresbericht über die deutsche Fischerei 1924, Berlin: Verlag Gebr. Mann, 1925, S. 11-170
- Feld, Lars; Köhler, Ekkehard: Vom Regen in die Traufe? Inflation, Deflation und der wirtschaftliche Niedergang der Weimarer Republik, in: Freiburger Universitätsblätter, 54. Jahrgang, Lieferung 209 (2015), S. 45-66
- Feldman, Gerald D.: The Great Disorder. Politics, Economics, and Society in the German Inflation, 1914-1924: Oxford: Oxford University Press, 1997
- Fischer, Erich: Die Küstenfischerei, in: Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft (Hg.): Jahresbericht über die deutsche Fischerei 1927, Berlin: Verlag Gebr. Mann, 1928, S. 242-253
- Groehler, Olaf: Der lautlose Tod. Einsatz und Entwicklung deutscher Giftgase von 1914 bis 1945, Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH, 1989
- Haber, Ludwig: The Poisonous Cloud. Chemical Warfare in the First World War, Oxford: Clarendon Press, 1986

- Henking, Herrmann: Die Ostseefischerei, Handbuch der Seefischerei Nordeuropas Bd.5, Die deutsche Seefischerei, Heft 3, Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Erwin Nägele) G.m.b.H., 1929, als Reprint-Ausgabe, Bremen: Unicum Verlag in Europäischer Hochschulverlag GmbH & Co KG, 2011
- Henning, Friedrich-Wilhelm: Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Teil I Deutsche Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik 1914-1932: Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, 2013
- Hering, Rainer (Hg.): Kommentierte Beständeübersicht des Landesarchivs Schleswig-Holstein. Bestandsaufnahme zum 150-jährigen Bestehen, Hamburg: Hamburg University Press, 2020, online abrufbar unter <https://d-nb.info/1208216767/34>, abgerufen am 27.6.2023
- Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina (Hg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, 2014
- Hüdepohl, Martin: Auf Fangfahrt in die Vergangenheit, in: Jahrbuch 2020 Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V., Eckernförde, 2020, S. 25-32
- Illustriertes Fischerei-Lexikon, Neudamm: J. Neumann-Neudamm Verlag, 1936
- Jozwiak, Stephanie: Die Entstehung der »Musterkolonie« Kiautschou, Internetartikel zur gleichnamigen virtuellen Ausstellung auf [www.bundesarchiv.de](http://www.bundesarchiv.de), o. J., abrufbar unter <https://www.bundesarchiv.de/DE/Content/Virtuelle-Ausstellungen/Die-Entstehung-Der-Musterkolonie-Kiautschou/die-entstehung-der-musterkolonie-kiutschou.html>, abgerufen am 26.5.2023
- Klein, Friedrich/Berlin, Henning: Die Fischereigenossenschaften in der Bundesrepublik Deutschland und ihre steuerliche Behandlung, ZFGG (Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen), Stuttgart: Lucius & Lucius Verlag, 1963, S. 197-236
- Koch, Marc: Subaquatische Kampfmittelaltlasten in der Ostsee. Neubewertung des Status Quo, Risikopotenziale und resultierende Handlungsszenarien, Dissertation, Lüneburg: Leuphana Universität, 2010, <https://pubdata.leuphana.de/frontdoor/index/index/docId/576>, abgerufen am 30.4.2023
- Lang/Weidmüller (Bearbeiter: Lehnhoff, Dirk/Holthaus, Jan): Genossenschaftsgesetz, Berlin/Boston: Walter de Gruyter GmbH, 40. Aufl. 2022
- Leibnitz-Institut zur Analyse des Biodiversitätswandels Bonn/Hamburg, Unser Schatz des Monats: Die Chinesische Wollhandkrabbe, Internetartikel vom 23.9.2021, abrufbar unter <https://leibniz-lib.de/2021-09-sdm-chinesische-wollhandkrabbe>, abgerufen am 25.5.2023
- Lexer, Mathias Ritter von: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, 3 Bde., Leipzig: S. Hirzel Verlag, 1872-1878, aufrufbar im *Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities*, [www.woerterbuchnetz.de/Lexer](http://www.woerterbuchnetz.de/Lexer)
- Management- und Maßnahmenblatt zu VO (EU) Nr. 1143/2014 (Chinesische Wollhandkrabbe), abrufbar unter [https://www.hlnug.de/fileadmin/dokumente/naturschutz/artenschutz/Neobiota/chinesische\\_wollhandkrabbe\\_-\\_management-\\_und\\_massnahmenblatt\\_03\\_2018\\_uak\\_end.pdf](https://www.hlnug.de/fileadmin/dokumente/naturschutz/artenschutz/Neobiota/chinesische_wollhandkrabbe_-_management-_und_massnahmenblatt_03_2018_uak_end.pdf), abgerufen am 25.5.2023
- Martinetz, Dieter: Der Gaskrieg 1914–1918. Entwicklung, Herstellung und Einsatz chemischer Kampfstoffe. Das Zusammenwirken von militärischer Führung, Wissenschaft und Industrie, Bonn: Bernard & Graefe Verlag, 1996
- Martinetz, Dieter: Vom Giftpfeil zum Chemiewaffenverbot. Zur Geschichte der chemischen Kampfmittel, Thun/Frankfurt am Main: Verlag Harri Deutsch, 1996
- Mayer, G.: Reichsfinanzgesetzgebung 1918, Bd. 2, Kriegssteuer – Reichsfinanzhof – Stempel – Steuerflucht – Post- und Telegraphengebühren, Berlin: J. Guttentag Verlagsbuchhandlung G.m.b.H., 1919
- Mehl, Heinrich: Eine Netzfabrik prägte Itzehoe, in: Mehl, Heinrich/Tillmann, Doris (Hg.), Fischer – Boote – Netze. Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Volkskundliche Sammlungen, Bd. 4, Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens GmbH & Co. KG, 1999, S. 87-88
- Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, 20 Bde., 6. Aufl., Leipzig/Wien: Bibliographisches Institut, 1902-1908
- Middendorf, Friedrich Ludwig; Bemastung und Takelung der Schiffe, Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag GmbH, 1903
- Miltzer, Klaus: Die Geschichte des Deutschen Ordens, Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer GmbH, 2. Aufl. 2012

- Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten (Hg.): Das Preußische Fischereirecht. Sammlung der auf dem Gebiete des Fischereirechts in Preußen geltenden gesetzlichen und polizeilichen Vorschriften, Berlin: Verlagsbuchhandlung Paul Parey, 1919
- Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866-1918 [3 Bde.], München: C. H. Beck, 1992
- Ojaveer, Henn; Gollasch, Stephan; Jaanus, Anders et al.: Chinese mitten crab *Eriocheir sinensis* in the Baltic Sea – a supply-side invader?, *Biological Invasions*: 2007, Volume 9, S. 409-418
- Oldekop, Henning: Topographie des Herzogtums Schleswig, Kiel: Lipsius & Tischer, 1906
- Otto, Thuid und Brandis, Dirk: First evidence of *Eriocheir sinensis* reproduction from Schleswig-Holstein, Northern Germany, Western Baltic Sea, Helsinki: *Aquatic Invasions*, 2011, Volume 6, Supplement 1, S. 65-69 (open access, abrufbar unter <https://doi.org/10.3391/ai.2011.6.S1.015>)
- Peters, N. und Panning, A.: Die chinesische Wollhandkrabbe in Deutschland, Leipzig: 1933, Akademische Verlagsgesellschaft GmbH
- Pfeifer, Wolfgang: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, München: Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, 2000, 5. Aufl., S. 1068
- Polenz, Peter von: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band II: 17. und 18. Jahrhundert, 2. Aufl, Berlin/Boston: Walter de Gruyter GmbH, 2013
- Raillard, Susanne: Die See- und Küstenfischerei Mecklenburgs und Vorpommerns 1918 bis 1960. Traditionelles Gewerbe unter ökonomischem und politischem Wandlungsdruck, Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte, Bd. 87, München: Oldenbourg, 2012
- Roesler, Konrad: Die Finanzpolitik des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, Berlin: Duncker und Humblot, 1967,
- Rudolph, Wolfgang: Segelboote der Deutschen Ostseeküste, Berlin: Akademie-Verlag, 1969
- Schmidt, Wilhelm: Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium, 11. Aufl., Stuttgart: S. Hirzel Verlag, 2013
- Sass, Friedrich: Geschichte des deutschen Verbrennungsmotorenbaues von 1860 bis 1918, Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer-Verlag, 1962
- Scobel, A. (Hg.), Andrees Allgemeiner Handatlas in 139 Haupt- und 161 Nebenkarten, Bielefeld/Leipzig: Velhagen & Klasing, 5. Aufl., 1910
- Schenek, Anton: Lexikon Garne und Zwirne, Frankfurt a. M.: Deutscher Fachverlag GmbH, 2006
- Schleswig-Holsteinischer Landtag, Landtagsinformationssystem Schleswig-Holstein, abrufbar unter <https://e-lissh.landtag.ltsh.de/portal/browse.tt.html>, abgerufen am 11.12.2023
- Schumpeter, Joseph: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmerrgewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus, Berlin: Duncker & Humblot, 9. Aufl. 1997, unveränderter Nachdruck der 1934 erschienenen 4. Aufl.
- Schumpeter, Joseph: Unternehmer, in: Elster/Weber/Wieser (Hg.): Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. 8 Tarifvertrag-Zwecksteuern, Jena: Gustav Fischer Verlag, 4. Aufl. 1928, S. 476-487
- Stachelbeck, Christian: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, Beiträge zur Militärgeschichte. Militärgeschichte kompakt, Bd. 5, München: Oldenbourg, 2013
- Statistisches Reichsamt (Hg.), Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Vierzigster Jahrgang 1919, abrufbar unter [digizeitschriften.de](http://digizeitschriften.de)
- Statistisches Reichsamt (Hg.), Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Vierundvierzigster Jahrgang 1924/25, abrufbar unter [digizeitschriften.de](http://digizeitschriften.de)
- Statistisches Reichsamt (Hg.), Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Fünfundvierzigster Jahrgang 1926, abrufbar unter [digizeitschriften.de](http://digizeitschriften.de)
- Statistisches Reichsamt (Hg.), Zahlen zur Geldentwertung in Deutschland von 1914 bis 1923, Sonderhefte Wirtschaft und Statistik. 5. Jahrgang Sonderheft 1, Berlin: Reimar Hobbing, 1925
- Stellmacher, Dieter: Die niederdeutsche Sprachgeschichte und das Deutsch von heute, Frankfurt a.M.: Peter Lang GmbH, 2017
- Stellmacher, Dieter: Niederdeutsche Sprache, 2. Aufl., Berlin: Weidler Buchverlag, 2000

Szadkowski, Karin: Geräucherte Sprotten aus Kiel und Eckernförde, in: Mehl, Heinrich/Tillmann, Doris (Hg.), Fischer – Boote – Netze. Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Volkskundliche Sammlungen, Bd. 4, Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens GmbH & Co. KG, 1999, S. 170-189

Taylor, Frederick: The Downfall of Money, New York u.a.: Bloomsbury Publishing, 2014

Teupe, Sebastian: Zeit des Geldes, Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag GmbH, 2022

Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Maße, Zahlen, Gewichte und der Zeitrechnung, Stuttgart: Philipp Reclam jun. GmbH & Co., 1992

Trapp, Wolfgang: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, Köln: Anaconda Verlag GmbH, 2005

Weber, Wolfgang (Hg.): Seilereilexikon. Nachschlagewerk für die Faser- und Drahtseilerei. Mit den Nebengebieten: Faser- und Seilprüfung, Maschinenkunde, Seilereieinrichtung und Seilereinormen, Bd. 1: A-M, Ulm: Aegis-Verlag Ernst Bauer, 1989

Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4. Vom Beginn der Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949, München: C. H. Beck, 2. Aufl., 2003

Wette, Wolfram: Deutsche Erfahrungen mit der Wehrpflicht 1918–1945. Abschaffung in der Republik und Wiedereinführung durch die Diktatur, in: Foerster, Roland (Hg.): Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung, Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 43, München: Oldenbourg, 1994

Wirrer, Jan (Hg.): Minderheiten- und Regionalsprachen in Europa, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH, 2000

Zehn Jahre Preußisches Landwirtschafts-Ministerium 1919-1928. Denkschrift des Preußischen Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Berlin: o. V., 1929

Ziesemer, Walter (Hg.): Das Große Ämterbuch des Deutschen Ordens, Danzig: A. W. Kafemann GmbH, 1921

## **Schrifthistorisches Gutachten von Dr. Michael Blümel**



[www.entzifferer.de](http://www.entzifferer.de)

Ihr Entzifferer deutscher  
Schreibschriften des 15. bis 20. Jh.

Dr. Michael Blümel ♦ An der Schule 1 ♦ 01723 Wilsdruff  
fon: 035204 / 47435 • mail: [info@entzifferer.de](mailto:info@entzifferer.de)

Deutsches Zentrum für integrative Biodiversitätsforschung (iDiv) Halle-Jena-Leipzig  
Biodiversitätsökonomik  
– z. Hdn. Herrn Rudolf Forster –  
Puschstraße 4  
04103 Leipzig

### **Schriftbeurteilung hinsichtlich Geburtsjahr eines Tagebuchschreibers**

Sehr geehrter Herr Forster,

Sie erteilten mir per E-Mail vom 04.12.2023 den Auftrag (2023/103) zur Beurteilung der Wahrscheinlichkeit, daß ein im Jahr 1900 geborener Ostseefischer der Schreiber eines Ihnen vorliegenden Tagebuchs ist.

Der Tagebuchschreiber hat eine lateinische Schreibschrift, die etliche individuelle Züge aufweist, verwendet. Weiterer handschriftlicher Text des Tagebuchschreibers, der auf die konkrete Person schließen ließe, steht nicht zur Verfügung. Um dennoch zu einer Beurteilung gelangen zu können, muß eine schriftvergleichende Betrachtung anhand geeigneter Handschriften, die von anderen Personen stammen, durchgeführt werden.

Hierzu dienen in lateinischer Schreibschrift geschriebene Texte von 16 verschiedenen Personen, die hinsichtlich ihres Geburtsjahres und ihrer schulischen Bildung dem vorgeblichen Tagebuchschreiber möglichst nahe stehen. Dabei dürften einige Personen auch eine Berufsschulbildung genossen haben.

Das Auffinden geeigneter Handschriften ging mit der Schwierigkeit einher, daß nur bei relativ wenigen Schreibern Geburtsjahr und Beruf, der auf den Grad der Schulbildung hindeutet, bekannt sind. Bei der Suche erfolgte keinerlei ergebnisorientierte Selektion. Somit besitzen die zum Vergleich herangezogenen Handschriften auch wegen ihrer Vielzahl einen durchaus repräsentativen Charakter.

Die schriftvergleichende Betrachtung beschränkt sich auf Großbuchstaben. Das geschieht einerseits aus arbeitsökonomischen Gründen. Andererseits haben Großbuchstaben gegenüber Kleinbuchstaben den Vorzug, daß in jenen die Unterschiede zu anderen Handschriften

deutlicher hervortreten. – In einer 3 Seiten umfassenden TABELLE, die dem gegenwärtigen Schreiben als Anlage beiliegt, werden Großbuchstaben der Handschrift des Tagebuchschreibers den Großbuchstaben der Handschrift jener 16 Personen unter Berücksichtigung auftretender Varianten gegenübergestellt. Hiervon ausgenommen sind die Großbuchstaben Q, X und Y, weil sie in den relevanten Texten fehlen.

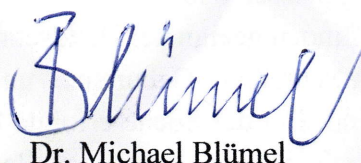
Obwohl die Großbuchstaben der Vergleichshandschriften individuelle Züge aufweisen, haben von jenen die meisten jeweils dieselbe Grundgestalt. Dies gilt z. B. für das hier zahlreich vertretene H. Häufig vorkommende Merkmale der Vergleichsbuchstaben sind jeweils geschwungene Schäfte, Deckstriche sowie An- und Abstriche. Diese Bestandteile, aber auch die Bögen verfügen oft über Schlaufen, Kringel, Umschwünge oder Knicke. Mitunter sind Schäfte und Querstriche mit einem kleineren Strich versehen. – Die hier vorliegenden Gemeinsamkeiten beruhen wohl hauptsächlich darauf, daß während der Kaiserzeit an Volks- und Bürgerschulen neben deutscher Schreibschrift auch lateinische Schreibschrift nach bestimmten Normen vermittelt wurde. Dabei spielte der zumindest teils und fakultativ an solchen Schulen abgehaltene Französisch- oder/und Englischunterricht, der zwangsläufig die Verwendung lateinischer Schreibschrift erforderte, eine Rolle.

Die obigen Merkmale treten bei den Großbuchstaben des Tagebuchschreibers nur selten und dabei in geringerer Ausprägung auf. Vorherrschend sind indessen gerade Schriftlinien. An- und Abstriche oder sonstige Zierelemente kommen nur selten vor. – Hätte der fragliche Tagebuchsreiber die lateinische Schreibschrift noch während der Kaiserzeit erlernt, so wären Buchstabenformen, welche den Vergleichsbuchstaben wenigstens ähneln, zu erwarten. Das ist jedoch kaum der Fall. Die Möglichkeit, daß sich der einst erworbene Schriftduktus im Verlaufe der Zeit grundsätzlich gewandelt hat, erscheint äußerst gering. Hinzu kommt, daß eine stärker von der Norm abweichende Individualschrift eher bei höhergebildeten Personen entsteht.

Auf Grundlage der benannten Tatsachen gelange ich zu der Beurteilung, daß der im Jahr 1900 geborene Ostseefischer wahrscheinlich NICHT als Schreiber des Tagebuchs in Frage kommt. Vielmehr darf mit einer hohen Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der tatsächliche Tagebuchsreiber eine später geborene Person ist, welche die lateinische Schreibschrift in einer moderneren Variante erlernte.

Die Beurteilung unter Wahrung der Diskretion mit der nötigen Sachkenntnis und Sorgfalt durchgeführt zu haben, wird hiermit versichert.

Mit freundlichen Grüßen



Dr. Michael Blümel

Wilsdruff, den 11.12.2023

Anlage:  
1 Tabelle (3 Seiten)

## Anlage zu Auftrag 2023/103: „Schriftbeurteilung hinsichtlich Geburtsjahr eines Tagebuchsschreibers“ vom 11.12.2023 von Dr. Michael Blümel

Geburtsjahr:	„1900“ (?)	1895	1898	1904	s. Fußnote
Beruf:	„Ostseefischer“ (?)	Fabrikarbeiter	Bauführer	Verkäuferin	s. Fußnote
Dokument:	Tagebuch ohne Zeitangabe	Antrag + Lebenslauf 1958	Lebenslauf nach 1926	Gedichte 1921 bis 1933	Unterschriften auf standesamtl. Heiratsurkunden 1915 bis 1949
A:					1945 <sup>1</sup> : ; 1945 <sup>2</sup> : ; 1949 <sup>3</sup> :
B:					1925 <sup>4</sup> : ; 1949 <sup>5</sup> :
C:		----	----		1925 <sup>6</sup> :
D:			----		----
E:					1925 <sup>7</sup> :
F:					1949 <sup>8</sup> :
G:					----

<sup>1</sup> Geburtsjahr: 1926 ◦ Beruf: ohne

<sup>2</sup> Geburtsjahr: um 1880 ◦ Beruf: ohne

<sup>3</sup> Geburtsjahr: um 1891 ◦ Beruf: Landwirt


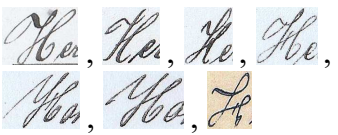




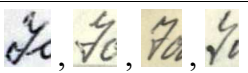








<sup>4</sup> Geburtsjahr: um 1881 ◦ Beruf: Hausmann

<sup>5</sup> Geburtsjahr: um 1890 ◦ Beruf: Kraftfahrer

<sup>6</sup> Geburtsjahr: 1902 ◦ Beruf: Fabrikarbeiter

<sup>7</sup> Geburtsjahr: 1902 ◦ Beruf: Fabrikarbeiter

<sup>8</sup> Geburtsjahr: um 1891 ◦ Beruf: Landwirt

H:					1919 <sup>9</sup> :  ; 1925 <sup>10</sup> :  ; 1925 <sup>11</sup> :  ; 1934 <sup>12</sup> :  ; 1945 <sup>13</sup> :  ; 1945 <sup>14</sup> :  ; 1949 <sup>15</sup> : 
I:			----		----
J:		----			1934 <sup>16</sup> : 
K:					1925 <sup>17</sup> :  ; 1925 <sup>18</sup> :  ; 1934 <sup>19</sup> : 
L:			----		----
M:					1915 <sup>20</sup> :  ; 1925 <sup>21</sup> : 
N:					----
O:					----

<sup>9</sup> Geburtsjahr: 1875 ◦ Beruf: Glaser

<sup>10</sup> Geburtsjahr: um 1881 ◦ Beruf: Hausmann

<sup>11</sup> Geburtsjahr: um 1873 ◦ Beruf: Händlersehefrau

<sup>12</sup> Geburtsjahr: um 1898 ◦ Beruf: Landarbeiter

<sup>13</sup> Geburtsjahr: 1911 ◦ Beruf: Friseur

<sup>14</sup> Geburtsjahr: 1926 ◦ Beruf: ohne

<sup>15</sup> Geburtsjahr: um 1890 ◦ Beruf: Kraftfahrer

<sup>16</sup> Geburtsjahr: um 1912 ◦ Beruf: Melker

<sup>17</sup> Geburtsjahr: 1902 ◦ Beruf: Fabrikarbeiter

<sup>18</sup> Geburtsjahr: um 1873 ◦ Beruf: Händlersehefrau

<sup>19</sup> Geburtsjahr: um 1912 ◦ Beruf: Melker

<sup>20</sup> Geburtsjahr: 1891 ◦ Beruf: Arbeiter

<sup>21</sup> Geburtsjahr: um 1873 ◦ Beruf: Händlersehefrau

P:			----	----	----
Q:	----	----	----	----	----
R:					1945 <sup>22</sup> :
S:					1925 <sup>23</sup> : ; 1945 <sup>24</sup> : ; 1945 <sup>25</sup> :
T:					----
U:			----		----
V:		----	----		1945 <sup>26</sup> : ; 1945 <sup>27</sup> :
W:					1934 <sup>28</sup> : ; 1945 <sup>29</sup> : ; 1949 <sup>30</sup> :
X:	----	----	----	----	----
Y:	----	----	----	----	----
Z:			----		----

<sup>22</sup> Geburtsjahr: um 1923 ◦ Beruf: Tischler

<sup>23</sup> Geburtsjahr: um 1881 ◦ Beruf: Hausmann

<sup>24</sup> Geburtsjahr: 1926 ◦ Beruf: ohne

<sup>25</sup> Geburtsjahr: um 1880 ◦ Beruf: ohne

<sup>26</sup> Geburtsjahr: 1926 ◦ Beruf: ohne

<sup>27</sup> Geburtsjahr: um 1880 ◦ Beruf: ohne

<sup>28</sup> Geburtsjahr: um 1898 ◦ Beruf: Landarbeiter

<sup>29</sup> Geburtsjahr: um 1923 ◦ Beruf: Tischler

<sup>30</sup> Geburtsjahr: um 1891 ◦ Beruf: Landwirt